Geschichte der deutschen Frauenwelt

Johannes Scherr


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Geschichte

der

Deutschen Frauenwelt.

I.

Geschichte

der

Deutschen Frauenwelt.

In drei Büchern nach den Quellen.

Von

Johannes Scherr.

Wahrheit ist Feuer und Wahrheit
reden heißt leuchten und brennen.
L. Schefer.

Dritte, durchgesehene Auflage.

Erster Band.

Erstes und zweites Buch:
Alterthum und Mittelalter.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1873.

Vorwort zur dritten Auflage.

Dieser dritten Auflage meines Buches habe ich nur wenige Geleitsworte mit auf den Weg zu geben. Denn schon in dem nachstehend wieder abgedruckten Vorwort zur zweiten Auflage ist mit voller Bestimmtheit und Deutlichkeit ausgesprochen, in welchem Sinne meine Arbeit unternommen und durchgeführt wurde. Ich wüßte nichts hinzu- und nichts wegzuthun. Verdächtigungen und Anfeindungen sind für einen Mann meines Schlages, welcher weiß, was er soll, will und muß, bedeutungslos. Es lohnte auch nicht der Mühe, von solchen Gesellen zu sprechen, welche mein Buch wacker ausgeschrieben und zum Danke dafür in den Vorreden zu ihren Machwerken darüben geschimpft haben. Das ist so Brauch in Geistesarmuthheim . . . . Zu einer Umarbeitung des Buches fand ich mich nicht veranlaßt, weder bezüglich des Inhalts noch bezüglich der Form. Es hat, denke ich,

durch seine bisherige Aufnahme bei verständigen Menschen — Frauen wie Männern — das Recht erworben, zu bleiben, wie es ist. Für unverständige Leute schrieb und schreibe ich überhaupt nicht. „Odi profanum volgus et arceo."

Am Zürichberg, Juli 1873.

J. Scherr.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Dieses Buch erschien in erster Auflage (1860) unter dem Titel „Geschichte der deutschen Frauen." Die vorgenommene leichte Veränderung des Titels rechtfertigt sich dadurch, daß der jetzige den Inhalt des Buches deutlicher und bestimmter ankündigt.

Dasselbe bringt — wie ich aus der hier weggelassenen Vorrede zur ersten Auflage herübernehme — eine Geschichte des deutschen Frauenlebens, wie dieses in und mit den verschiedenen Entwickelungsphasen unseres Landes sich gestaltet hat. Meine Arbeit zerfällt demnach in drei Abschnitte: Alterthum, Mittelalter und Neuzeit. Unter ersterem verstehe ich die Zeit vom Aufdämmern der deutschen Geschichte bis zur Epoche

Karl's der Großen; unter dem zweiten die Periode, welche mit dem karlingischen Reichsbau anhebt und mit dem geistigen und sittlichen Verfall der romantischen Weltanschauung im 15. Jahrhundert endigt; unter der dritten selbstverständlich die Zeit vom 16. Jahrhundert abwärts.

Zweierlei erkläre ich mit Betonung: — Erstens, daß ich Geschichte schrieb, aus den Quellen geschöpfte Geschichte, und daß demnach von einer Verherrlichung der sogenannten „guten, alten, frommen Zeit" keine Rede sein konnte. Männer von Wissen und Gewissen überlassen solche Falschmünzerei billig unwissenden Phantasten oder gemeindenkenden Spekulanten, die „auf Carrière dienen." Zweitens in einer Geschichte der deutschen Frauenwelt mußten begreiflicher Weise häufig Verhältnisse berührt werden, deren Betrachtung nicht für das unreife Alter taugt. Um so weniger, da dem Kulturcharakter der verschiedenen Zeitalter sein volles geschichtliches Recht nur widerfährt, wenn man sich nicht scheut, sie, wo nöthig, in ihrer eigenen Ausdrucksweise reden zu lassen. Von allen Musen bedarf die der Sittengeschichte des muthigsten Auges. Sie muß es energisch offen halten, wo ihre Schwestern erröthend die Wimpern senken. Aber sie besitzt zugleich auch den strengsten Mund und den Offenbarungen desselben können nur grundverdorbene Gemüther unlautere Anregungen entnehmen. Vielleicht ist diese Hindeutung ganz überflüssig. Sie wäre es

gewiß, lebten wir nicht in einer Zeit, wo die religiöse, politische und literarische Heuchelei gewinnbringender ist als jemals.

Ich schrieb also und ich schreibe überhaupt nicht für halbwüchsige Jungen oder gedankenlose Zierpuppen, sondern für denkende Männer und für denkende Frauen, und ich weiß recht gut, daß die letzteren, gerade wie die ersteren, überall in der Minderheit sind.

Trotzdem gibt es, soweit deutsch gesprochen wird, immer noch Männer und Frauen, welche es vorziehen, statt der Duckmäuser, Fuchsschwänzer und Schönfärber einen aufrichtigen Wahrheitssucher und rücksichtslosen Wahrheitssager zu hören. Wahrheit aber „ist Feuer und Wahrheit reden ist leuchten und brennen.“ Falls durch meine Wahrhaftigkeit da und dort Einer oder Eine sich gebrannt fühlen sollte, um so schlimmer für sie, nicht für mich!

Zu meinen Feinden zu sprechen, habe ich längst aufgegeben, maßen ich nachgerade zu alt geworden, um dem Unverstand Vernunft, der Gemeinheit Hochsinn, der Bosheit Gerechtigkeit zu predigen. Aber meinen Freunden und Freundinnen im Vaterland und in der Fremde gebe ich die Versicherung, daß, so lange ich athme, niemals ein Tag kommen wird, wo ich nicht mehr das Recht hätte, von mir zu sagen:

„Moi quand j'ai vu le mal debout sur mon chemin,
J'y marche le front haut et la hache à la main.“

Eine von redlichem Freimuth getragene Geschichtschreibung ist die Stimme des Gewissens der Menschheit. Mag sie, wie Wissende wollen, nur eine Stimme in der Wüste sein, dennoch würde ihr Verstummen eine ungeheure Lücke im intellektuellen und sittlichen Dasein der Völker bald schmerzlich empfinden lassen. Gerecht, aber nicht angekränkelt von der Farblosigkeit erkünstelter Gleichgiltigkeit, lauten die Wahrsprüche der Weltrichterin. Sie verschmäht es, die Maske einer angeblichen „Objektivität" vorzustecken, welche die diplomatische Historiographie zusammengeleimt hat, um damit die wahren Züge ihrer Geschichtemuse Unkundigen zu verbergen, — ihrer Geschichtemuse, welche aus der Familie des „scharlachenen Weibes" stammt.

Die echte, die herbjungfräuliche Klio hält in unbestechlicher Hand die Wage, worin der Menschen Wollen und Walten, Verdienste und Verschuldungen gewogen werden. Höflingen, Hämmlingen und Halblingen zum Trotz und Tort übt sie streng ihr strenges Amt. Sie hat Kränze bereit für jede gute und das brandmarkende Eisen für jede böse That, und wie sie jedem Märtyrer einen von jenen um das bleiche Haupt windet, so läßt sie unter der Weißglühhitze von diesem jede Schurkenstirne aufzischen.

Denn nicht dazu ist sie da, alle Prinzipien auszubeinen, alle sittlichen Unterschiede zu verwischen, alle Gegensätze zu dem flauen Brei der Charakterlosigkeit

zusammenzurühren, alle Begeisterung, allen Schmerz, allen Eckel und Zorn auf dem Kühlschiff einer feigen Anbequemungstheorie verdampfen zu lassen, nein! — sondern das ist ihre Pflicht, der Wahrheit hochrothe Fahne den Luftströmungen bestandloser Tagesmoden beharrlich entgegenzutragen, und das ist ihr Recht, gleich unbekümmert um Zustimmung oder Widerspruch, mit voller Bruststimme zu sagen: „Dies ist recht und dies ist schlecht!“ So nur erfüllt sie ihre Bestimmung, als eine Weckerin und Warnerin, als eine Richterin und Rächerin, als eine rückwärts deutende, aber vorwärts schreitende Prophetin die Menschheit zu geleiten auf ihrer leidvollen und dennoch glorreichen Bahn.

Zürich, Dezember 1864.

J. Scherr.

Erstes Buch.

Alterthum.

Bis zum achten Jahrhundert.

Inesse quin etiam sanctum aliquid feminis et providum putant Germaniae populi: nec aut consilia earum aspernantur aut responsa negligunt.

(Deutschlands Völkerschaften glauben, daß etwas Heiliges und Prophetisches den Frauen innewohne; darum mißachtet man nicht die Rathschläge derselben und überhört nicht ihre Weissagungen.)

Tacitus, Germania, 8.

Erstes Kapitel.

In den germanischen Wäldern.

Dämmerungen der deutschen Geschichte. — Unseres Volkes Urheimat. — Die indogermanische Völkerfamilie. — Einwanderung nach Europa. — Mythisches. — Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte. — Die Frauen der Teutonen und Kimbrer. — Julius Cäsar über Deutschland. — Das germanische Blondhaar in Rom. — Ein prophetisches Dichterwort. — Die Germania des Tacitus. — Tracht und Stellung der Frauen. — Die deutsche Ehe. — Das „Heilige und Vorahnende" im Weibe. — Frauengestalten der deutschen Vorzeit: — Aurinia, Veleda, Ganna, Thusnelda, Bissula.

Die Anfänge aller Völkergeschichten bergen sich in Finsterniß und Schweigen. Mutter Erde selbst zwar hat angefangen, ihre Millionen und wieder Millionen Jahre zurückreichende Urgeschichte zu erzählen; aber die Urgeschichte der Menschheit ist vergangen wie der Schatten eines Schattens. Mit bewunderungswürdiger Geduld und Kombinationsgabe hat die Wissenschaft der Geologie aus dem Trümmerschutt der Erdrevolutionen die versteinerten Hieroglyphen herausgesucht und zu dem Alphabet zusammengesetzt, in welchem die vorsintflutliche Geschichte

des pflanzlichen und thierischen Lebens unseres Planeten geschrieben ist. Ein Rückblick in unvordenkliche Vergangenheit ist uns da aufgethan. Wir schauen den gigantischen Kampf der schaffenden und zerstörenden Kräfte, dessen Endergebniß die Bildung der Menschenheimat war. Freilich, diese ungeheuren Katastrophen in ihrer ganzen Furchtbarkeit sich vorzustellen, vor solchem Wagniß muß selbst die kühnste Phantasie schwindelnd zurückbeben. Aber sie kann es doch unternehmen, ein mehr oder weniger deutliches Bild von jener Urwelt zu entwerfen, wo durch das Geschling einer riesenhaften Pflanzenwelt die Riesenleiber der Behemothe sich wanden und Leviathane die Ozeane durchfurchten, und sie hält auch den schreckensvollen Anblick aus, wie die rothglühenden Basaltmassen aus dem Gewoge emporstiegen und vermittelst einer abermaligen Schöpfungskrise die Erde endlich eine feste Gestalt gewann. Auf die Frage nach dem Ursprung und der Scheidung der Menschenrassen dagegen hat die Wissenschaft bislang keine befriedigende Antwort zu finden gewußt und nur die dichtende Einbildungskraft hat eine solche zu geben versucht oder vielmehr mannichfachste, alle die bunten religiösen Mythen vom Ursprung des Menschengeschlechts. Aus Analogieen gezogene Schlußfolgerungen sind alles, was die Forschung hier zu bieten vermag. Als Neuseeland zuerst von Europäern betreten wurde, fanden sie dort einen Kannibalismus vor, welcher in jenen Inselgebieten noch heute keineswegs ganz aufgehört hat. Und doch mußten schon zahllose Generationen jener Wilden gekommen und gegangen sein, bevor sie sich

aus thierischem Vegetiren auch nur zu dem Zustande heraufgebildet hatten, in welchem Cook und seine Gefährten sie trafen. Sie besaßen doch schon eine ziemlich entwickelte Sprache, eine gewisse soziale Ordnung und das Bedürfniß der Erinnerung an ihre Vorfahren. Wo aber das letztere als ein nothwendiges Zubehör der eigenen Existenz von den Menschen einmal gefühlt und gepflegt wird, da hebt die Ueberlieferung, die Amme alles Wissens von Geschehenem, ihre Thätigkeit an und damit schreitet ein Volk, welches überhaupt bildungsfähig ist, aus dem bloßen Naturdasein mälig auf das Gebiet des Geistes und der Geschichte vor.

Wie unendlich langsam im Anfange dieses Vorschreiten der Menschheit sein mußte, ist jedem einleuchtend, welcher beobachtet, was für Schwierigkeiten die Kraft der Trägheit und die Macht der Gewöhnung den Forderungen der Vernunft und Humanität nicht allein in den urtheilslosen Massen, sondern in allen Gesellschaftskreisen auch heutzutage noch entgegenstellen. Es müßte sehr anziehend sein, im Einzelnen zu wissen, wie vieler Jahrhunderte es bedurfte, bis die Ahnen der jetzigen Kulturvölker Europa's auch nur die ersten Elemente der Civilisation, ja sogar nur die ersten Vorbedingungen eines über das thierische emporgehobenen Daseins sich zu eigen gemacht. Alle geistige Kultur hat schon einen gewissen Grad von materieller zur unumgänglichen Voraussetzung und höhere Bildung kann bekanntlich überhaupt erst dann beginnen, wann der Mensch aus einem Jäger, Fischer oder Hirten zum Ackerbauer geworden ist. Schweifende Nomaden sind

und bleiben Horden; erst seßhafte Stämme bilden eine Gesellschaft mit festen, der Entwickelung fähigen Satzungen. Die ersten Furchen, welche die Pflugschaar gezogen hat, überall sind sie zugleich die Grundlinien staatlicher Ordnung gewesen und sinnvoll hat darum der hellenische Götterdienst in der Aehrengöttin Demeter auch die große Kulturbringerin verehrt.

Unsere vaterländische Alterthumsforschung, von der vergleichenden Sprachwissenschaft getreulich unterstützt, hat es sich angelegen sein lassen, das Alter der ackerbauenden Kultur unseres Volkes wenigstens annähernd zu bestimmen. Es liegt jedoch in der Natur der Sache, daß bei solchen Versuchen der Aufhellung urzeitlichen Dunkels scharfsinnige Vermuthungen die Stelle allseitig gesicherter Thatsachen vertreten müssen. Als feststehend gilt, wie jedermann weiß, daß der germanische Stamm, — dessen Auszweigungen die Deutschen, Dänen, Schweden, Norweger und, freilich in Vermischung mit keltischen und normannisch-französischen Elementen, die Engländer sind — aus derselben Völkerwurzel erwachsen sei, aus welcher auch die Stämme der Inder, der Iranier, der Hellenen, der Italiker, der Kelten und der Slaven hervorgegangen. Diese große Gesammtfamilie der Indogermanen oder Arier war zu Anfang wahrscheinlich auf der mittelasiatischen Hochebene des Hindukusch oder Paropamisos gesessen, aus dessen Schneeregion der Indus gen Süden, der Oxus gen Norden herabsteigt. Aus der arischen Urheimath (Airijana vaëdsha) geschah die große Auswanderung, welche die indogermanische Familie trennte. Das

Resultat dieses Auszugs war, daß das Sanskritvolk in der Halbinsel des Ganges, das Zendvolk in Iran, die Hellenen und Italiker im südlichen, die Kelten im westlichen, die Germanen im nördlichen und mittleren, die Slaven im östlichen Europa sich festsetzten. Von welchen ungeheuren Umwälzungen diese Völkerströmungen begleitet sein mußten, bis sie endlich zur Ruhe gekommen, kann nur geahnt werden. Dagegen ist sicher, daß das Band indogermanischer Völkerverwandtschaft nicht ganz zerrissen wurde; denn es blieb die Wurzelgemeinschaft der Sprachen, es blieb die Gemeinsamkeit der religösen Grundanschauung[1]) und es blieb auch die dunkle Erinnerung an gemeinsame Ueberlieferungen urzeitlichen Heldenthums[2]). Wann aber und unter welchen Umständen die Trennung der Germanen von den indogermanischen Brüdern und ihre Einwanderung nach Europa stattgefunden, wird wohl für immer ungewiß bleiben. Vorausgesetzt indessen, die zweifelhafte Annah-

1) Das sanskritische dêva, Gott, kehrt in den indogermanischen Idiomen und ihren Töchtersprachen wieder: im Zend daêva, im Grichischen θεός, im Lateinischen deus (davon franz. dieu, ital. dio, span. und portug. dios), im Gothischen tius, im Skandinavisch-Eddischen tivar (Mehrz.), im Althochdeutschen Zio (auf einen bestimmten Gott beschränkt), im Lithauisch-Slavischen diewas. Das Wort stammt von der Wurzel div, leuchten. Auf den Lichtbegriff läßt sich daher alles indogermanische Gottesbewußtsein zurückführen.

2) Am deutlichsten lebt diese Erinnerung in der Verwandtschaft unserer uralten Sage von Hildebrand und Hadebrand mit der altpersischen Sage von Rustem und Sohrab, sowie in den hellen Anklängen unserer Sigfridssage an die altindische Karnasage.

me, daß die ackerbauende Kultur der indischen und iranischen Arier nicht vor dem 12. Jahrhundert v. Chr. ihren Anfang genommen, besitze irgendwie den Werth einer historischen Thatsache, so würden wir dadurch einen Anhaltspunkt gewinnen, um wenigstens einigermaßen die Zeit jener Trennung bestimmen zu können. Denn das Deutsche stimmt in der Bezeichnung mancher Gegenstände der Viehzucht fast bis zum Wortlaute mit dem Sanskrit zusammen, wogegen die Gleichheit oder Aehnlichkeit der beiderseitigen Wortformen für ackerbauliche Dinge schon undeutlicher wird und bald ganz verschwindet. Hieraus dürfte folgen, daß die Germanen auf der Gränzscheide zwischen nomadischem und ackerbauendem Leben von ihren arischen Stammgenossen in Asien sich getrennt haben müssen, also im 12. oder 11. vorchristlichen Jahrhundert. Mit ihrem Vorrücken nach Westen erlosch dann in ihnen die Erinnerung an den gemeinsamen Stammnamen der Arier, welcher übrigens, wie mir scheint, den Indogermanen in ihren ursprünglichen Sitzen noch gar nicht eigen gewesen war, sondern vielmehr erst nach der Festsetzung indogermanischer Völkerschaften in Indien und Iran aufgekommen sein mag[3]).

Werdende Völker hat man oft und passend mit Kin-

---

3) Das Sanskritwort arja bedeutet nämlich der Ehrwürdige, der Herr, Meister, Gebieter, das Zendwort airija die Herren. Es ist demnach anzunehmen, daß die indogermanischen Stämme, welche erobernd nach Indien und Iran einwanderten, erst nach ihrer Niederlassung daselbst sich Arier genannt haben, im Gegensatze zu den unterworfenen und geknechteten Ureinwohnern.

dern verglichen, weil bei diesen wie bei jenen alle geistige Thätigkeit durch die Phantasie bestimmt und beherrscht wird. Erst mit der vorschreitenden Kultur tritt an die Stelle der Mythen- und Sagenbildnerei, in welcher sich der intellektuelle Trieb der Völker in ihrem Kindesalter bethätigt, die geschichtliche Tradition, welche, so lange sie nur mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt wird, wiederum gern eine mythen- und sagenhafte Färbung annimmt. Der Gebrauch der Schrift gibt dann die Möglichkeit chronikartiger Aufzeichnung von Geschehenem und Geschehendem und an dem so Festgehaltenen mag die spätere Kritik ihren Scharfsinn üben, das Thatsächliche oder wenigstens Mögliche von den mythischen Zuthaten scheidend. Die Urkunden heidnisch-germanischen Lebens und Webens, wie sie in deutscher Sprache uns leider nur spärlich und fragmentarisch, in altnordischer dagegen reichlich überliefert worden sind, bezeugen uns ein dichterisches Schaffen der Germanen, dessen Anfänge vielleicht über ihre Ansiedelung in Europa hinaufreichen. Denn mitunter ist uns, als wehte aus den alten Götter- und Heldenliedern Urheimatlich-Asisches uns an. Auf die verwandten Anklänge in der deutschen und der indischiranischen Heldensage ist bereits flüchtig hingedeutet worden und ebenso auf die gemeinsame Grundvorstellung von Göttlichem. Allerdings haben sich auch die Germanen, wie das noch manches andere Volk von eigenthümlicher Entwickelung that, für ein mit dem Boden ihres Landes von Urbeginn an verwachsenes Urvolk, für Autochthonen (Erdentsprossene) ge-

halten. Allein ich finde, daß gerade in der religiös-dogmatischen Fixirung dieser Vorstellung von Autochthonie in dem nordischen Mythus vom Urriesen Ymir eine Erinnerung an die alpenhafte indogermanische Urheimath am Hindukusch nachklingen könnte[4]). Freilich, sowie wir aus den ahnungsreichen Nebelregionen phantastischer Mythen auf den festen Grund geschichtlicher Zusammenhänge vorschreiten möchten, gähnt uns eine Kluft entgegen, über welche eben nur die Einbildungskraft eine Brücke zu schlagen vermag. Der Faden historischer Tradition, welcher die europäischen Indogermanen mit den asiatischen verknüpfen sollte, ist gerissen. Die Germanen wußten nicht, ob, wann und wie sie aus Asien gekommen. Noch mehr, bevor sie in Folge des feindlichen Gegensatzes, welchen die germanische Welt zur griechisch-römischen bildete, in die Weltgeschichte eingeführt wurden, hatten sie überhaupt keine Geschichte oder ist uns dieselbe wenigstens nur im Gewande der Sage überliefert worden, und da an diesem Gewande nicht nur die ganze heidnische Zeit, welche von der Ansiedelung unserer Altvorderen in Europa bis zu ihrer Berührung mit den Römern verfloß, sondern auch noch manche christ-

4) Rückert (Kulturgesch. d. d Volkes z. Z. d. Ueberg. a. d. Heidenth. in d. Christenth. I, 51) verwirft diese Möglichkeit, indem er meint, der Mythus vom Urriesen Ymir, also die nordisch-germanische Lehre von der Entstehung der Welt, könne nach „der dabei verwandten landschaftlichen Dekoration von Eis und Schnee" nur in Skandinavien selbst entsprungen sein. Er hat aber vergessen, daß es in der muthmaßlichen Urheimat der Germanen am Paropamisos ebenfalls Schneelager und Gletscher gab.

liche Jahrhunderte gewoben haben, so ist die Möglichkeit, den geschichtlichen Kern aus der dichterischen Hülle zu lösen, unwiederbringlich verloren. Wir wissen nur, der griechisch-römischen Welt stand die germanische als ein Unbekanntes, Drohendes, Geheimnißvolles gegenüber.

Das Geheimnißvolle hat aber von jeher die Menschen angezogen und so kann es nicht wundernehmen, daß die germanische Ferne schon frühzeitig die Neugier oder Abenteuerlust von einzelnen Angehörigen der antiken, d. h. der griechisch-römischen Gesellschaft herausforderte. Solche Reisende setzten dann im heimischen Süden die Kunde von dem, was sie bei den „Hyperboräern" und im „Wunderland Thule" gesehen oder auch nicht gesehen, in Umlauf und es ist nicht unglaublich, daß in den Städten von Hellas und Italien Sagen von germanischer Natur und Art umgingen, welche nicht weniger wunderbar lauten mochten als das, was Swift seinen Gulliver von den Zuständen in Lilliput, Brobdingnag und Laputa erzählen läßt. Mit solchen Fabulirern darf, soweit eine Entscheidung möglich, jener Pytheas aus Massilia (Marseille) nicht zusammengeworfen werden, welcher etwa zur Zeit Alexanders des Großen, also im 4. Jahrhundert v. Chr., von seiner phokäischen Vaterstadt aus zwei Fahrten zur Umsegelung des Festlandes von Europa unternahm. Von diesem wißbegierigen Griechen stammen aller Wahrscheinlichkeit nach die ältesten Berichte über den germanischen Norden und es ist daher zu beklagen, daß von seinem Reisebuch nur ganz dürftige Fragmente auf uns gekommen sind. Pytheas muß weit in den hohen Norden vorge-

drungen sein. „Dort — sagt er — ist weder Land noch Meer noch Luft, sondern von alledem ein Gemisch, das einer Qualle (Seelunge) ähnelt. Wie ein Band umgibt dies das All und weder zu Fuß noch zu Schiff ist da weiter vorzuschreiten.“ Das klingt freilich mährchenhaft genug; aber denkt man sich einen Seefahrer, der, von den sonnigen Gestaden der Provence gekommen, in einen norwegischen Fjord oder zwischen die dänischen Inseln sich versetzt sieht, bleigraue und bleischwere Nebelwände ringsher, vom verhängenen Himmel ein kärglich-bleiches Wintersonnenlicht dämmernd und das chaotische Düster von Land und Meer mehr nur zeigend als erhellend, so wird man nicht leugnen wollen, daß in jenen Worten nur ein wirklicher und wahrhafter Reiseeindruck wiedergegeben sei. Der ältere Plinius hat uns in seiner Naturgeschichte eine Stelle aus Pytheas überliefert, welche von hohem Belang ist, insofern sie zuerst den eigentlichen Volks- und Stammnamen der Deutschen nennt. Es ist da von einem nordisch-germanischen Volke die Rede, welches an einer bernsteinreichen Bucht des Ozeans wohne. Unter letzterem kann demnach nur die Ostsee verstanden sein. Das Volk führe den Namen der Guttonen und verhandle den in jedem Frühjahr vom Meer an die Küste geworfenen Bernstein an seine nächsten Nachbarn, die Teutonen[5]).

5) Dies ist, wie bekannt, der eigentliche Stammname unserer Ahnen, zurückzuführen auf ihren mythischen Stammvater Tuisto oder Teut (Deut), welcher Name seinerseits unverkennbar deutlich mit dem Ausdruck des Gottesbegriffes in den indogermanischen Sprachen (s. o. Anm. 1) zusammenstimmt. Den Namen Germanen

Ob dieser Name hundert und einige Jahre vor Christus in Rom schon bekannt oder beachtet war, steht dahin. Genug, im 640. Jahre nach Erbauung der weltbeherrschenden Stadt schlug sein Schall, verbunden mit dem des Namens der Kimbrer, drohend an die Wände des Kapitols. Der „kimbrisch-teutonische Schrecken", welcher die Römer ängstigte, war der Schatten, welchen eine noch fernabliegende weltgeschichtliche Katastrophe, die Zertrümmerung des römischen Weltreichs durch die Germanen, weit vor sich herwarf. Denn das Auftreten der Kimbrer und Teutonen, welche aus unbekannten Gründen mit Weib und Kind, Heerden und Habe ihre nördliche Hei-

---

haben die Deutschen von den Römern überkommen, vielleicht durch Vermittelung der Gallier. In diesem Falle wäre er von dem keltischen gairm oder garm abzuleiten, welches Ruf bedeutet, und hiernach wären unsere Ahnen bei ihrem feindlichen Zusammenstoßen mit den gallischen Kelten von diesen die Lautrufenden, d. h. die mit Geschrei in die Schlacht Gehenden genannt worden. Eine mehr gäng und gäbe Ableitung des Namens ist die von dem altdeutschen Ger (Speer) und demnach bedeuteten Germanen oder richtiger Germannen Speermänner. d. i. Krieger.... Merkwürdig ist, daß erst zur Zeit Kaiser Otto's des Ersten in Deutschland selbst für die im Reichsverband stehenden deutschen Volksstämme der Nationalname Deutsche (Teutonici, Theutones) aufkam. Urkundlich wenigstens läßt er sich auf deutschem Boden früher nicht nachweisen, und während jenseits der Alpen die Bezeichnungen „Deutschland", „deutsches Reich", „deutscher König" „deutsches Volk" schon lange gebräuchlich waren, trat bei uns selbst erst von der Mitte des 11. Jahrhunderts an der gemeinsame Volksname allmälig an die Stelle der einzelnen Stammnamen.

mat verlassen hatten, an den Gränzen Italiens darf füglich als das Vorspiel der spätern großen Völkerwanderung bezeichnet werden, die auf den Trümmern der antiken Welt die mittelalterliche begründen sollte. Dieses Auftreten ist zugleich das der Germanen auf der Weltgeschichtebühne und mit den germanischen Männern treten auch die germanischen Frauen in den Umkreis geschichtlicher Helle.

Holdes freilich und Anmuthiges ist es nicht, wohl aber Gewaltiges und Furchtbares, was uns die Geschichtschreiber und Anekdotensammler der Alten von der ersten Erscheinung unserer Ahnmütter zu erzählen wissen. Die Uebertreibungen, zu welchen das vergrößernde Entsetzen sie dabei verleitet haben mag, wer könnte dieselben von dem Reinthatsächlichen genau sondern? In den Kämpfen der Römer mit den Kimbrern und Teutonen trat eine jugendfrische Naturkraft einer schon der Verderbniß und Entnervung zuneigenden Kultur gegenüber und es lag nahe, nach abgewendeter Gefahr die Wildheit und Barbarei der Besiegten hohlspiegelartig zu verzerren. Allein wir haben keine andere Wahl denn die Berichte zu nehmen, wie sie uns geboten werden. Als auf den Feldern von Aix i. J. 102 v. Chr. der ungestüme Ansturm der Teutonen dem Feldherrngenie des Gajus Marius und der römischen Taktik erlegen war und die Römer den fliehenden Feind bis zum Lager verfolgten, da „kamen ihnen die teutonischen Weiber mit Schwertern und Beilen entgegen und trieben unter furchtbarem und wüthendem Geheule die Fliehenden sowohl als die Verfolgenden, jene als Verräther, diese als Feinde zurück, indem sie sich unter

die Kämpfenden mischten, mit bloßen Händen die Schilde der Römer herunterrissen, die Klingen der Schwerter faßten und, bis zum Tode unbesiegten Muthes, sich verwunden und in Stücke hauen ließen"[6]). Ein weiterer Bericht — bei Valerius Maximus — hebt nicht nur den Todesmuth, sondern auch die Keuschheit der germanischen Frauen hervor. Denn die gefangenen Weiber der Teutonen baten den Sieger Marius, er möchte sie dem Dienste der heiligen Jungfrauen der Vesta widmen, mit der Versicherung, sie würden sich unbefleckt bewahren wie diese Göttin und ihre Dienerinnen; als aber der Bitte nicht entsprochen wurde, erdrosselten sie sich in der nächsten Nacht. Im folgenden Jahre vernichtete Marius bei Vercellä auch die Kimbrer. Unter den Frauen derselben befanden sich weissagende Priesterinnen, grau vor Alter, barfüßig, mit weißen Gewändern, ehernen Gürteln und feinen Flachsmänteln angethan. So traten sie, Schwerter in den Händen, den Kriegsgefangenen im Lager entgegen, bekränzten sie und führten sie zu einem großen ehernen Kessel. Dann bestieg eine von ihnen einen Tritt und durchschnitt, über den Kessel gebeugt, dem über den Rand desselben emporgehobenen Gefangenen die Kehle und aus dem Blut, das in den Kessel strömte, weissagten sie. Während der Schlacht trommelten sie auf Fellen, welche über die geflochtenen Wagendecken gespannt waren, und machten einen schrecklichen Lärm[7]). Der größte und

6) Plutarch, Marius. 19.
7) Strabon, VII, 2.

streitbarste Theil der Kimbrer fand bei Vercellä den Tod. Hatten sich doch die Vordermänner, damit ihre Reihe nicht gesprengt würde, mit ihren langen Gürtelketten fest an einander gebunden. Als aber die Römer den Fliehenden bis zum Lagerwall nachdrängten, wurden sie „durch ein hochtragisches Schauspiel" überrascht. In schwarzen Gewändern auf den Karren stehend, gaben die kimbrischen Frauen den Flüchtlingen den Tod; diese ihrem Gatten, jene ihrem Bruder, wieder eine andere dem Vater. Ihre Kinder aber erwürgten sie und warfen sie unter die Räder der Wagen und die Hufe der Zugthiere. Zuletzt legten sie mörderische Hand an sich selbst. Eine, erzählt man, hatte sich an die Spitze einer Deichsel gehängt und an den Knöcheln der Mutter hingen, von ihr mit Stricken angebunden, ihre Kinder[8]). Von solcher bis zur Berserkerwuth sich erhebender Verachtung eines Lebens, welches nur noch Schmach und Knechtschaft bot, weisen auch die späteren Kämpfe zwischen Römern und Deutschen noch Beispiele auf. Zur Zeit als Drusus mit den Cheruskern, Sueven und Sigambern sich herumschlug, kam es vor, daß die Frauen dieser Stämme, durch die Römer in die Wagenburgen versperrt, statt sich zu ergeben, mit allem, was als Waffe dienen konnte, verzweifelnd sich wehrten und zuletzt ihre kleinen Kinder mit den Köpfen auf den Boden stießen und die Leichname den Feinden ins Gesicht warfen[9]).

---

8) Plutarch, l. c. 27.
9) Orosius, Histor. VI, 21.

Man ist versucht, zu sagen, ein geheimer Instinkt habe die Römer gestachelt, der Gefahr einer germanischen Invasion, wie der Zug der Kimbrer und Teutonen sie angekündigt, dadurch zuvorzukommen, daß sie Roms Herrschaft und damit auch Roms Civilisation in die unwirthlichen Gegenden nördlich von den Alpen trugen. Epochemachend waren in dieser Beziehung die Kriegszüge, welche Julius Cäsar, als Statthalter von Gallien, um die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Ch. rheinüber unternahm. Dieser geniale Staatsmann, General und Literat ging darauf aus, Germanien nicht nur physisch, sondern auch geistig zu erobern, indem er es erforschte und beschrieb. Sein Bericht über Deutschland, den unvergleichlichen Kommentarien über den gallischen Krieg einverleibt, bleibt auch dann noch von großem Werthe, wenn man nicht verhehlt, daß er am Generalisiren leide, d. h. die bei einzelnen germanischen Stämmen beobachteten Zustände allzu willkürlich auf die ganze Nation übergetragen habe. Im Vergleiche mit den Galliern, welche von der römischen Kultur schon einigermaßen beleckt waren, fand Cäsar unter den Germanen noch sehr waldursprüngliche Zustände vor. Namentlich weis't seine Nachricht von der geringen Neigung und Sorgfalt der Deutschen für den Ackerbau auf einen niedrigen Kultur grad hin. Es dürfte aber seine allgemein gehaltene Notiz: „Um Ackerbau kümmern sie sich nicht“ — sehr einzuschränken sein, wenn man bedenkt, daß schon Tacitus Germanien „ziemlich fruchtbar an Getreide“ fand. Für unser Thema von größtem Belang ist, was Cäsar über

die geschlechtlichen Verhältnisse der Germanen beibringt. Der Jugend eines Volkes, sagt er, dessen Sinn von Kindheit an auf Anstrengung und Abhärtung gerichtet gewesen, habe es zum höchsten Lobe gereicht, geschlechtlich möglichst lange unentwickelt zu bleiben, weil das den Wuchs stattlich machte und die Muskeln stählte. Den Jünglingen habe es Schimpf eingebracht, vor dem zwanzigsten Jahre von einem Weibe gewußt zu haben. Und dergleichen habe sich auch nicht geheim halten lassen, da beide Geschlechter gemeinsam in den Flüssen badeten und als Kleidung nur Felle trugen, welche den Körper großen Theils nackt ließen[10]).

Von Cäsars Zeit an blieb die Aufmerksamkeit Roms fortwährend auf Germanien gerichtet und seltsamer Weise wurde sie durch zwei sehr verschiedene Motive wach erhalten, durch die Mode und durch die Furcht. Das kaiserliche Rom war wie der Centralpunkt der Weltherrschaft so auch der Sammelplatz alles Luxus, alles Sinnengenusses und aller Modenthorheit der Erde. Unersättlich gierte die römische Ueppigkeit nach Neuem und Ungewöhnlichem. So gewann auch das blonde ins Röthliche spielende Haar der germanischen Frauen das Wohlgefallen der römischen Modedamen und bei Ovid, wie bei späteren römischen Dichtern, finden sich häufige und deutliche Winke, daß die Toilettenkünste der Römerinnen das Schwarz ihres Haarwuchses mit dem germanischen Blond zu vertauschen eifrigst sich mühten, sei es vermittels Farbstoffen, sei

10) Caesar, De bello Gall. VI, 21.

es vermittels Perücken. Das germanische Haar wurde förmlich zu einem römischen Handelsartikel. Merkwürdig ist dabei der von dem älteren Plinius erwähnte Umstand, daß auch in Germanien selbst die Haarfärbekunst schon in Uebung war, jedoch mehr von Männern als von Frauen angewandt wurde[11]). Wenn aber die römischen Damen mit germanischem Haarschmuck in Gesellschaft erschienen, da mögen ernste Männer wohl mit besorgnißvoller Ahnung auf das deutsche Blond hingeschaut haben. Die Erinnerung, wie die Krieger Cäsars, als ihnen das erste Zusammentreffen mit den Germanen bevorstand, vor dem bloßen Gedanken, „das Feuer der germanischen Augen" ertragen zu müssen, sich entsetzt hatten, und alle die Lagererzählungen von der „unglaublichen Tapferkeit und Waffenfertigkeit" der Deutschen waren nur zu sehr geeignet, denkende Römer mit Bangen in die Zukunft blicken zu lassen. So auch einen jungen Poeten, welcher, nachdem er eigenem Geständniß zufolge auf dem Schlachtfeld von Philippi, wo die Republik verblutete, seinen Schild „nicht sehr rühmlich" weggeworfen, ein Chorführer der Literatur des augustischen Zeitalters werden sollte. Die ungeheure Gefahr, welche von Germanien her Rom bedrohte, schwebte der Seele des Horaz vor, als er seine 16. Epode, eines seiner Erstlingsgedichte, schrieb (41. v. Chr.). Ahnungsvoll wies er darin auf die „blauäugige Jugend Germaniens" hin und es war wie eine prophetische Vision von Alarichs Erstürmung

11) Hist. nat. XXVIII, 12.

der ewigen Roma, wenn er „den Hufschlag barbarischer Sieger auf den Trümmern der Stadt erdröhnen“ hörte.

Freilich stand das germanische Strafgericht der römischen Wölfin vorerst noch fern; aber für ein zweites Vorzeichen desselben seit dem kimbrischen Schrecken konnte der große Sieg gelten, welchen im Jahre 9. n. Ch. über die erobernd vom Rhein her bis zur Weser vorgedrungenen römischen Legionen der cheruskische Edeling Armin (Hermann) erfocht. Auf diesem Sieg, sowie auf dem Widerstand, welchen Armin, der erste, ebenso unglückliche als große Vorfechter deutscher Einheit[12]), nachmals den Römern unter Germanikus entgegenstellte, beruhte die Rettung unserer nationalen Existenz, die Sicherung der selbstständigen Entwicklung unseres Volkes. Ohne den großen Cherusker wären wir wohl auch so ein Mischvolk wie die Franzosen, Italiener und Spanier geworden. Die Waffenthaten Armins, sowie die um sechzig Jahre späteren des Civilis am Niederrhein machten die Römer den Gedanken, ganz Deutschland zu unterwerfen, aufgeben. Aber die südlichen und westlichen Gränzmarken behaupteten sie bis zur Völkerwanderung und so konnten mannigfache Wechselbeziehungen zwischen ihnen und den Germanen nicht ausbleiben, um so weniger, da einestheils

12) „Arminius hatte, da er, nachdem die Römer abgezogen, nach der Königsherrschaft trachtete, den Freiheitssinn seines Volkes gegen sich. Während er, mit bewaffneter Hand angegriffen, mit wechselndem Glücke stritt, fiel er durch Hinterlist seiner Verwandten, er, unstreitig der Befreier Germaniens.“ So erzählt Tacitus (Annal. II, 88) den Ausgang Hermanns.

der Handel, anderntheils der ebenso eifrig begehrte als bewilligte Dienst germanischer Jugend im römischen Heere vielerlei Verbindungsfäden knüpfte.

Auf der Scheide des ersten und zweiten christlichen Jahrhunderts unternahm es ein Römer, der große Geschichtschreiber Tacitus, seine Landsleute genauer, als bislang geschehen war, über Land und Volk von Germanien aufzuklären. Er that dies, indem er in seinen „Annalen" und „Historien" die Geschichte seiner Zeit und der nächsten Vergangenheit erzählte, dann aber auch mittels eines eigens zu dem angegebenen Zwecke geschriebenen Buches, der berühmten „Germania", einer um so ehrenvolleren Urkunde deutscher Vorzeit, als dieselbe von Feindeshand ausgestellt worden ist. Die Germania, deren ganze Haltung vermuthen läßt, daß ihr Verfasser seinen Gegenstand aus eigener, wenigstens theilweise eigener Anschauung gekannt habe, war für Rom eine, freilich unbeachtet gebliebene Lehre, Drohung und Warnung. Für uns dagegen ist sie „ein mitten in das vorzeitliche Dunkel unseres Alterthums hineingestelltes Morgenroth". Unser Vaterland schildert Tacitus als zu damaliger Zeit mit rauhen Wäldern bedeckt und von Sümpfen starrend, also abschreckend genug, wie es denn auch einem an den Anblick der üppigen Gärtengestade des Mittelmeeres gewöhnten Auge erscheinen mochte und mußte. Doch sei die Landschaft nicht ohne Abwechselung gewesen. Für Getreidesaat sei der Boden ergiebig, aber Obstbäume trage er nicht, womit aber doch wohl nur die feineren Arten derselben gemeint sind; denn schon Plinius

weiß von Kirschen und Aepfeln zu reden, welche in den Rheingegenden gediehen. Mit Nachdruck betont Tacitus die Ansicht, die deutschen Stämme seien dadurch, daß sie nicht durch Ehen mit anderen Völkerschaften fremdes Blut in sich aufnahmen, zu einem ureigenen, unvermischten, nur sich selbst ähnlichen Volke geworden („Germaniae populos, nullis aliis aliarum nationum conubiis infectos, propriam et sinceram et tantum sui similem gentem exstitisse“). Deßhalb auch ungeachtet der großen Einwohnerzahl in Altgermanien bei allen dieselbe Körperbeschaffenheit: blaue Augen voll Feuer und Trotz, röthliches Haar, mächtige Leibesgestalten, doch mehr nur zum Anstürmen, weniger zur Ausdauer, mehr zum Ertragen von Hunger und Kälte, weniger zum Aushalten von Durst und Hitze tüchtig.

Bei Erwähnung der sehr primitiven Tracht der Germanen, deren meist aus Thierfellen bereitetes Hauptstück ein Mantel war, durch eine Spange oder in Ermangelung derselben durch einen Dorn zusammengehalten, kommt Tacitus auf die Frauen zu sprechen. Er sagt zwar, die frauliche Tracht habe sich von der männlichen nicht unterschieden, fügt jedoch sogleich hinzu, daß sich die Frauen häufiger in leinene Gewänder hüllten, die sie auch wohl mit Purpurstreifen verbrämten. Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir dieses ärmellose Leinengewand, welches die Arme, den Nacken und den obern Theil des Busens unbedeckt ließ, für ein langherabfallendes, den Körperformen sich anschmiegendes Unterkleid nehmen, für einen der römischen Tunika ähnlichen Leibrock, über

welchem als Oberkleid der Mantel getragen wurde[13]). Bedenkt man diese dürftige Verhüllung des Körpers, welche am Herdfeuer sogar völliger Nacktheit Platz machte, sowie das schon erwähnte gemeinschaftliche Baden der beiden Geschlechter, so steht das Lob, welches Tacitus der Keuschheit germanischer Liebe und Ehe spendet, nur um so höher. Er rühmt es, daß die Deutschen, entgegen der Vielweiberei anderer Barbaren, mit einer Frau sich begnügten. Nur die Politik veranlaßte seltene Ausnahmen von dieser Regel, indem hochstehende Häuptlinge zur Mehrung ihres Ansehens mehrere Frauen nahmen, Töchter aus einflußreichen Familien. In unangetasteter Keuschheit, durch keine wollustreizenden Gastmähler, durch keine verführerischen Schauspiele verdorben, des Liebesbriefewechsels unkundig, so wuchs die Jugend heran. Spät erst kamen die Jünglinge zum Liebesgenuß. Auch die Jungfrauen wurden nicht übereilt („nec virgines festinantur") und daher blieben sie jugendfrisch wie jene und waren an hochschlankem Wuchs ihnen ähnlich. Für vor der Ehe verlorene weibliche Unschuld gab es keine Sühne und die Strafe war die schärfste, denn einem gefallenen Mädchen gewann weder Schönheit noch Reichthum einen Gatten. In Gegenwart der Eltern und Verwandten wurde der Ehebund geschlossen. Die Mitgift brachte nicht die Braut dem Bräutigam, sondern der Bräutigam der Braut zu und es bestand dieselbe nicht in Putzstücken und

---

13) Vgl. Weiß, Kostümkunde, II, 618, und Falke, die deutsche Trachten- und Modenwelt, I, 6.

Tändelsachen, sondern in einem Stierepaar, einem gezäumten Pferd, einem Schild nebst Speer und Schwert. Auf diese Geschenke hin wurde die Frau in Empfang genommen und auch sie brachte ihrerseits dem Manne einige Waffenstücke zu. Das, meinten unsere Altvorderen, sei das festeste Band, das die geheimnißvolle Weihe, das seien die Götter des Ehebündnisses. Dadurch wurde die Frau, damit sie nicht wähne, sie dürfte mannhaften Gedanken und des Krieges Wechselfällen fernbleiben, auf der Schwelle zur Brautkammer erinnert, daß sie komme, in Arbeit und Gefahr des Mannes Genossin zu sein. Mit ihm habe sie im Frieden und Krieg Gleiches zu dulden und zu wagen. Und dies war keineswegs nur eine leere Ceremonie. Wir wissen, daß die germanischen Frauen den Männern in den Krieg folgten, daß sie Speisen und ermunternden Zuspruch in die Reihen der Kämpfenden trugen, daß sie stolz die Wunden ihrer Gatten und Söhne zählten und prüften, bevor sie dieselben verbanden, und daß sie durch Vorwurf und Bitte, durch Darhalten der Brust und durch Hinweisen auf ihr Loos in der Gefangenschaft wankende Schlachtordnungen wieder hergestellt haben. Heilig und streng war der eheliche Bund, äußerst selten der Ehebruch, seine Bestrafung dem hintergangenen Ehemann anheimgegeben. In Gegenwart der Verwandten schnitt er der Schuldigen das Haar ab, stieß sie nackt aus dem Hause und peitschte sie durch das ganze Dorf. In einigen Gaugenossenschaften galt der Brauch, daß die Frauen unter allen Umständen nur eine Ehe eingehen durften, wie ja bis auf unsere Tage herab auch bei den Indern die Wittwen

nicht wieder heiraten durften. Im übrigen war, wie schon angedeutet worden, das Dasein unserer Ahnmütter um so weniger ein müssiges, da die Sorge für Haus, Herd und Feld auf ihnen lastete. Die Männer kümmerten sich nur um Jagd-, Kriegs- und Staatssachen[14]).

Erwägt man noch, daß uns von dem geselligen Verhalten der Bewohner Germaniens kein Zug sanfter Gesittung überliefert worden, daß das Leben der Männer zwischen wilder Aufregung und trägem Müssiggange verfloß, daß sie sich gern im Bier berauschten, daß sie in unbändiger Spielwuth nicht allein ihre ganze Habe, sondern auch die eigene Person und Freiheit auf die Würfel setzten, und daß endlich nur eine Art von Schauspiel, nackter Jünglinge wilder Tanz zwischen aufgerichteten Speerspitzen und Schwertklingen, die festlichen Zusammenkünfte des Volkes bezeichnete, — so müßte man allem bisher Beigebrachten zufolge versucht sein, anzunehmen, daß in Altdeutschland edlere Weiblichkeit kaum habe gedeihen können, falls nicht bestimmte Zeugnisse für das Vorhandensein einer solchen vorlägen. Aus der taciteischen Schilderung der Eheverhältnisse erhellt deutlich, daß die germanische Frau nicht die Sklavin, sondern die Genossin des Mannes war, und allbekannt ist die berühmte Stelle der Germania: „Die Deutschen glauben, daß dem Weib etwas Heiliges und Prophetisches (sanctum aliquid et providum) innewohne; darum achten sie des Rathes der Frauen und horchen ihren Aussprüchen."

---

14) Germania, 4, 5, 7, 8, 15, 17, 18, 19, 20, 23, 24.

Die Frau erscheint demnach mit der Würde der Priesterin und Prophetin bekleidet. Schon haben wir bei den Kimbrern opfernde und weissagende Priesterinnen gefunden und wir finden solche auch später. Als im Jahre 58 v. Chr. der Germane Ariovist dem Julius Cäsar gegenüberstand, verboten die weissagenden Frauen den Deutschen, vor dem Neumond in eine Schlacht sich einzulassen[15]. In der Germania wird der Aurinia erwähnt, welche die Germanen vor Zeiten als Prophetin verehrt hätten[16]. Die größte Bedeutung aber gewann zur Zeit der Kämpfe des Civilis gegen die Römer die Veleda, in welchem Namen vielleicht ein Anklag an die nordisch-germanischen Walkyrien, Walen, Völur verborgen ist. Diese nach alter Sitte als „Schicksalsverkündigerin“ hochverehrte Jungfrau vom Stamme der Brukterer haus'te einsam und unzugänglich auf einem hohen Thurme und war die Pythia der niederrheinischen Germanen. Sie vermittelte Bündnisse, sie führte eine entscheidende Stimme in Kriegs- und Friedenssachen, ihr wurden Siegestrophäen zu Füßen gelegt[17]. Ein dritte jungfräuliche Prophetin, Ganna, war zur Zeit Domitians

---

15) Cassius Dion, XXXVIII, 48.

16) Grimm (D. Mythologie, III. A. 375) liest statt Aurinia Aliruna, wo dann in dem Namen selbst der Begriff der Weissagung liegen würde. Selig Cassel („Prophetinnen und Zauberinnen“, Weimar. Jahrb. II, 383) schlägt vor, statt Aurinia zu lesen Naurinia oder Norinia, so daß die Beziehung auf die Nornen, die Parzen der nordisch-germanischen Mythologie, deutlich wäre.

17) Tacitus, Histor. IV, 61. 65; V, 24.

in Deutschland einflußreich[18]). Tacitus sagt auch, daß bei wachsendem Aberglauben solche Prophetinnen im Volksbewußtsein allmälig zu Göttinnen geworden seien („et augescente superstitione arbitrantur deas").

Die Frauenverehrung ist also ein uralter Charakterzug der Deutschen, aus welchem später die Innigkeit des deutschen Mariakults und des deutschen Minnedienstes entspringen sollte. Die altgermanischen Frauen waren keineswegs nur auf die Geschäfte des Hauses, des Herdes und des Feldes, auf Harke und Sichel, Spindel und Webstuhl, auf Kindererzeugung und Kindersäugung beschränkt, sondern wann immer der göttliche Funke in ihnen sich regte, war ihnen Raum gegeben, eingreifend und einflußübend auf den Schauplatz zu treten, wo „um der Menschheit große Gegenstände, um Herrschaft und Freiheit wird gestritten." Es ist Grund vorhanden, zu glauben, daß auch Thusnelda, die Gattin des Befreiers Armin, eine jener höheren weiblichen Naturen gewesen sei, deren Spuren unsere Vorzeit aufzeigt. Thusnelda's Geschichte ist zugleich die älteste deutsche Liebesgeschichte, von der wir wissen. Denn auf eine leidenschaftliche Neigung deutet der Umstand, daß Armin die einem Andern Verlobte ihrem Vater Segest, seinem politischen Gegner, mit Gewalt entführte. Aber das Glück war dem Ehebund der Beiden unhold. In Abwesenheit des Gatten verrieth Segest, der römerfreundliche Landesverräther, die Tochter, welche einen Sohn Armins unter

18) Cassius Dion. LXVII, 5.

dem Herzen trug, an die Soldaten des Germanikus. Mehr vom Geiste des Gatten als des Vaters beseelt — erzählt Tacitus — entrang sich Thusnelden bei ihrer Gefangennehmung keine Thräne, kein klagendes oder flehendes Wort; mit über dem Busen gefalteten Händen schaute sie stumm auf ihren schwangeren Leib. Die Nachricht, daß die Gattin ihm entrissen sei und die Sklaverei tragen sollte, stachelte Armin zu wahnsinniger Wuth. Aber vergebens flog er zur Rettung herbei. Thusnelda wurde nach Rom gebracht und dort gebar sie den Thumelikus. Mit anderer Siegesbeute mußte sie sammt ihrem Kinde und ihrem Bruder Segimunt den Triumphzug des Germanikus zieren, während der Verräther Segest zusah, wie Sohn, Tochter und Enkel vor dem Wagen des Triumphators in Ketten einhergingen[19]). Der Gram mag die

---

19) Tacitus, Annal. I, 55, 57, 58. Strabon, Geographica, VII, 1, 4. Da Strabon es ist, welcher die Namen von Armins Gattin und Sohn uns überliefert hat, will ich die verdeutschte Stelle hersetzen. „Ihnen — (d. h. den Germanen, welche den Varus im teutoburger Walde geschlagen hatten) — verdankte der jüngere Germanikus einen glänzenden Triumph, wobei die namhaftesten Feinde in Person aufgeführt wurden: — Segimuntos, der Sohn des Segestes, des Cherusker-Häuptlings, und seine Schwester Thusnelda (*Θουσνέλδα*), des Arminius Gattin, sammt ihrem dreijährigen Sohn Thumelikus (*Θουμέλικος*). Segestes aber, des Arminius Schwiegervater, welcher die Gesinnung seines Schwiegersohns von Anfang an nicht getheilt hatte, sondern vielmehr zu uns übergelaufen war, sah, mit Ehren überhäuft, mit an, wie die, welche ihm die Liebsten waren (d. h. hätten sein sollen), in Ketten vor dem Wagen des Triumphators einhergingen." Man

edle Frau bald getödtet haben. Die Rache Roms an dem Besieger des Varus zu vollenden, soll mit gemeiner Bosheit Armins und Thusnelda's Sohn in Ravenna zum Gladiator oder gar zum Lustknaben erzogen worden sein. Wenn, wie vermuthet wird, die schöne Marmorstatue einer Germanin, welche in der Loggia de' Lanzi zu Florenz steht, wirklich Armins Gattin darstellen sollte, so würde das beweisen, daß die Seelenhoheit und die tragische Größe des Geschickes dieser Frau auch auf die Römer ihres Eindrucks nicht ganz verfehlt hätten[20]). Es bildet einen eigenthümlichen Gegensatz zu dieser tragischen Frauengestalt, wenn wir das Bild ansehen, welches ein römischer Spätlingsdichter, Ausonius, von einem germanischen Mädchen entworfen hat, welches in den Feldzügen Kaiser Valentinians des Ersten gegen die Alemannen am Neckar und Oberrhein gefangen und als Kriegsbeute dem genannten, in hohen pädagogischen und politischen Aemtern stehenden Poeten geschenkt wurde. Wenn wir bis dahin an den germanischen Frauen mehr nur heroische, nicht selten bis zur furchtbaren Herbigkeit gesteigerte Züge wahrgenommen haben, so bezeugt uns das Bild der Alemannin Bissula zum erstenmal die Schönheit und den Liebreiz der deutschen Frauenwelt. Bissula scheint statt der Sklavin ihres Herrn recht eigentlich seine Herrin

---

sieht, es gab deutsche Rheinbundsfürsten schon achtzehn Jahrhunderte früher, als Napoleon den Rheinbund gestiftet hat.

20) Vgl. Göttling, Thusnelda und Thumelikus, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen, 1856.

gewesen zu sein, so enthusiastisch zärtlich spricht Ausonius von ihrem lieblichen Antlitz, ihren blauen Augen und blonden Haaren. Diese Barbarin, sagt er, besiege mittels ihrer natürlichen Holdseligkeit alle die „verzärtelten und geschniegelten römischen Puppen", und triumphirend fügt er hinzu, die Kunst besitze keine Mittel, so viel Anmuth nachzubilden[21]).

21) „Bissula, die nicht in Wachs nachahmbar oder in Farben,
Schmückte mit Reizen Natur, wie nimmer der Kunst sie gelingen.
Ja, mit Mennig und Weiß malt Bilder euch anderer Mägdlein;
Doch dies Farbengemisch des Gesichts nicht malen es Hände.
Mische doch, Maler, wohlan, die Ros' und Lilienweiße
Und die duftige Farbe dann nimm zu Bissula's Antlitz."

Zweites Kapitel.

Zur Völkerwanderungszeit.

Die Götterdämmerung der alten Welt. — Niederlassung germanischer Völkerschaften in den römischen Provinzen. — Die Stellung der Frauen nach germanischem Recht. — Verhältniß der Frauen zum Christenthum. — Gothische, langobardische und fränkische Frauen. — Die merowingische Tragödie. — Gährungsprozeß der Zeit. — Häusliche Einrichtung und Tracht.

Fern im Nordmeer liegt ein Eiland, welches das letzte Asyl des germanischen Heidenthums geworden ist. Hierher, nach Island, zogen sich in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts (von 874 an) edle norwegische Männer zurück, als in ihrer Heimat Christenthum und Königsherrschaft die alteinheimische Religion und Verfassung zerstörten. In diese insularische Abgeschiedenheit von einer Welt, welche neue Götter anbetete und neue Lebensformen anthat, hatte das Germanenthum seine theuersten Schätze gerettet, seine religiösen Mythen, seine alten Heldensagen. Hier hütete es diesen Hort und mehrte ihn. Hier blühte eine Kultur auf, deren schrift-

liche Erzeugnisse den Völkern germanischer Zunge nicht weniger ehrwürdig und heilig sein sollten als es den Hebräern „das Gesetz und die Propheten" sind, d. i. ihre unter dem Titel „Bibel" bekannte Sammlung nationaler Mythen, Sagen, Geschichten und Dichtungen. Hier wurde auch die germanische Bibel aufgezeichnet, die Edda, d. i. die Urahne, die Urgroßmutter, welche den Enkeln vom Glauben der Väter, von den alten Stammgöttern und Stammhelden erzählt[22]). Wie die heiligen Urkunden vieler anderen Religionen eine Lehre von den ersten und letzten Dingen vortragen, so auch die Edda. Mußte sich doch die religiöse Phantasie überall zur Beantwortung der Frage aufgefordert fühlen, wie die Welt und der Mensch entstanden seien und was zuletzt aus beiden werden sollte? Auf die eddische Weltschöpfungslehre hat, will mir scheinen, die Natur Islands keinen geringen Einfluß geübt. Wenigstens dürfte es gestattet sein, an-

22) Jedermann weiß, daß es eigentlich zwei Edden gibt: die ältere, in gebundener Rede verfaßte, genannt die Edda Sämunds, weil nach gäng und gäbem Dafürhalten die Sammlung der Götter- und Heldenlieder, welche ihren Inhalt bilden, durch den isländischen Gelehrten Sämund Sigfusson (st. 1133) veranstaltet wurde; und die jüngere, in ungebundener Rede verfaßte, genannt die Edda Snorri's weil der 1241 erschlagene Isländer Snorri Sturluson für den Sammler und theilweise auch für den Verfasser ihres Inhalts gilt. Eine neue, sehr verdienstliche Handausgabe der Urschrift der Sämunds-Edda, mit Glossar, sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, lieferte H. Lüning (Zürich 1859). Simrock hat 1851 uns mit einer Neuhochdeutschung der Edden beschenkt.

zunehmen, daß auf die Dichtung einer Kosmogonie, in welcher die heiße Flammenwelt Muspelheim und die eisige Nebelwelt Niflheim eine so große Rolle spielen, der Anblick von Hekla's Lavaströmen, die über Gletscher rollen, und der Anblick der Geyserquellen, die aus Schneefeldern hervor siedendheiße Wasserstralen in die Luft treiben, eingewirkt haben müsse. Die ganze Größe und Furchtbarkeit nordischer Natur widerspiegelt sich auch in dem ungeheuren Phantasiebilde, welches die Edda von der Götterdämmerung (Ragnarök), d. i. vom Weltuntergang entwirft. In Uebereinstimmung mit dem, was in der älteren Edda die Völa vom Vergehen der Welt singt, sagt das althochdeutsche, im 9. Jahrhundert aufgezeichnete Gedicht Muspilli: „Die Berge entbrennen, kein Baum bleibt stehen auf der Erde, die Wasser trocknen aus, das Meer verdampft, in Lohen vergeht der Himmel, der Mond fällt herunter, Mittelgart (die Erde) flammt auf, kein Fels steht fest. Der Tag der Vergeltung fährt über die Lande, fährt über die Völker mit Feuer." In diese entsetzliche Katastrophe wird alles Seiende hineingezogen, Menschen und Götter gehen gleichermaßen zu Grunde. Aber dem Dogma der Vernichtung verknüpft sich das der Wiedererneuerung: aus dem Trümmerchaos der untergegangenen ersteht eine neue Erde, eine neue Menschen- und Götterwelt.

Was die mythenbildende Phantasie der Germanen von Ragnarök gesagt und gesungen, erscheint in jener Umwälzung Europa's, welche im 4. Jahrhundert n. Chr.

ihren Anfang nahm und welche wir Völkerwanderung zu nennen pflegen, in weltgeschichtliche Thatsachen von unermeßlicher Bedeutung übersetzt. Durch die germanischen Völker, welche aus Osten und Norden nach Süden und Westen vordrangen, erlebte ja die römische Welt ihre Götterdämmerung, nach deren Verrauschen an die Stelle der vernichteten antiken Gesellschaft die germanische trat. Zweifach war die Natur dieser kolossalen Revolution. Denn ihrer materiellen Seite gesellte sich ein geistige, das Christenthum, welches in eben dem Maße, in welchem es sich die germanischen Sieger unterwarf, zur Gewinnung der Stellung einer weltbeherrschenden Geistesmacht vorschritt. Wunderbarer Anblick! Aus den düsteren Todesschatten, welche das Kreuz über die erblassende Götterwelt des griechisch-römischen Alterthums geworfen, ging, als die „Barbaren" ihre Streithämmer, womit sie die marmornen Göttergestalten zerschlagen hatten, am Fuße dieses Kreuzes huldigend niederlegten, ein neuer Tag der Weltgeschichte hervor. Der südliche Olymp sowohl als das nordische Asenheim traten in die Fabelnregion zurück und über einer neuen Gesellschaft wölbte sich ein neuer Glaubenshimmel, der des dreifältigen Christengottes, welcher einen nicht minder zahlreichen und nicht minder mannigfach gegliederten mythologischen Hofstaat von Göttern und Göttinen, Helden und Heldinnen um sich versammelte, als der alte, jetzo abgedankte Zeus-Jupiter einen gehabt hatte. So ersetzte und ersetzt der Mensch allzeit verbrauchte Gottheiten mit neugeschaffenen, weil er, von der „Angst des Irdischen" umgetrieben, nicht

umhin kann, immer wieder nach einem Halt- und Stützpunkt ins Ueberirdische hinaufzugreifen....

Es ist hier nicht der Ort, tausendmal Gesagtes zu wiederholen und dem Schauspiel einer allgemeinen Auflösung anzuwohnen, aus welchem sich erst nach vielen Zerstörungen, Schöpfungen, abermaligen Zertrümmerungen und Wiederaufbauungen eine neue staatliche Gestaltung unseres Erdtheils ergab. Für unsern Zweck genügt es, flüchtig auf die germanischen Reiche von kürzerer oder längerer Dauer hinzuweisen, welche, nachdem die Völkerflut sich gestaut oder verlaufen, kraft des Rechtes der Eroberung in den ehemaligen Provinzen Roms gegründet wurden. Eine Folge dieser Staatengründungen war, daß mancher Schößling vom germanischen Stamme losgelöst und demselben für immer entfremdet wurde. Die rohe Naturkraft vermag zwar eine verrottete Kultur niederzutreten; aber in Gestalt von tausend und abertausend schmeichlerischen Einflüssen richtet sich diese wieder auf, den Sieger zuletzt besiegend. Das erfuhren die germanischen Stämme, welche als Beutestücke der Völkerwanderungskrjege Italien, Spanien und Frankreich an sich genommen hatten. Sie erlagen der Bestrickung durch das römische Wesen, welches, in Verbindung mit dem Christenthum, ihnen allmälig ihre Nationalität und sogar die Muttersprache abschmeichelte. So wurden sie aus Germanen römische Mischlingsvölker und Mutter Germania mußte es bald genug erleben, daß ihre in die Fremde gegangenen Söhne sich gegen sie kehrten, mit dem ganzen Haß, welcher der Abtrünnigkeit zu entspringen pflegt.

Auch daheim in Deutschland schien, wie wir seines Ortes sehen werden, die römisch-christliche Kultur über das germanische Wesen triumphiren zu sollen; aber hier erwies sich der nationale Geist, im Süden hauptsächlich durch den großen alemannischen, im Norden durch den großen sächsischen Stamm getragen, mächtig genug, die deutsche Eigenthümlichkeit zu retten und zu bewahren.

Zur Zeit, als die später zu Romanen gewordenen germanischen Völkerschaften ihre Nationalität noch bewahrten, hatte der Stamm der Burgunden in den Gebirgen von Savoien sich gesetzt und dehnte von dort im 5. Jahrhundert seine Herrschaft über das südöstliche Gallien aus. Westlich von ihnen, in Aquitanien, hatten sich nach mancherlei Wanderungen die Westgothen niedergelassen, welche über die Pyrenäen vordrangen und so ziemlich ganz Spanien sich unterwarfen. In Italien waren, nachdem Odoaker i. J. 476 den letzten Schattenkaiser Westroms abgesetzt hatte, zuerst die Heruler der herrschende germanische Stamm. Ihr Reich währte aber nicht volle zwanzig Jahre, denn schon 493 machte demselben der große König der Ostgothen, Theodorich, ein Ende und schuf den ostgothischen Staat, welcher ganz Italien umfaßte und darüber hinausreichte. Den Ostgothen folgten in der Gewalt über Italien die Langobarden, welche seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts ihre Eroberungen vom Norden der Halbinsel bis in den Süden ausdehnten. Der weitverzweigte Stamm der Franken, schon um die Mitte des 3. Jahrhunderts den römischen Rheinprovinzen zur Bedrängniß geworden,

drang unter dem Namen der salischen Franken im 5. Jahrhundert von den batavischen Gegenden her erobernd in Gallien ein und bis zur Somme vor, während er unter dem Namen der ripuarischen Franken in den Stromgebieten des Rheins, der Maas und Mosel ein Reich mit der Hauptstadt Köln gründete. Durch den Salier Chlodevich oder Chlodwig, den Merowinger, einen der thatkräftigsten, schlauesten und gewissenlosesten Könige, welche die Welt gesehen, wurden von 480 an die fränkischen Gebiete in Gallien und Germanien vereinigt und allseitig erweitert. Durch Chlodwig kam, besonders nach Besiegung der Alemannen, die vortretende Rolle unter den germanischen Stämmen an die Franken, und da der König das Christenthum zu einem Hebel seiner Politik machte, so datiren von seiner Zeit die Anfänge einer umfassenderen Verbreitung des neuen Glaubens nach dem Osten und Norden Deutschlands. Welcher Art übrigens dieses „Christenthum" war, trat zu Tage, als die Theilung des Frankenreichs nach Chlodwigs Tode (511) unter seine vier Söhne jene gräuelvollen Stürme herraufführte, welche das merowingische Haus zerrütteten. Es folgten in den entsetzlichen Kämpfen zwischen den drei Hauptmassen des Frankenreichs, Austrasien, Neustrien und Burgund, mannigfache Theilungen, Wiedervereinigungen und abermalige Trennungen, bis die Dynastie der Merowinger von dem Geschlecht der Karlinger verdrängt wurde und diese jenen gewaltigen germanisch-christlichen Neubau errichteten, mit welchem die Geschichte des Mittelalters anhebt.

Indem wir jetzt zur Betrachtung der Stellung vor-

schreiten, welche die germanischen Frauen zur Völkerwanderungszeit einnahmen, deren charakteristische Merkmale bis zur karlingischen Periode reichen, sagen wir zuvörderst, daß alle sozialen Einrichtungen der germanischen Stämme, der Berührungen mit der römisch-christlichen Welt ungeachtet, noch das nationale Gepräge der heidnischen Vorzeit trugen. Wenn auch die germanischen Häuptlinge im Verlauf der Völkerwanderung römische Herrscher- und Herrentitel annahmen, wie Rex, Dux, Comes, welche allerdings schon die allmälige Uebertragung der Souveränetät von der Versammlung aller Freigeborenen auf die Person des Anführers, des Vordersten, des Fürsten andeuteten, so wurde doch erst durch Karl den Großen diese Uebertragung eine vollendete staatsrechtliche Thatsache, und obzwar die alten Rechtssatzungen der deutschen Stämme in lateinischer Sprache aufgezeichnet wurden[23]), so war der Geist derselben dennoch ein germanischer. Demzufolge blieb auch die alte Ständegliederung, welche sich auf Männer wie auf Frauen erstreckte. Es braucht daher heutzutage nicht mehr betont zu werden, daß, wenn der römische Dichter Lukan sagte: „Die Freiheit ist ein germanisches Gut!“ diese altdeutsche Freiheit keineswegs in dem idealen und humanen Sinne genommen werden darf, wie er der jetzigen Vorstellung

23) Eine Sammlung dieser alten Rechtsbücher wurde 1824 durch Walter in drei Bänden veröffentlicht: „Corpus juris germanici antiqui.“ Eine noch umfassendere bringen die Pertz'schen „Monumenta Germaniae historica.“ Beide liegen dem im Text über die fraulichen Rechtsverhältnisse Beigebrachten zu Grunde.

entspricht. Die Gesammtmasse unserer Ahnen zerfiel nämlich, wie bekannt, in zwei große Stände, in Freie und Unfreie, von welchen zwei Klassen jede wieder zwei Unterabtheilungen hatte. Der Stand der Freien umfaßte die Adalinge oder Edelinge (nobiles) und die Freilinge oder Gemeinfreien (liberi); der Stand der Unfreien die zins- und dienstpflichtigen Hörigen (liti) und die eigentlichen Sklaven (Schalke, servi). Demzufolge waren auch die germanischen Frauen adelige, freie, hörige oder sklavisch-leibeigene. Der Sklavenstand war durchaus rechtlos und hatte keine persönliche, sondern nur eine sachliche Geltung. Freigebung der Unfreien durch den Herrn war aber für beide Geschlechter zulässig. Außerdem waren zur Milderung der schroffen und harten Kastenunterschiede zwei mächtige Schrankenbrecher da, Krieg und Liebe. Der aus den kriegerischen Gefolgschaften der Häuptlinge, wie Deutschland zur Zeit des Tacitus sie gekannt hatte, während der Völkerwanderung hervorgegangene Waffenadel (die „Leudes", Leute, d. i. Dienstleute, Vassi, Vasallen) fußte entschieden mehr auf dem Schwert als auf der Geburt, war also auch Unfreien erreichbar, und ebenso öffneten Verdienst oder königliche Gunst Unfreien den Zutritt zu dem Amts- und Hofadel (die „Ministerialen") des karlingischen Königthums. Was aber die Frauen angeht, so sind gerade zu dieser Zeit die Beispiele nicht selten, daß Schönheit und Klugheit leibeigene Mägde aus Beischläferinnen der Fürsten zu ihren Gemahlinnen und Beherrscherinnen gemacht haben.

Wie ein ursprüngliches und rassenhaftes, so war und blieb unser Volk auch ein familienhaftes. Auf Sippe und Blutsfreundschaft, auf die Familie ist das ganze germanische Wesen begründet. Nicht die Idee des Staats, sondern die der Familie bedingte und bestimmte die ganze Lebensführung unserer Altvorderen. Des sozialen Bauwerkes Grund- und Eckstein war die Hausvaterschaft, der Familie Mittelpunkt und fester Halt. Aus der Familie entwickelte sich die Gemeinde, aus dieser der Staat, wie denn das Germanenthum überall, wo es ungestört und ungehindert durch fremde Einwirkungen seine Ziele verfolgen konnte, nicht die Wege abstrakter Theorie, sondern die der Natur wandelte. Das Verhältniß von Mann und Frau war rechtlich ganz klar das des Gebietens und des Gehorchens, des Beschützens und des Beschütztwerdens. Die Frau war dem Manne entschieden untergeordnet. Die Frauen hatten in alter Zeit keine Stimme in der Volksversammlung, sie konnten vor Gericht nicht als Zeugen oder Eideshelfer auftreten und waren bei den meisten Stämmen ausdrücklich von der Regierung über Land und Leute ausgeschlossen, welche letztere Rechtssatzung übrigens, wie das ja zu allen Zeiten der Rechtssatzungen Schicksal war, ist und sein wird, oft genug umgangen oder gar nicht beachtet wurde. Trotz alledem war die Stellung der Frauen unter einem Volke, welches im Weibe von Uralters her etwas Heiliges gesehen hatte, keine unehrenhafte. Im Gegentheil, Sitte und Recht vereinigten sich, gegenüber den Ausschreitungen des „starken" Geschlechts um das „schwache' schützende Schranken

herzuziehen. Unwiderlegbare Beweise hierfür gibt namentlich auch das germanische Strafrecht, welches bekanntlich nicht vom Grundsatze der Bestrafung, sondern vielmehr von dem der Buße, Sühne, Entschädigung ausging. Demnach konnte mit Ausnahme von Landesverrath und Heerführersmord der freie Mann jedes Verbrechen, auch Mord nicht ausgenommen, durch Entrichtung von Sühngeld („Wergeld", lat. compositio) an die Familie des Beleidigten, Geschädigten oder Getödteten büßen, welche Buße natürlich nach der Schwere der Verschuldung bemessen war und in Ermangelung des baren Geldes auch in Vieh entrichtet werden konnte. Weit entfernt nun, im Sinne der Morgenländer oder auch der christlichen Kirchenväter den Werth des Weibes geringer anzuschlagen als den des Mannes, bestimmte das germanische Strafrecht umgekehrt dem wehrlosen Geschlecht ein höheres Wergeld als dem wehrhaften, wenigstens weitaus bei den meisten Stämmen. So kam nach alemannischem und bairischem Rechte den Frauen ein Wergeldsansatz zu, welcher den der Männer um das Doppelte überstieg. So auch nach sächsischem, während der Zeit der Gebärfähigkeit von Frauen und Mädchen. Auch bei den Westgothen war das Wergeld der Frauen während der Periode ihrer Fruchtbarkeit höher als das der Männer, bei den Franken aber betrug es während dieser Periode das Dreifache der letzteren. Der Mord einer Frau mußte bei den Franken mit 600 Solidi oder Kühen gesühnt werden, weil der Werth eines Solidus (Schilling) dem einer Kuh gleichstand. Das Wergeld für die Tödtung einer Schwangeren betrug 700 Schillinge.

Oft angeführt sind die Strafbestimmungen des salfränkischen Gesetzes für Vergehungen gegen weibliche Zucht und Schamhaftigkeit. Wer einer Frau oder Jungfrau wider ihren Willen in unehrbarer Weise die Hand streichelte, mußte das mit 15 Schillingen oder Kühen büßen; verstieg er sich bis zum Oberarm, stieg die Buße auf 35 Schillinge; wagte er gar, ihr die Brust zu betasten, hatte er ein Wergeld von 45 Schillingen oder Kühen zu entrichten. Merkwürdiger Weise sank im Mittelalter, wo doch der Minne- und Frauendienst systematisch ausgebildet wurde, das Wergeld der Frauen auf den halben Betrag des männlichen herab. Dagegen findet sich in mittelalterlichen Rechtssatzungen („Weisthümer") die zarte Rücksicht, daß schwangeren Frauen gestattet ist, etwaige Gelüste nach Obst, Gemüse und sogar Wildpret bei Gelegenheit unbestraft zu befriedigen.

Der Hausherr hatte die Mundschaft (das „Mundium"[24]), d. h. das Recht der Herrschaft, aber auch die Pflicht des Schutzes über seine Faau und — bis zu ihrer Verheiratung — über seine Töchter und Schwestern. Das neugeborene Kind blieb auf dem Boden liegen, bis der Vater es aufhob. Dadurch anerkannte er es, worauf es mit Wasser besprengt und benamset wurde. Hob er es aber nicht auf, so war dies das Zeichen der Nichtanerkennung und das Kind wurde ausgesetzt d. h. dem Tode preisgegeben, was häufiger Mädchen als Knaben wider-

24) Vom althochd. munt, was eigentlich Hand bedeutete. Vgl. Grimm, Rechtsalterthümer, A. 2. S. 403.

fuhr[25]). Dem Vater stand auch das Recht zu, seine Kinder zu verkaufen, die Söhne bis zur Zeit der Volljährigkeit, die Töchter so lange sie ledig waren, und diese Barbarei wurde häufig genug geübt. Beim Tode des Vaters ging dessen Mundschaft über Ehefrau, ledige Töchter und Schwestern auf den nächsten männlichen Verwandten („Schwertmagen", im Gegensatz zu den weiblichen „Spill- oder Spindelmagen") über und hieß dann Vormundschaft. Mit der in rechtmäßiger Form vollzogenen Heirat eines Mädchens kam das väterliche Mundium selbstverständlich an den Gatten.... Das germanische Erbrecht bevorzugte die Söhne auf Kosten der Töchter in höchst parteiischer und ungerechter Weise. Da und dort waren die Töchter von der Erbschaft ganz ausgeschlossen, anderswo wurden sie mit der Hälfte oder dem Drittel des Erbtheils der Söhne abgefunden. Jedoch bezog sich diese Zurücksetzung nur auf das eigentliche Familiengut, auf das liegende Eigen („Odal"), denn das sonstige Vermögen erbten Söhne und Töchter zu gleichen Theilen. Sehr bedeutsam griff die Vorstellung von der Standesgleichheit, der Begriff der Ebenbürtigkeit auch in die Erbschaftsverhältnisse ein. Die Frauen gingen durch Verheiratung mit einem Unebenbürtigen jedes Anspruchs

25) Das Christenthum verdammte die heidnische Sitte der Aussetzung, welche besonders über krüppelhafte, schwächliche, uneheliche oder in unebenbürtiger Ehe und im Ehebruch erzeugte Kinder verhängt wurde. Dieser Brauch lebte, wie die heidnischen Bräuche überhaupt, im germanischen Norden viel länger fort als in Deutschland. Vgl. Weinhold, Altnord. Leben, S. 260 fg.

auf das Erbe ihrer Sippe verlustig und Kinder aus der Ehe eines Freien mit einer Unfreien konnten ihren Vater nicht beerben; ebenso nicht Kinder einer Freien mit einem Unfreien die Sippe der Mutter.

Das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander zeigt in der Zeit, welche uns dermalen beschäftigt und sodann das ganze Mittelalter hindurch keineswegs mehr die Reinheit, welche ihm Tacitus vordem nachzurühmen wußte. Das Konkubinat war vor und in der karlingischen Periode unter den Vornehmen eine landläufige Sitte, welche durch die Leichtigkeit, womit die Herren unfreie Mädchen, deren Schönheit sie reizte, zu ihrem Willen bringen und zwingen konnten, ungemein begünstigt werden mußte. Es wimmelte da ordentlich von Kebsen und „Frillen", wie die Beischläferinnen hießen. Große Könige und Helden der Völkerwanderung, wie Theodorich und Alarich, lebten mit solchen. Unter den Merowingern stieg die Kebsenwirthschaft zu abscheulichem Skandal. Aber auch Karl der Große und Ludwig der Fromme hielten sich Konkubinen und ist dies bekanntlich bis heute ein fürstliches Vorrecht geblieben. Die Kirche hat schon frühzeitig den vergeblichen Versuch gemacht, dagegen einzuschreiten, und sie that redlich das Ihrige, wenigstens der Vielweiberei, dieser Frucht der Sittenverwilderung zur Völkerwanderungszeit, entgegenzuarbeiten. Auf der mainzer Synode vom Jahre 851 wurde deßhalb Straflosigkeit gegen solche bestimmt, welche sich mit einem Weibe begnügten, wäre es auch eine Kebse, wogegen das Konkubinat neben der Ehe mit Kirchenstrafen bedroht ward.

Aber freilich mußten alle Bestrebungen der Kirche für Besserung der Sitten meist schon an dem bedenklichen Umstande scheitern, daß die Häuser der Geistlichen selbst nur allzuhäufig Haremen glichen. Hat doch schon der Haupt-Bekehrer der Deutschen, Winfrid oder Bonifaz, in einem Bericht an den Papst vom Jahre 741 geklagt, die fränkischen Diakonen hielten sich vier und mehr Beischläferinnen. Die eingerissene Polygamie beschränkte sich aber nicht auf das Kebsenwesen, sondern manche Fürsten lebten mit mehreren Frauen zugleich in förmlichen Ehebündnissen. Insbesondere hielten es die Frankenkönige gerne so und die Kirche fand es lange Zeit gerathen, zu der königlichen Zwei- oder Mehrweiberei ein Auge oder auch beide zuzudrücken, wie sie ja diese „Politik" allzeit vortrefflich zu üben verstanden hat. Der energischste Widerstand gegen die polygamische Sitte ging der Natur der Sache nach von den Frauen selbst aus und dieser Widerstand drang, verbündet mit den kirchlichen Bestrebungen, nach und nach wenigstens insoweit durch, daß Einweiberei das Grundprinzip einer rechtmäßigen Ehe wurde. Wir wissen namentlich von Frauen der skandinavischen Germanen, daß sie in dieser Sache ihren Willen durchzusetzen wußten. Ein vorragendes Beispiel ist die Prinzessin Ragnhild, um welche König Harald Schönhaar warb, obgleich er bereits nicht weniger als zehn Frauen und zwanzig Kebsen hatte. Ragnhild wollte nicht die Einunddreißigste in diesem Bunde sein, und erst nachdem Harald sich von seinen bisherigen Frauen geschieden und seine Frillen fortgeschickt hatte, wurde sie sein Eheweib.

Das Wort Ehe (althochd. êwa oder êa) bedeutete ursprünglich Bund oder Band überhaupt, erlebte aber dann die Einschränkung auf den Sinn von Eheband oder Ehebund. In Liedern und Sagen, deren Wurzeln in die arische Urzeit zurückreichen, kommt es vor, daß Jungfrauen in voller Volksversammlung feierlich den Mann selber sich wählen, und weis't dieses auf uralt Indogermanisches hin, indem ja auch in den altindischen Epen die Königstöchter solche Gattenwahl halten[26]). In der historischen Zeit aber war die germanische Ehe ursprünglich ein Kauf. Daher der Ausdruck: „Ein Weib kaufen" für heiraten, welcher sich das ganze Mittelalter entlang erhalten hat und z. B. noch in der Limburger Chronik aus dem Ende des 14. Jahrhunderts gäng und gäb ist. Der Bewerber entrichtete dem Vater oder dem, in dessen Mundschaft sonst die begehrte Jungfrau oder Wittwe war, einen Preis, wofür die Braut ihm verlobt wurde. Diese Brautgabe hatte keineswegs bloß eine symbolische Bedeutung, wie die bezügliche im vorigen Kapitel aus Tacitus angeführte Stelle erscheinen lassen könnte, sondern sie war ein wirklicher Kaufpreis. Daraus noch mehr als aus der allerdings hohen Werthung jungfräulicher Ehre erklärt sich die Strenge, womit das altgermanische Strafrecht Entführung und Raub von Jungfrauen ver-

26) Berühmteste Beispiele sind die Gattenwahl der Sawitri und die der Damajanti in den beiden so betitelten Episoden des „Mahabharata". Deutsch in Holtzmann's Indische Sagen, I, 48; III, 5, 16 fg. An letzterer Stelle wird die Cermonie der Gattenwahl ausführlich und schön beschrieben.

pönte. Ihrerseits entließ der Vater oder Vormund, falls er nämlich zu den Vermöglichen gehörte, die Braut auch nicht ungeschmückt und mit leeren Händen und in manchen Fällen mag das Eingebrachte derselben, die „Mitgift", „Heimsteuer" oder „Aussteuer", den vom Bräutigam bezahlten Kaufpreis aufgewogen oder gar überwogen haben. Die Verlöbnisse geschahen unter den verschiedenen deutschen Stämmen unter verschiedenen Formeln und Bräuchen. Im Allgemeinen fanden dieselben öffentlich im Kreise der freien Gemeindegenossenschaft statt. Die Strenge, womit die heidnische Sitte auf Ebenbürtigkeit hielt, so daß zwischen Freien und Unfreien keine rechtmäßige Ehe statthaben konnte — ein Surrogat hiefür war dann eben das Konkubinat — wurde durch das Christenthum zwar gemildert, aber doch nur so allmälig, daß ja noch heute von „Mißheirat" die Rede ist, wenn ein Junker eine Bürgerstochter freit, es wäre denn, daß die Braut Geld, viel Geld mitbrächte. Die Verheiratung der Knechte und Hörigen hing völlig vom Belieben des Herrn ab und Könige und Fürsten übten das ganze Mittelalter hindurch als ein Recht den Brauch, auch für die Söhne und Töchter freier oder edler Familien Ehefrauen und Ehemänner auszusuchen, wie es ihnen gut dünkte. Zwischen den nächsten Blutsverwandten, Eltern, Kindern und Geschwistern, herrschte auch im Heidenthum das Eheverbot, welches dann die christliche Kirche noch auf Schwägerschaft und sogenannte geistliche Verwandtschaft (Pathenschaft) ausdehnte. Es wurde aber im Heidenthum und Christenthum vielfach dagegen gesündigt.

Eine Hochzeit hieß im heidnischen und christlichen Alterthum unseres Volkes jede festliche Zeit und erst später erhielt das Wort die ausschließliche Bedeutung von Vermählungsfest. Im Heidenthum kam dabei, wenigstens im germanischen Norden nachweisbar, wahrscheinlich aber auch in Deutschland, der religiöse Akt vor, daß die Braut durch Berührung mit dem heiligen Hammer Thorrs oder Donars zum Ehestand eingeweiht wurde. Im übrigen galt die Ehe für rechtskräftig vollzogen, sobald das Brautbett beschritten war und „eine Decke das Paar beschlug.“ Auch Spuren von einem Hemdenwechsel zwischen Bräutigam und Braut kommen im Mittelalter vor. Bis zum Ende desselben aber war die kirchliche Trauung ganz unwesentlich. Zwar schrieb das Christenthum schon zur karlingischen Zeit den Brautleuten ein „Bekenntniß der Ehe in der Kirche“ vor und wollte auch eine „priesterliche Einsegnung“; aber die Kirche hat ihren Willen offenbar erst viel später durchzusetzen vermocht. Auch ist nicht einmal zu bestimmen, ob sie gewollt, daß die „Benedictio sacerdotis“ dem Beilager vorangehen oder nachfolgen sollte. In vielen mittelalterlichen Gedichten werden ohne alle kirchlichen Umstände Ehen geschlossen und vollzogen. Ein vortretendes Beispiel hiervon gibt das Nibelungenlied an die Hand, wo Gunther mit Brunhild und Sigfrid mit Kriemhild Hochzeit macht und die Ehe vollzieht, ohne daß von einem Priester auch nur die Rede wäre. Erst am Morgen nach der Hochzeitnacht, welche für den armen Burgundenkönig so mißlich verlief, gehen die beiden Paare zum Münster, wo eine Messe gesungen wird,

und es ist nicht einmal klar, ob die Worte in der 650. Strophe des Liedes: „Dô wurden si gewihet“ auf die Neuvermählten oder aber bloß auf „ir krône unt ouch ir kleit“ gehen. Erst vom 14. und 15. Jahrhundert an erscheint in Deutschland die bürgerliche Rechtsbeständigkeit der Ehe von der kirchlichen Trauung abhängig.

Am Morgen nach dem Beilager, wann die Neuvermählten mitsammen das Frühgericht verzehrt hatten, welches man ihnen vor das Bett brachte, empfing die junge Frau, welche von nun an ihr Haar nicht mehr nach Jungfernart frei fliegen und wallen lassen durfte, sondern es binden und knoten mußte, von ihrem Gatten die „Morgengabe“, ein Geschenk, welches den Sinn einer Dankbezeugung für Hingabe des Magdthums hatte und unter allen Umständen ihr Eigenthum blieb. Von Stund' an trat die Frau in alle Rechte und Pflichten eines Eheweibes ein und letztere waren entschieden vorwiegend, obzwar es unsern Altvorderen zum Lobe gereicht, daß ihre Gesetzgebung namentlich für Schwangere und Kindbetterinnen zarter Rücksichtsnahme nicht ermangelte. Auch war uralter Rechtsüberlieferung zufolge vorgesorgt, daß die Frau in ihren ehelichen Rechten — im wörtlichsten Sinne des Wortes genommen — nicht verkürzt und der Hauptzweck der Ehe, die Beschaffung eines gesetzlichen Erben, unter allen Umständen erfüllt würde[27]. Immer

27) Daer ein man were, der sinen echten wive oer frowelik recht niet gedoin konde, der sall si sachtelik op sinen ruggen setten und draegen si over negen erstuine und setten si sachtelik neder sonder stoeten, slaen und werpen und sonder enig quaed

jedoch stand die Frau gesetzlich zu dem Mann in dem Verhältniß der Unterordnung. Er war der Verwalter und Nutznießer ihres Vermögens und sie durfte darüber nicht verfügen. Gütergemeinschaft zwischen Eheleuten kam erst später auf und da hieß es dann: „Wann die Decke über den Kopf (der Brautleute) ist, sind die Ehleute gleich reich" — oder: „Leib an Leib, Gut an Gut." Daß ein Theil des in der Ehe erworbenen Vermögens, der Errungenschaft, beim Tode des Mannes an die Wittwe käme, hier die Hälfte, dort ein Drittel, bestimmten schon ältere Rechtsbücher, wie das sächsische und das ripuarisch-fränkische. Die an den Ehemann übergegangene väterliche Gewalt gestattete diesem die körperliche Züchtigung des Weibes, welche oft genug in Anwendung kam, gestattete ihm ferner die straflose Tödtung der Ehebrecherin, gestattete ihm auch den Verkauf der Frau, welcher letztere

---

woerd of oevel sehen, und roipen dae sine naebur aen, dat sie inne sines wives lives noet helpen weren, und of sine naebur dat niet doen wolden of kunden, so sall hie sie senden up die neiste kermisse daerbi gelegen und dat sie sik süverlik toe make und verzere und hangen ör einen buidel wail mit golde bestikt up die side, dat sie selft wat gewerven kunde; kumpt sie dannoch wider ungeholpen, so help ör dar der duifel. Weisthum aus dem Amt Blankenburg, bei Grimm (Rechtsalterth. 444), wo solcher naiv-idyllischer Weisthümer noch mehrere angezogen sind. Daß diese für unsere Ohren so seltsam klingende Rechtssatzung zur Anwendung gekommen, dürfte sich historisch kaum nachweisen lassen. Daß sie aber in ältester Zeit wirklich in Uebung gewesen sein kann oder muß, zeigt ihr nicht seltenes Vorkommen in den alten Bauernrechten.

Rechtsbrauch sich in England von den Angelsachsen her bekanntlich bis ins 19. Jahrhundert herein erhalten hat. Unglückliche Ehen konnten mittels Scheidung gelöst werden. Der Mann war befugt, wegen Unfruchtbarkeit der Frau, diese war berechtigt, wegen Unvermögens oder Verweigerung der Beiwohnung seitens des Mannes auf Scheidung zu klagen. Die Bräuche hierbei waren verschieden. Gewöhnlich wurden der Frau die Schlüssel abgefordert. Auch von einem Leinentuch ist die Rede, welches die zu Scheidenden bei den Enden anfaßten, worauf es zwischen ihnen entzwei geschnitten wurde. Bei den Franken werden Scheidebriefe erwähnt. Im germanischen Norden genügte es, wenn der Mann vor Zeugen der Frau erklärte, daß er sie entlasse. Wenn aber keine Scheidung stattfand, riß das Band der germanischen Ehe selbst mit dem Tode nicht, d. h. mit dem Tode des Mannes. Denn die Wittwe folgte dem verstorbenen Gatten auf den Scheiterhaufen, um zugleich mit dem Leichnam verbrannt zu werden, — gerade wie in Indien, wo dieser religiöse Brauch erst in unseren Tagen durch die Engländer abgestellt worden ist[28]). In Deutschland scheint derselbe schon zur Zeit des Tacitus abgekommen gewesen zu sein, denn die

28) Die letzte Wittwenverbrennung (Sattih) im großen Stil hat in Indien i. J. 1839 beim Tode des berühmten Maharadschah der Sikh, Ranadschit Singh, zu Lahor stattgefunden. Vier seiner Frauen und sieben seiner Sklavinnen ließen sich mit dem todten „Löwen des Pendschab" verbrennen. Näheres über den indischen und germanischen Religionsbrauch der Wittwenopferung s. in meiner „Geschichte der Religion", I, 144 fg.; II. 342.

Germania weiß bei Erwähnung der deutschen Bestattungen nur zu berichten, daß mit den Todten auch ihre Streitrosse verbrannt wurden. Dagegen hat im germanischen Norden der freiwillige Opfertod der Wittwen in Mythe, Sage und Geschichte bis zum Ende des 10. Jahrhunderts fortgelebt. Die religiöse Vorstellung, daß einem Gestorbenen, falls sein Eheweib ihm sofort nachstürbe, die schweren Thore der Unterwelt nicht auf die Fersen schlügen, lag diesem schrecklichen Rechtsbrauch zu Grunde, welchem sich zu fügen den Frauen zu höchster Ehre, welchem sich zu weigern ihnen zur Schande gereichte. Die nordischen Quellen wissen davon zu erzählen. Die Göttin Nanna wird mit dem getödteten Gott Baldur, ihrem Gatten verbrannt. Die Walküre Brunhild tödtet sich selbst, dem geliebten Sigurd nachzusterben und mit ihm auf einem und demselben Holzstoß verbrannt zu werden. Hakon Jarl, der i. J. 995 gestorbene letzte große Vorkämpfer des Heidenthums in Skandinavien, freite noch in alten Tagen um die schöne Gunnhild, ward aber abschlägig beschieden, weil Gunnhild ihre kaum erblühte Jugend nicht der Gefahr aussetzen wollte, einem greisen Gemahl voraussichtlich binnen kurzem in den Tod folgen zu müssen.

Nachdem wir im Vorstehenden die rechtliche Stellung der Frauen im germanischen Alterthum betrachtet haben, dessen Gränzmarken, wenn ich recht erwäge, bis zur karlingischen Periode heranreichen, wollen wir im Folgenden versuchen, aus dem zerstreuten Material, wie es die

Quellen bieten, ein Mosaikbild germanischer Frauenart zur Zeit der Völkerwanderung zusammenzusetzen.

Wie schon in den frühesten Kämpfen der Römer mit unseren Altvorderen auf seiten der letzteren die Frauen eine nicht geringe Bedeutung gewannen und behaupteten, so auch in den späteren. Als in der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts der Kaiser Aurelian seine Siege über die Gothen in Ungarn und über die Markomannen in Italien durch einen Triumphzug in Rom feierte, wurden dabei auch mehrere gothische Jungfrauen aufgeführt, welche mit den Waffen in der Hand gefangen worden waren. Darunter befand sich die Hunila, deren Schönheit und Klugheit die Sieger so bezauberte, daß ein vornehmer Römer ihr seine Hand bot. Der römische Poet Claudian, welcher zu Anfang des 5. Jahrhunderts den Sieg Stilichos über Alarich bei Pollentia besang, erwähnt einer ostgothischen Frau, welche ihren Mann, den Häuptling Tribigild, zum Kampf gegen Ostrom aneiferte, sprechend: „O, warum hab' ich einen so trägen Mann? Wie glücklich sind doch die Westgothinnen, welche mit dem Raub der Städte sich schmücken und denen die Jungfrauen Griechenlands als Mägde dienen." Der große Ostgothenkönig Theodorich, welcher als Dietrich in der deutschen Heldensage so herrlich fortlebt, hat seinem kühnen Gedanken, die germanischen Reiche von damals in einen großen Bund zu sammeln, auch die Frauen dienstbar zu machen gewußt, indem er seinen weiblichen Verwandten politische Ehebündnisse ausmittelte und seine Schwester Amalfreda mit dem Vandalenkönig Thrasimund, seine

Tochter Theodikusa mit dem Westgothenkönig Alarich, seine Tochter Ostrogotha mit dem Burgundenprinzen Sigismund und seine Nichte Amalberga mit dem Thüringerkönig Hermanfrid vermählte[29]). Der Brauch, Prinzessinnen zu Binde-, Hilfe- und Hebemitteln der Politick zu machen, ist demnach sehr alt und den heutigen Opfern dieser Vermählungskunst bleibt der freilich leidige Trost, daß sie, so lange es eine deutsche Geschichte gibt, jeder Zeit Schicksalsgenossinnen gehabt haben. Der große Geist Theodorichs lebte in seiner Tochter Amalasuntha fort, welche für ihren Sohn Athalarich die Vormundschaft führte. Der Italiener Cassiodor und der Byzantiner Prokop, ihre Zeitgenossen, preisen sie wetteifernd als eine geniale, hochgesinnte und hochgebildete Frau, als eine treffliche Regentin und freisinnige Pflegerin der Wissenschaften.

Die Langobarden standen den übrigen germanischen Völkerschaften, welche sich erobernd im Süden niederließen, an Zähigkeit im Festhalten nationaler Art und Sinnesweise weit voran und es stimmt zum Nachdenken, wenn man sieht, daß die Nachkommen gerade des deutschen Stammes, welcher sich in Italien am entschiedensten gegen die Romanisirung sträubte, in unserer Zeit von einem wilderen Haß gegen das deutsche Wesen glühen als die übrigen Italiener. Der Beharrlichkeit ihres Germanismus verdankt die Geschichte der Langobarden,

---

29) Von den deutschen Frauennamen wird im 2. Buch an passender Stelle gehandelt werden.

wie der um 730 geborene langobardische Edeling und nachmalige Mönch Paul Warnefrids Sohn, genannt der Diakon, sie geschrieben hat, jene reizende Frische und Naivetät, jene quillende Sagenfülle, welche sie über alle die alten Chroniken erheben und sie, ihres lateinischen Gewandes ungeachtet, zu einem germanisch-nationalen Epos in Prosa machen. Da fehlt es denn auch nicht an Frauengestalten, welche, obgleich mehr finster als licht, wie sie sind, unsere ganze Theilnahme erregen. Weit zurück im Sagendämmer begegnet uns die unheimliche Rumetrud, des Königs Tato Tochter, deren tückische Mordlust einen blutigen Krieg zwischen den Langobarden und den Herulern veranlaßte. Auf festeren geschichtlichen Boden führt uns schon die vielbesungene tragische Geschichte der Rosimunda, der zweiten Gemahlin des zehnten Langobardenkönigs Albuin. Sie war die Tochter des Gepidenkönigs Kunimund, welchen Albuin in der Schlacht getödtet und aus dessen Schädel er sich einen Trinkbecher hatte machen lassen. Einmal, zu Verona, hatte der König dieses barbarische Trinkgeschirr mit Wein gefüllt vor sich stehen und zwang im Taumel des Uebermuthes und Rausches seine Gemahlin, ebenfalls aus dem Schädel ihres Vaters zu trinken. Das ward sein Verderben, denn in Rosimunda glühte der Wunsch auf, mit diesem brutalen Schimpfe zugleich den Tod ihres Vaters zu rächen. Sie scheute zu diesem Zwecke vor nichts zurück, auch nicht vor dem Aufgeben weiblicher Zucht und Sitte. Sie verschwor sich zu Albuins Untergang mit seinem Skilpor (Schildträger) Helmigis und gab sich, mit ihrer Kammerfrau

das Bett tauschend, dem Peredeus preis, um auch diesen Mann für ihr Vorhaben zu gewinnen. Nach einem Anschlag desselben erschlug Helmigis den König während dessen Mittagsruhe und hatte Rosimunda das Schwert des verrathenen Gemahls zu Häupten des Ruhebettes festgebunden, damit er um so sicherer dem Mörder erläge. Helmigis hoffte aber nach Albuins Tod vergebens, auf den erledigten Königssitz zu gelangen. Er mußte mit Rosimunda nach Ravenna zu dem oströmischen Statthalter Longinus entweichen, welcher das verrätherische Weib aufstiftete, den Helmigis aus dem Wege zu schaffen, um sich mit ihm selber zu vermählen. Rosimunda reichte demzufolge dem Helmigis vergifteten Wein, aber als er den Becher zur Hälfte geleert, merkte er, daß er den Tod getrunken, und zwang mit blankem Schwerte die arge Königin, den Rest zu trinken und mit ihm zu sterben.... In anderen, helleren Farben spielt die Geschichte der Theudelinda, des Baierkönigs Garibald Tochter, um welche der jugendschöne, hellgelockte Langobardenkönig Authari warb. Seine Brautfahrt ist ein Stück frühester Romantik. Voll Verlangen, seine Erwählte mit eigenen Augen zu sehen und zu prüfen, ging er mit den Werbeboten selbst nach Baiern, verbot aber seinen Begleitern, sein Inkognito zu verrathen. Als Garibald in die Werbung gewilligt, erbaten die Boten, daß deß zum Zeichen Theudelinda ihnen den Becher kredenzte. Es geschah, und als die Reihe an Authari gekommen und er den Becher zurückgab, fand er Gelegenheit, der Prinzessin Hand und Wangen zu streicheln. Schamroth erzählte Theudelinda

das ihrer Amme, aber die kluge Frau sagte: „Wenn dieser Mann nicht der König selbst und dein Bräutigam wäre, so hätte er nicht gewagt, dich zu berühren.“ Die Ehe zwischen Authari und Theudelinda scheint indessen keine sehr glückliche gewesen zu sein. Wenigstens starb der König schon ein Jahr nach der Hochzeit, an Gift, wie es hieß, und nach sagenhaften Andeutungen mag dieser Todesfall, wenn auch nicht von ihr angestiftet, der Königin doch willkommen gewesen sein, weil die herbe Mannhaftigkeit Authari's ihrer religiösen Stimmung wenig entsprach.

Theudelinda war nämlich eine jener Frauen, welche zur Zeit der Völkerwanderung mit Begeisterung und Ausdauer der Ausbreitung des Christenthums unter den germanischen Völkerschaften sich widmeten. Ein weltkluger Beobachter von Menschen und Dingen, der Engländer Horace Walpole, hat einmal gesagt, kein Weib habe jemals eine neue Religion erfunden und doch sei keine neue Religion anders als durch Weiber ausgebreitet worden. Dies gilt in ganz vorzüglichem Maße von der Verbreitung des Christenthums über die germanische Welt. Prinzessinnen aus Fürstenhäusern, welche den neuen Glauben angenommen hatten, wurden recht eigentlich die Missionärinnen desselben. Das Mystische im Christenthum bestach die Phantasie der Frauen und die Lehre, für alles Dulden, Entsagen und Leiden im Diesseits reichlich im Jenseits entschädigt zu werden, gewann ihr Gemüth um so mehr, als der christliche Himmel mit seinen ins Unfaßliche und Unvorstellbare verschwimmenden Seligkeiten

ein rechter Frauenhimmel ist. Zweierlei aber kam den eifrigen Sendbötinnen des neuen Glaubens hilfreich zu statten: — von oben herab die Politik, welche selbst dem beschränktesten Fürstenverstand einleuchtend machte, was für Hilfsmittel die christliche Lehre von der unbedingten Unterwürfigkeit der Menschen unter die Obrigkeit zur Gründung und Behauptung fürstlicher Gewalt und Willkür an die Hand gab; von unten herauf die Bereitwilligkeit, womit die Armen, Unterdrückten und Geknechteten einer Religion sich zuwandten, welche ihnen wenigstens nach dem Tode die Freiheit und nach ihrer Auffassung der Vergeltungslehre Ersatz für ihre Leiden hienieden verhieß. Es ist auch nur gerecht, anzuerkennen, daß die christliche Kirche zu dieser Zeit und noch im Mittelalter vielfach im Sinne der Humanität für das Volk thätig war, wie sie denn damals überhaupt die Trägerin materieller und ideeller Civilisation gewesen ist. Der feinere Instinkt der Frauen fühlte das wohl heraus und die erbarmungs- und hilfreichen Regungen ihrer weicheren Seelen fanden in der Mission ein gern bebautes Feld der Thätigkeit. Die christliche Kirche hat daher nur einen Akt wohlbegründeter Dankbarkeit vollzogen, wenn sie mittels Vergöttlichung der Mutter Jesu die heidnische Unterordnung der Frauen aufhob und dieselben wenigstens religiös den Männern gleichstellte..... Zu Theudelinda zurückkehrend, finden wir, daß sie nicht nur eine sehr fromme, sondern auch eine sehr kluge Frau gewesen sein muß. Sie hatte sich den Langobarden so genehm zu machen gewußt, daß diese nach Authari's Hingang sie

baten, die königliche Würde beizubehalten und sich aus sämmtlichen Mänern des Volkes einen zweiten Gemahl zu küren. Da beschied sie den Herzog von Turin, Agilulf zu sich, ging dem Kommenden entgegen, ließ, nachdem sie einige Worte mit ihm gewechselt, Wein bringen, trank zuerst und reichte ihm den Becher dar. Wie aber der Herzog knieend den Becher entgegennahm und der Königin erfurchtsvoll die Hand küßte, sprach sie lächelnd und erröthend, der dürfe ihr nicht die Hand küssen, welcher ihr einen Kuß auf den Mund drücken sollte. Darauf hieß sie ihn aufstehen, küßte ihn, sprach ihm von Hochzeit und Königthum und bald wurde das Vermählungsfest unter großem Jubel gefeiert.

Wieder ein ganz anderes Bild bietet die Romilda, Gemahlin Gisulfs, des langobardischen Herzogs im Friaul. Als der ins Land gefallene Avarenkönig Kakan den Herzog in der Schlacht erschlagen hatte und die Herzogin in der Stadt Forojuli belagerte, erregte der schöne Todtschläger ihres Gemahls die Begierden Romilda's und sie überlieferte ihm die Stadt, als er geschworen, sie zu seinem Weibe zu machen. Er hielt seinen Schwur, für die Dauer einer Nacht nämlich, überließ dann die Verrätherin zwölf seiner Mannen zur Schändung und ließ sie endlich im freien Feld auf einen Pfahl spießen mit dem Hohnwort: „Das ist der Mann, den du verdienst." Unähnlich dieser Mutter waren ihre vier mit ihr gefangenen Töchter, welche, ihre Keuschheit zu wahren, rohes Hühnerfleisch zwischen die Brüste legten und durch den schrecklichen Geruch des verwesenden Fleisches die lüsternen Avaren

von sich fernhielten, — eine, wie man gestehen muß, in ihrer Art heldische, wenn auch nicht gerade wohlriechende Tugendlichkeit.... Ein eigenthümlicher Zug von weiblicher Unklugheit ist uns von Ermilinda, der Gemahlin des Königs Kuninkpert, überliefert. Sie hatte einst ein schönes römisches Mädchen, Theodote geheißen, im Bade erblickt und konnte nun nicht aufhören, diese Schönheit ihrem Gatten zu rühmen, bis er in Leidenschaft für Theodote entbrannte und sie zu seiner Kebse machte. Klüger war die Ratperga, Gemahlin des friaulschen Herzogs Pemmo. Wahrscheinlich nicht ohne Grund lag sie ihrem Manne an, er möge sie, die unschön wäre und einem so mächtigen Herrn übel anstände, verstoßen und sich ein schöneres Weib suchen. Gerade diese Uneigennützigkeit aber kam ihr zu gute, denn Pemmo sagte, ihr demüthiges Betragen und ihre Züchtigkeit gefalle ihm besser als die Schönheit anderer Frauen[30]). Die Probe ehelicher Treue bestand Gundiperga, König Charoalds Gemahlin. Als diese einst im Hofkreise der schönen Gestalt des Edelings Adalulf Lob spendete, flüsterte ihr der Freche ins Ohr: „Du hast meine Gestalt des Lobes gewürdigt, laß mich dein Bett theilen.“, Gundipergas Antwort war, daß sie dem Versucher verachtungsvoll ins Gesicht spuckte. Darauf ging Adalulf zu dem König und bezüchtigte die Königin, sie hätte sich mit dem Herzog Taso zur Ermordung ihres Gemahls verschworen. Dieser glaubte es

30) Paulus Warnefridus, De gestis Langobard. I, 20, 27; I, 28; III, 30, 35; IV, 37; V, 37; VI, 25.



und ließ die Königin gefangen setzen. Allein Gundipergas Freunde vermochten den König, zu gestatten, daß die Unschuld der Königin durch ein Gottesurtheil erwiesen würde. Charoald willigte ein, der Gottesgerichtskampf fand statt, für Gundiperga trat ein gewisser Pitto in die Schranken und erschlug den falschen Ankläger Adalulf[31]).

Das Gottesurtheil war ein wesentliches Zubehör der Strafrechtspflege unserer Ahnen. Es reichte ins fernste Heidenthum zurück und blieb, wie bekannt, das ganze Mittelalter hindurch in Kraft. Ihre Wurzel hatte diese Einrichtung in dem religiösen Glauben, daß in Fällen, wo das Recht für Findung eines gerechten Wahrspruchs durch menschliche Einsicht zu zweifelhaft schien, das Urtheil der Gottheit selbst anheimzugeben sei, welche dem unschuldigen Theile beistehen müßte und würde. Eine solche Berufung auf die göttliche Gerechtigkeit hieß ein Gottesgericht, Gottesurtheil, Ordalium (vom angelsächsischen Wort ordâl). Das germanische Strafverfahren war aber ein öffentliches und mündliches, seine Form der Anklageprozeß. Der Angeklagte hatte sich durch seinen eigenen Eid und den seiner Bürgen („Eidhelfer") zu reinigen. Falls nun der Ankläger diesen Eiden nicht traute, so konnte er noch auf einen gerichtlichen Zweikampf als auf ein Gottesurtheil antragen, und ebenso der Angeklagte, falls er seinerseits keine Eidhelfer beizubringen vermochte. Diese Form des Gottesgerichts war aber nur

31) Die Chronik des Fredegar („Die Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit", VII. Jahrhundert), S. 33.

für Freie zulässig. Unfreie und ebenso die Frauen, auch freie, wenn sie Keinen fanden, welcher ihre Sache gegen den Ankläger im Zweikampfe verfechten wollte, wurden anderen Formen unterworfen, wie der Unschuldsprobe durch Feuer, durch glühendes Eisen, durch heißes oder kaltes Wasser und anderen, auf welche wir, wie auf das Gottesurtheil überhaupt, seines Ortes zurückkommen werden.

Gehen wir von den Frauen der langobardischen Könige und Fürsten zu denen der fränkischen fort, so sehen wir schon an der ersten namhaften in dieser Reihe Bedenkliches haften. Basina nämlich, die Gemahlin des Thüringerkönig Bisinus, lief ihrem Verführer Childerich, der sich als Verbannter in Thüringen aufgehalten hatte, in seine salfränkische Heimat nach und wurde durch ihn Mutter des gewaltigen Chlodwig. Die Gemahlin des letzteren war die schöne burgundische Prinzessin Chlotilde, welche in einem Kloster zu Genf nach Nonnenweise gelebt, aber die Werbung des Königs erhört hatte, weil sie, eine eifrige Bekehrerin, in dieser Richtung als Königin mehr leisten zu können hoffte denn als Nonne. Sie hat dann auch ihren Mann wirklich zum Christenthum herübergeführt oder ihm wenigstens die politische Räthlichkeit, sich taufen zu lassen, begreiflich gemacht. Ihr eigenes Christenthum hinderte indessen Chlotilde nicht, die skrupellos ruchlosen Eroberungspläne des Gemahls mit den Eingebungen ihrer eigenen Rachgier zu würzen.... Inmitten der Gräuel, welche nach Chlodwigs Tod unter seinen Söhnen und deren Nachkommen anhuben und welche man nach dem

Stammnamen des Hauses füglich als merowingische bezeichnen kann, begegnet uns gleich anfangs eine reine und fromme Frauengestalt, die der Radegunda, einer Tochter der von Chlodwigs Söhnen ausgetilgten thüringischen Dynastie. Gezwungen, die Frau Chlotars von Soissons zu werden, wurde sie als eine Weltverächterin, die nur dem Andenken der Ihrigen lebte, von ihrem Gemahl gar gern in ein Kloster zu Poitiers entlassen. Hier ergoß sie ihre Trauer über das Elend einer Zeit, deren viehische Wildheit sie vergeblich zu mildern versucht hatte, in elegische Klagen, welche ihr Freund, der fromme und gelehrte Priester Venantius Honorius Fortunatus, in lateinische Verse gekleidet hat. Es ist ossianische Wehmuth in diesen Klagelauten. So, wenn Venantius in seiner Elegie vom Untergange Thüringens die Königin sagen läßt: „Die Frauen sah ich in die Knechtschaft schleppen, mit gebundenen Händen und fliegenden Haaren, den nackten Fuß im Blute des Gatten oder tretend auf eines Bruders Leichnam. Alle weinten und für alle weinte ich selber, um die erschlagenen Eltern und um die noch Lebenden. Wenn der Wind rauscht, lausch' ich, ob nicht der Schatten eines meiner Theuren mit erscheine. Die ich liebte, wo sind sie? Den Wind, die ziehenden Wolken frag' ich und ich wollte, ein Vogel brächte mir Kunde von ihnen." Geistesverwandt mit Radegunda war Balthilde, als Sklavin aus England herübergeführt und durch ihre Schönheit und Tugend zur Gemahlin Chlodwigs des Zweiten erhoben. Auch sie beschloß ihr Leben im Kloster, wie denn überhaupt die

Klöster in jener schrecklichen Zeit häufig die Zufluchtstätten für vornehme Jungfrauen und Wittwen wurden, welche, ohne wirklich den Schleier zu nehmen, ein sittsames Leben führen wollten. In den stillen Mauern dieser Asyle steigerte sich dann die asketische Abkehr von der Welt oft zu allerlei frommer Hellsichtigkeit und Schwarmgeisterei, wie bei jener Nonne Disciola, von deren Gesichten uns Gregor von Tours zu erzählen weiß. Mitunter sahen freilich die Klöster auch Scenen ganz anderer Art und gerade das Kloster der heilig gesprochenen Radegunda zu Poitiers, wo Disciola ihre Visionen gehabt, wurde später lange Zeit durch die Ränke und Schwänke verwirrt, welche Chrodichilde, eine Nonne aus königlichem Geblüt, deren „Herz der Teufel verführte", angestiftet hatte. Als Bekehrerin muß noch Bertha genannt werden, die Tochter Chariberts, des Enkels Chlodwigs des Ersten, welche den angelsächsischen König Ethelbert von Kent heiratete und dem Christenthum gewann.

Es kann nicht wundernehmen, daß zu einer Zeit, wo in einer der zahllosen merowingischen, zwischen Brüdern, Oheimen, Neffen und Vettern geschlagenen Schlachten mit solcher Wuth gestritten ward, daß die Körper der Getödteten nicht zu Boden fallen konnten, sondern aufrecht stehend, als lebten sie noch, zwischen den Kämpfenden mit fortgeschoben wurden, — zu einer Zeit, wo mit Brand, Mord und Schändung gegen Laien und Geistliche, gegen jedes Alter und Geschlecht, gegen Frauen und Nonnen so unerhört gewüthet ward, daß der Chronist ausruft: „Damals ist mehr Klagegeschrei in den Kirchen gewesen

als in den Zeiten der Christenverfolgung Diokletians" — zu einer Zeit, wo der fränkische Edeling Rauching ein höriges Liebespaar, welches nicht zu trennen er dem Priester am Altar geschworen hatte, zum Spaß lebendig mitsammen begraben ließ, — nein, es kann nicht Wunder nehmen, daß zu einer solchen Zeit auch die Frauennatur da ins Zuchtlose und Unflätige, dort ins Ungeheure verzerrt wurde. Die Sitten der früheren Zeit, wo die germanischen Völker von der sittlichen Verderbniß des in Trümmer gegangenen Römerreichs noch nicht angesteckt gewesen, erkennt man jetzt gar nicht mehr. Mit der ganzen Gier barbarischer Jugendkraft eigneten sich namentlich unter den Franken Männer und Weiber die im römischen Gallien vorgefundenen Ueppigkeiten an und tobten den dämonisch verbundenen Trieb zur Wollust und Grausamkeit in monströsen Schwelgereien und Frevelthaten aus. Grundquelle des Uebels war eine Vielweiberei, welche den Unterschied zwischen rechtmäßigen Ehefrauen und Beischläferinnen zuletzt so sehr verwischte, daß Gregor von Tours von den flüchtigen Lustbefriedigungen der Merowinger als von Vermählungen spricht. Man sehe nur die Geschichte von Chlotar dem Ersten und seinen Frauen Ingunde und Aregunde, zwei Schwestern, welche Geschichte Gregor im Bibelstil erzählt. Derselbe Chlotar ließ seinen rebellischen Sohn Chramm erdrosseln und mit dem Leichnam des Ermordeten zugleich dessen Weib Chalda und ihre Töchter lebendig verbrennen. Markatrude, eine der Frauen König Gunthramms, vergiftete ihren Stiefsohn Gundobald, wie denn die Gift-

phiole überhaupt so zu sagen zu einem Spielzeug dieser merowingischen Weiber geworden war. Ingoberga, die Gemahlin König Chariberts und durch diesen Mutter der Bekehrerin Bertha, hatte Grund, auf Markovefa und Merofleda, die Töchter eines armen Wollarbeiters, eifersüchtig zu sein, und gab diesem Gefühl in so ungeschickter Weise Raum, daß ihr Gemahl sie verstieß. Zu den genannten beiden Mädchen nahm er dann noch die Theudichilde, eine Schäferstochter, in sein Bett. Chariberts Bruder, König Sigibert, freite um Brunhild (Brunichilde), die Tochter des westgothischen Königs Athanagild, welche nach Gregors Beschreibung eine Jungfrau von feiner Gestalt war, schön von Angesicht, züchtig und wohlgefällig im Benehmen, klugen Geistes und anmuthig im Gespräch. Noch begeisterter hat sich Venantius Fortunatus über die Braut ausgelassen, indem er sie eine zweite Venus nannte, einen spanischen Edelstein, dessen Glanz den der Saphire, Smaragde und Kristalle völlig verdunkelt habe, und ihre Güte und Holdseligkeit, Bescheidenheit und Klugheit bis an den Himmel erhob. Gewiß ließ sich der Poet nicht träumen, daß aus der Gefeierten mit der Zeit ein Ungeheuer werden würde, wie es die Weltgeschichte kaum ein zweitesmal erblickt hat. Sigiberts Bruder Chilperich heiratete Brunhilds ältere Schwester Galesuintha, ließ sie aber auf Anstiften seiner Beischläferin Fredegunde erdrosseln. Diese letztere, eine ausgelernte Buhlerin, welche sich kein Gewissen daraus machte, gegen ihre in Buhlerei und Hochmuth mit ihr wetteifernde Tochter Rigunthe einen wahrhaft teuelisch-

listigen Mordanschlag auszusinnen, auf der einen und Brunhild auf der andern Seite steigerten, einander todfeindlich gesinnt, die merowingischen Bruderzwistgräuel zur höchsten Höhe. Das höllische Schauspiel, welches diese beiden Furien im Gang erhielten, ging erst i. J. 614 mit einem gräßlichen Schlußakt zu Ende. Da fiel, nachdem Fredegunde schon siebzehn Jahre früher gestorben, die alte Brunhild als Gefangene in die Hände Chlotars des Zweiten, des Sohnes ihrer Todfeindin, und im Lager zu Chalons erging das barbarische Strafgericht über die greise Frevlerin. Chlotar rechnete ihr vor, wie zehn Fürsten merowingischen Stammes auf ihr Anstiften oder Verschulden ermordet worden seien. Hierauf ließ er sie drei Tage lang martern, dann auf ein Kameel setzen und so zum Hohn durch das ganze Heer führen, endlich mit dem Haupthaar, einem Arm und einem Fuß an den Schweif des wildesten Pferdes binden und so ward sie von den Hufen des dahinsprengenden Thieres zerschlagen, bis ihr Glied für Glied abfiel[32]).

---

32) Fredegar (a. a. O.), S. 25, 115 fg., 28. Gregorius Turens., III, 7; VI, 29; IX, 39 fg; IV, 47; V, 3; IV, 3, 20, 25. 26, 27, 28; IX 34. Venantius Fortun. VI, 1, 2, 3. Mit gewohnter Markigkeit hat ein deutscher Dichter, Freiligrath (Ged. 6. Aufl. S. 163), geschildert —

.... „Wie vormals im Gefilde
Der Marne bei Chalons die Sünderin Brunhilde
Durch Knechte binden ließ mit ihrem grauen Haar
An einen wilden Hengst, daß an dem dichten Schweife
Er galoppirend sie durch's Frankenlager schleife,
Der Sohn des Chilperich, der andere Chlotar.

Ein hartes und rohes Geschlecht von strotzender Sinnlichkeit, diese Männer und Frauen der Völkerwanderungszeit, mit souveräner Willkür die röligiösen Satzungen wie die Gebote der Menschlichkeit unter die Füße tretend und den Taumelkelch des Genusses, ob die Wollust oder die Rache ihn kredenzte, mit Gier bis auf die Hefen leerend. Diese im Gährungsprozeß einer sozialen Neubildung begriffene Welt zeigt uns überall ein wildes Ringen von Heidnischem und Christlichem, Germanischem und Römischem, ein sich Abstoßen und Wiederanziehen südlicher Kultur und nordischer Lebensfrische. Das besiegte Rom rächte sich an den germanischen Siegern, indem es sie seinen Lastern unterwarf, und die siegreichen Germanen, von früher ungeahnten Genüssen bis zur Sinnlosigkeit berauscht, nahmen das Dasein wie eine Orgie, welche mit tobender Zertrümmerung der Lustwerkzeuge schließen müßte. Aber ihre Kraft hielt aus, und wie äußerlich auch die Bekehrung zum Christenthum sein mochte, den-

---

Der Hengst riß wiehernd aus; die Hinterhufe schlugen
Das nachgeschleppte Weib; verrenkt in seinen Fugen
Ward jedes Glied an ihr; um ihr entstellt Gesicht
Flog ihr gebleichtes Haar; die spitzen Steine tranken
Ihr königliches Blut und schaudernd sah'n die Franken
Chlotars des Zürnenden erschrecklich Strafgericht

Jetzt auf ihr Antlitz, das blutrünst'ge, fiel der rothen
Wachtfeuer Glut, die da vor jedem Zelte lohten;
Jetzt wusch mit eis'gem Guß den Staub von ihrer Stirn
Ein Arm des Marnestroms; weit vorgequollen stierte
Ihr Aug', und das Kameel, drauf man sie Morgens führte
Durchs ganze Heer, ward jetzt bespritzt von ihrem Hirn."

noch kam dadurch mehr und mehr ein neuer sittlicher Gehalt in ihr Leben. In dem Maße, in welchem das germanische Gemüth mit dem neuen Glauben sich füllte, wurde dieser aus einer römisch-byzantinischen Polizeianstalt zu einer eine neue Kulturperiode bedingenden und bestimmenden Geistesmacht. Des bedeutenden Antheils, welchen die Frauen an dieser Umwandlung von unermeßlicher Tragweite hatten, ist schon gedacht worden. In Wahrheit, sie waren es, welche das Kreuz mit Rosen umwanden, d. h. die Starrheit des Dogma's mittels der Einflüsse germanischer Gemüthsinnigkeit milderten, und sie waren es auch vorzugsweise, unter deren pflegenden Händen die im Christenthum liegenden Keime der Humanität zu einer Entwickelung gediehen, welche den während der Völkerwanderung zur Brutalität gesteigerten germanischen Individualismus allmälig den Gesetzen bürgerlicher Ordnung und häuslicher Sitte allmälig wieder sich fügen lehrte.

Das alles dämmerte freilich vorerst nur in schwachen Umrissen aus dem Chaos einer allgemeinen Verwilderung auf. Es war noch weithin, bis auf dem Boden, welchen der Zusammenstoß der germanischen und der lateinischen Welt mit Ruinen bedeckt hatte, ein neuer Gesellschaftsbau, der germanisch-christliche, sich erhob. Man hat das Leben der Germanen in den römischen Provinzen passend mit einem Teppich verglichen, welcher auf der einen Seite glänzende Farben und prunkhafte Gebilde, auf der andern aber ein verworrenes Gewebe von verzerrten Gestalten zeigt. In der That war das häusliche und gesellige

Dasein zur Völkerwanderungszeit ein unerquickliches Gemisch von Pracht und Armsäligkeit, Vergeudung und Dürftigkeit, Schwelgerei und Elend. In den Holzhäusern der germanischen Großen hatte sich der Raub der römischen Welt aufgehäuft und diente, ohne Kunstsinn und Geschmack gebraucht, nur zu grotesker Ueberladung, hinter welcher dann doch wieder allenthalben Ungefügheit, Blöße und Ungemächlichkeit hervorsah. Maß und Takt fehlten durchweg. Wie in der häuslichen Einrichtung, so auch in der Kleidung, auf welche die römische Art Einfluß gewann, ohne daß die Gegensätze zwischen Angeerbtem und Angenommenem schon eine harmonische Ausgleichung gefunden hätten. Beide Geschlechter liebten es im Anzug von grellbunten Farben zu glänzen und von Gold- und Gesteinschmuck förmlich zu klingeln. Für die männliche Tracht ward das Aufkommen der Hosen, welche, wie es scheint, zuerst von den Langobarden getragen wurden, von großer Bedeutung. Sonst blieben Rock, Gurt und Mantel für Männer und Frauen die Hauptstücke des Anzugs. Hauptstoff der Frauenkleidung war in dieser Zeit noch immer die Leinwand. Wenn der Ueberlieferung zu trauen ist, haben wir uns die Erscheinung vornehmer Schönen von damals so vorzustellen: — Auf dem über der Stirne gescheitelten Haar, das an den Seiten in zwei Zöpfe geflochten war, welche über die Brust bis zu den Knieen herabfielen, lag ein Schleier, welcher, durch einen reich verzierten Metallreif festgehalten, das Gesicht frei ließ. Das linnene Unterkleid, die Tunika oder besser der eigentliche deutsche Frauenrock, markirte

festanliegend und engärmelig die Formen des Oberkörpers, war über den Hüften von einem breiten Gürtel umspannt und fiel von da in reichen Falten auf die Schuhe herab, auf deren Verzierung sehr viel Sorgfalt und Luxus verwandt wurde. Hals und Brust bedeckten Ketten und andere Goldzieraten und das mantelartige, aber mit sehr weiten Aermeln versehene Oberkleid von Seide wurde so getragen, daß es Farbe und Form des Unterkleides mehr hervorhob als verbarg und der freien Bewegung des Körpers nicht hinderlich war.

Drittes Kapitel.

Göttinnen und Heldinnen.

Menschen und Götter. — Charakter der germanischen Götterwelt. — Das „Ewig-Weibliche" in den Religionen. — Deutsche Göttinnen: Nerthus, die Mutter Erde, Frikka, Frouwa, Holda, Perahta, Hluodana, Nehalennia, Folla, Ostara, Hellia. — Walkürien. — Frau Sälde. — Die germanische Eva. — Die eddische Lehre vom Sündenfall. — Bedenkliches von der Frigg und der Freia. — Die Frauen im Havamal. — Sigyn. — Brunhild, Kriemhild und Gudrun. — Die Lehre der germanischen Bibel vom Ursprung der Stände.

Mit den Geschlechtern der Menschen kommen und gehen auch ihre Götter; aber jede der einander ablösenden und verdrängenden Erscheinungsformen der religiösen Idee ist berechtigt, sich für die „alleinseligmachende" zu halten. Denn jede sucht ja in ihrer Art die ewig wiederkehrende Frage nach des Menschenlebens Sinn und Zweck zu beantworten; jede gibt ihren Gläubigen Trost für das Diesseits und Hoffnung auf ein Jenseits; jede beeifert sich wenn nicht den Verstand zu überzeugen, so doch die Ein-

bildungskraft zu überreden. Sei die Götterwelt nur die idealische Widerspiegelung der Menschenwelt, immerhin ist es, wie schon weiter oben betont worden, eine ganz unbestreitbare Thatsache, daß der Mensch jener bedarf, weil ihn, den in die Schranken der Endlichkeit Gebannten, das schmerzlich-süße Gefühl der Unendlichkeit, welches ihn über das Thier hebt, zwingt, sich einen Himmel zu erbauen, in dessen Gestalten ihm das eigene Wesen, zum Ideal erheben, gegenständlich und klar wird. Aber in dem Maße, wie die Erde sich verwandelt, gestaltet sich auch der Himmel um. Anders sind die Gottheiten barbarischer Horden und anders die der Kulturvölker, denn in seinen Göttern „malt sich der Mensch". Daher, wenn ein Tag der Weltgeschichte zu Ende — Tage, welche Jahrhunderte und Jahrtausende währen — erblassen auch die Gestirne, die ihn erhellt hatten, d. h. die Verbildlichungen der Idee von Göttlichem, die Verkörperungen von Naturgewalten oder sittlichen und sozialen Begriffen, die Gottheiten, um anderen, oder wenigstens anders gestalteten Platz zu machen. Aber die Verdrängten sterben deßhalb nicht. Die Verklärerin der Vergangenheit, Tröstrin der Gegenwart und Ahnerin der Zukunft, die Poesie, schlägt den mütterlich weichen Mantel schützend um sie und rettet sie, wie Schiller schön gesungen, hinüber in ihr Heiligthum[33]). Da, „in den heitern

33) „Aus der Zeitflut weggerissen, schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höh'n:
Was unsterblich im Gesang soll leben,
Muß im Leben untergehn."

Regionen, wo die reinen Formen wohnen" und wohin der Arm des Fanatismus nicht reicht, leben sie unvergänglich. Ein unendlicher Strom von Schönheit und Begeisterung fließt von dort in die Welt der Kunst herüber und ein frommer Schauer überkommt die Seelen der Völker, wenn eine geheimnißvoll nachwirkende Anhänglichkeit sie nach den Götterbildern zurückblicken macht, vor welchen ihre Altvorderen die Kniee gebogen haben.

Den Germanen war es nicht gegeben oder gegönnt, ihre nationale Götterwelt zu der plastischen Bestimmtheit und Vollendung herauszuarbeiten, vermöge welcher die hellenische so ewig anziehend auf den Schönheitssinn wirkt. Auch bei den Germanen gewannen zwar die Naturerscheinungen und die intellektuellen Vorstellungen konkrete Gestalt, menschenähnliche naturlich, da der Mensch über den Menschen überall nicht hinauskann, indem er die Umrisse der Menschenform höchstens zu vergrößern oder auch zu verkleinern, d. h. zu verzerren vermag. Aber anders mußte an den sonnigen Gestaden Joniens und Attika's, anders in den nebeligen Waldregionen des Nordens das Göttliche der sinnenden und bildenden Phantasie sich darstellen. Daher dort die maßvolle Beschränkung der Götterbildnerei auf die Linien der idealisch-schönen Menschengestalt, daher hier das Hinausgreifen ins Riesenhafte, Ungeheure, Schreckliche. Fügt man hierzu noch den Umstand, daß die germanische Religion, selbst in Skandinavien, durch das Christenthum verdrängt wurde, bevor sie die in ihr gelegenen künstlerischen Anregungen und Stoffe irgendwie zu einer höhern Stufe der Ent-

wickelung zu führen vermochte, so erklärt sich leicht, warum die germanischen Götter selbst da, wo sie als bestimmtere Persönlichkeiten auftreten, d. h. in den beiden Edden, dennoch bloße Nebelgestalten sind. Der olympische Zeus, die Aphrodite oder Pallas stehen in festmarkirter Schönheit vor der Seele jedes Gebildeten; aber sogar dem Auge des Forschers verschwimmen Wodan oder Odhin, Frouwa oder Freia zu vagen Umrissen. Deßhalb sind auch die Versuche der klopstock'schen Schule, die germanische Mythologie als poetisches Motiv in die Literatur einzuführen, bekantlich völlig gescheitert.

Die mythologischen Bildungen aller auf Naturanschauung basirten Religionen wurden durch den Gegensatz von Männlichem und Weiblichem bestimmt. Noch mehr, es gibt überhaupt nur drei Religionen, in welchen das „Ewig-Weibliche" gar keine Bedeutung gewinnen konnte; aber diese drei, Jahvethum, Islam und Buddhismus, sind deßhalb auch zu keiner mythologischen, d. i. künstlerischen Entwickelung gelangt, während das Christenthum mittelst seiner Vergottung der Maria zu seiner ästhetischen Gestaltung den Grund legte. In den alten Naturreligionen hatte aber der Geschlechtsunterschied nicht nur eine mythologische, sondern auch eine dogmatische Bedeutung. Auf der Vorstellung von einem männlichen und einem weiblichen Grundprinzip beruhte die ganze Lehre von der Entstehung und Erhaltung der Welt. Zeugung und Empfängniß, Befruchtung und Geburt, Himmel und Erde erscheinen als die ewig wirkenden Kräfte des Lebensprozesses. So im altindischen, im syrisch-phönikischen,

im ägyptischen, im griechisch-italischen und im germanischen Heidenthum. Die Wesenheit der zeugenden wie der gebärenden Grundkraft faltet sich zu einer Reihe von Naturmächten und von sittlich-sozialen Vorstellungen auseinander oder, mythologisch gefaßt, der Gott Himmel vermählt sich mit der Göttin Erde und aus diesem Ehebund entspringen die Götter und die Göttinnen.

Soweit es jetzt schon eine Möglichkeit, den heidnischen Glauben unserer Altvorderen zu überblicken, steht fest, daß auch bei den Germanen die Erde als die große Göttermutter gedacht und verehrt wurde. Wo Tacitus in der Germania (40) des von geheimnißvollen Schauern umwehten Kultus der Nerthus (Nirdu? Nertha? Hertha?) gedenkt, bezeichnet er die Göttin ausdrücklich als „Mutter Erde" („Nerthum, i. e. Terram matrem colunt") und der von ihm gebrauchte Name Nerthus ist wohl nur Lateinisirung des althochdeutschen Erada, Erda, im Angelsächsischen Eordhe, im altnordischen Jördh. Mit der großen Erdgöttin zeugt der große Himmelsgott Wuotan (Wodan, nord. Odhin) das germanische Göttergeschlecht. Es tritt aber in der Gestalt der Nerthus nicht allein die physische, sondern auch die moralische Natur des Weibes deutlich hervor, das Sänftigende, Sittigende, die auf Befriedung und Verschönerung des Lebens abzielende frauliche Mission. „Auf einer Insel des Ozeans, erzählt Tacitus, ist ein heiliger Hain und darin ein geweihter, mit einem Teppich bedeckter Wagen, den nur der Priester berühren darf. Er ahnt die Gegenwart der Göttin im Heiligthum und folgt ihrem mit Kühen bespannten Wagen

in tiefer Erfurcht nach. Fröhliche Tage alsdann, Feste an allen Orten, welche die Göttin ihres Besuchs und Aufenthalts würdigt. Kein Krieg wird geführt, jedes Schwert ist in der Scheide, Friede und Ruhe wird nur dann gekannt, nur dann geliebt, bis derselbe Priester die Göttin, des Umgangs der Sterblichen satt, dem Heiligthume wiedergibt."

Diese civilisirende Eigenschaft der großen Göttermutter kehrt dann auch in ihren göttlichen Töchtern wieder, deren Gestalten freilich aus tausend zerbröckelten Zügen in Sagen und Märchen nur mühsam und unvollständig zusammengesetzt werden können. Alle diese deutschen Göttinen sind „hauptsächlich gedacht als umziehende, einkehrende Göttermütter, von denen das menschliche Geschlecht die Geschäfte und Künste des Haushalts wie des Ackerbaus erlernt: spinnen, weben, säen und ernten"[34]). So Frikka, die Gemahlin Wodans, also nur eine mythologische Verjüngung der Nerthus, die Spenderin des Ehesegens; so Frouwa, von welcher das Wort Frau herkommt, die frohmachende Göttin, Verleiherin von Schönheit und Reiz, welche den Männer bestrickenden Halsschmuck Brisingamen trug, wie die griechische Aphrodite den Gürtel der Anmuth; so Holda, die Ordnerin des Haushalts, die Belohnerin weiblichen Fleißes und Bestraferin weiblichen Unfleißes; so Perahta (Perchta, Berchta, Bertha), die große Schützerin des Ackerbaues, welcher der Pflug heilig war und welche, eben als Kultur-

34) Grimm, D. Mythol. Kap. 13.

göttin, auch der Ehe vorstand. Bei ihr wohnten die Seelen der ungeborenen Kinder und auf ihren Umzügen spendete sie wie Holda den Thätigen Lohn, den Trägen Strafe. Gleich diesen sind auch die noch weiter Genannten, Hluodana, Nehalennia, Folla und die Frühlingsgöttin Ostara, nach welcher das alljährliche Auferstehungsfest der Natur noch jetzt Ostern heißt, nur polytheistische Auseinanderfaltungen der großen Erdmutter. Diese ist aber nicht allein die Allgebärerin, sondern auch die Allverschlingerin, welche Kehrseite ihres Wesens sich darstellt in der Hellia (nord. Hel), der unerbittlichen, grauenhaft gestalteten Göttin der Unterwelt, zu welcher die Seelen der an Krankheit oder Altersschwäche Gestorbenen fahren und deren persönlichen Begriff das Christenthum in einen lokalen verwandelte: aus der Hellia oder Hella wurde die Hölle. Den lichten Kontrast zu dem düsteren Reich der Hellia bildete die Walhalla, der Himmel der Helden, wohin die im Kampfe Gefallenen von den Walküren (nord. Walachuriun), den Todtenwählerinnen, den Schildjungfrauen Wuotans, geleitet wurden. Die Erinnerung an diese Göttermädchen lebte nicht nur in Skandinavien, sondern auch in Deutschland lange fort. So in unseren Schwanhemdsagen, wie auch im Nibelungenlied; in anmuthigster Gestaltung hat der Mythus vom kunstreichen Schmied Wieland sie bewahrt. Dagegen scheint die Verpersönlichung der Schicksalsidee, wie sie im nordisch-germanischen Glaubenssystem in den Gestalten der drei Nornen, Urd, Skuld und Werdandi, sich darstellt, bei uns frühzeitig verblaßt zu sein; es wäre denn, daß

wir in der Vorstellung von der Glücksgöttin, der Frau Sälde, welcher wir bei unseren mittelalterlichen Dichtern nicht selten begegnen, einen Nachhall der Lehre von den Nornen zu erkennen hätten. Jedenfalls war die pantheistische Belebung der Natur mittels Schaffung von zahllosen alfischen oder elbischen Wesen, Wasser-, Wald- und Hausgeistern männlichen und weiblichen Geschlechts, den Skandinaven und Deutschen gemeinsam und Volkslieder und Märchen wissen bis auf unsere Tage herab zu erzählen, wie die „Moosfräulein“, die „Nixen“, „Wasserholden“ oder „Mümmelchen“ schönen Jünglingen gern in Liebe sich gesellten.

Eine sinnvolle Huldigung für das weibliche Geschlecht liegt in der germanischen Lehre von der Schöpfung des ersten Menschenpaares. Der jüngeren Edda zufolge schufen die Götter aus zwei am Meeresstrande neben einander stehenden Bäumen Mann und Weib. Der germanische Adam hieß Askr, die germanische Eva hieß Embla. Dieses Wort bedeutet eine geschäftige Frau und so wäre schon in dem Namen unserer Ahnmutter die hausmütterliche Thätigkeit und Wirthlichkeit deutscher Frauen vorgezeichnet. Merkwürdiger Weise weiß die germanische Bibel nichts von einem „Sündenfall“ der Menschenältern, aber dennoch bietet sie eine Analogie zu dem jüdisch-christlichen Satze, daß durch das Weib die Sünde in die Welt gekommen. Die Edda deutet nämlich in ihrer knappen und dunkeln Sprache auf einen Sündenfall der Götter, der Asen, hin. Diese, sagt sie, führten in der Urzeit ein harmloses, unschuldiges,

paradiesisches Leben, mit der Gier nach Gold noch unbekannt, bis drei Riesenmädchen aus Jötunheim (Riesenheimat) nach Asgard herüberkamen. Man hat freilich in diesen drei Thursinnen (Riesinnen) die Nornen erkennen wollen, welche den Göttern die Zukunft enthüllt und eben dadurch ihre paradiesische Unbefangenheit zerstört hätten. Aber es liegt doch näher, in der Begegnung der Asen mit Riesinnen eine geschlechtliche Verbindung zu sehen, welche die Götter mit dem Weltplan in Widerspruch setzte, weil sie, als die Träger des schaffenden und erhaltenden Prinzips, mit den Riesen, den Vertretern des zerstörerischen Prinzips, von rechtswegen keine Verbindung hätten eingehen sollen. Demnach erschiene auch hier das Weib als die Verführerin, als das Zerstörungsmittel einer paradiesischen Unschuldswelt, mit deren Einbuße sich das Böse in der Asenwelt seßhaft macht. Denn jetzt taucht im Kreise der Götter jener höchst eigenthümliche Satan der germanischen Religion auf, Loki, halb Ahriman halb Mephisto.

Es würde den deutschen Göttinnen zu nicht geringem Ruhme gereichen, daß keine mythologischen Skandale von ihnen zu erzählen sind, wüßten wir nur mehr von ihnen. Falls aber aus den nordischen Quellen ein Rückschluß auf das Verhalten der deutschen Göttinnen gestattet ist, so dürften diese denn doch nicht so ganz makellos dastehen. Ist uns ja von der Frigg und von der Freia, mit welchen unsere Frikka und Frouwa dem Wesen nach identisch sind, genug Bedenkliches überliefert. Mag auch dem christlichen Priester, Saxo dem Grammatiker, welcher am Ende

des 12. Jahrhunderts aus altnordischen Mythen und Sagen ein Historienwerk in elegantem Latein zusammenstellte, nicht ganz zu trauen sein, wenn er, nicht ohne priesterliche Schadenfreude, die Gemahlin des höchsten Gottes Odhin mit einem Knechte buhlen läßt, so ist doch nicht zu leugnen, daß auch eine reinere Quelle, die ältere Edda, der Frigg buhlerische Neigungen schuldgibt und von der Freia geradezu sagt, sie sei aller Asen und Alfen Buhlerin. Allerdings sind diese Anschuldigungen dem bösen Loki in den Mund gelegt und sodann muß berücksichtigt werden, daß in der Frigg, als einer Metamorphose der Muttererde, und in der Freia, als der Frühlingsgöttin, der ewigfrische Liebesdrang der Natur personifizirt war. Dennoch ist nicht zu übersehen, daß, auch außerhalb des Kreises mythischer Vorstellungen, schon in der Vorzeit der altgermanische Frauenruhm der Keuschheit und Treue bedeutende Trübungen erfahren haben muß. Nicht nur die bereits oben benützten Zeugnisse aus der langobardischen und fränkischen Geschichte, sondern auch die nordischen Urkunden reden allzu deutlich davon. Das „Havamal“, ein höchst merkwürdiges Spruchgedicht der älteren Edda, welches die ethische Weltanschauung des alten Nordens darlegt, spricht in vorwiegend geringschätziger, mitunter geradezu frivoler Weise von den Frauen. Unbeständigkeit wird ihnen zugeschrieben[35]), trugvoller Sinn

35) Den Tag lob' Abends, die Frau im Tode,
Das Schwert, wenn's versucht ist, die Braut nach der Hochzeit.

und trugvolles Wort[36]). Mit Schmeicheleien und Geschenken seien sie zu leicht zu födern[37]), ihre Minne mache Kluge zu Thoren[38]). Freilich wird dann auch nicht verhehlt, daß die Männerwelt an Falschheit die der Frauen noch überbiete[39]), und zugestanden, daß dem guten und treuen Manne die Frau hold und treu bleibe[40]); jedoch darf, weil sich hierzu gerade Veranlassung bietet, nicht verschwiegen werden, daß die ungalante, ja geradezu wegwerfende Ansicht über die Frauen, wie das nordische Havamal sie kundgibt, auch in unserem deutschen Sprüch-

---

36) Mädchenreden vertraue kein Mann,
Noch der Weiber Worten. Auf geschwungenem Rad
Ward ihr Herz geschaffen, Trug in der Brust verborgen.

37) Schmeichelnd soll reden und Geschenke bieten,
Wer des Mädchen Minne will, den Liebreiz loben
Der leuchtenden Jungfrau: so fängt sie der Freier.

38) Der Liebe verwundern soll sich kein Weiser
An dem andern Mann. Oft fesselt den Klugen,
Was den Thoren nicht fängt, liebreizender Leib.
Weise zu Tröpfen wandelt auf Erden
Der Minne Macht.

39) Offen bekenn' ich, der ich beide wohl kenne,
Der Mann ist dem Weibe wandelbar. Wir reden am schönsten,
Wenn wir am schlechtesten denken: so wird die Klügste geködert.

40) Willst du ein gutes Weib zu deinem Willen bereden
Und Freude bei ihr finden, so verheiß' ihr Holdes
Und halt' es treulich: des Guten wird die Maid nicht müde.

wörterschatz, dessen Goldkörner, Silberstufen und Erzklumpen zum Theil ins hohe und höchste Alterthum unseres Volkes hinaufreichen, ebenso mannigfach als herb und derb variirt wird[41]). Einen tiefschönen Zug von

41) Z. B. Jungfern und Gläser schweben in steter Gefahr. — Jungfernfleisch ist kein Lagerobst. — Auf die Jungfernschaft kann man keine Semmel borgen. — Mädchen sagen nein und thun's doch. — Ein Mädchen bekommt so leicht 'nen Leck wie ein weiß Kleid 'nen Fleck. — Kein Mädchen ohne Liebe, kein Jahrmarkt ohne Diebe, kein Bock ohne Bart, kein Weib ohn' Unart. — Jungfern geben's billig und willig. — Frauen haben lange Kleider und kurzen Muth. — Wo die Frau im Hause regiert, ist der Teufel Hausknecht. — Junge Hure alte Heilige — (oder modernisirt) — Junge Bettschwester alte Betschwester. — Weiber hüten ist vergebliche Arbeit. — Die Schweizermaid sprach: „Muetter, i muß a Ma ha od'r i zünde's Huus a!" — Es sind nur drei keusche Weiber (oder Nonnen) gewesen; die eine ist aus der Welt geloffen, die andere ist im Bade ersoffen, die dritte sucht man noch. — Weiber und Geld schulden alle Uebel der Welt. — Wem zu wohl ist, der nehme ein Weib. — Nimmst du en Wyf, so kriegst den Düvel up't Lyf. — Weiber sind Katzen mit glatten Bälgen und scharfen Tatzen. — Ein schön Weib ist nur ein Bubenspiegel — Zwischen eines Weibes Ja und Nein läßt sich keine Nadelspitze stecken. — Weibern und Geschoß soll niemand trauen. — Glaub' keinem Weibe, wenn es auch todt ist. — Weiber und Pferde wollen geschlagen sein. — Weiber verschweigen nur, was sie nicht wissen. — Frauenlieb ist fahrende Hab'; heute lieb, morgen schab' ab. — — Dieser Strauß von Stachelblumen ließe sich leicht noch beträchtlich verstärken. Statt dessen mögen beispielsweise etliche unserer Sprüchwörter hier stehen, die aus einem ganz anderen, aus einem, wie wir glauben, richtigeren und gerechteren Tone von den Frauen reden . . . Eine Jungfrau schwächen ist wie eine Kirch' erbrechen. — Ein Frauenhaar zieht stärker als ein Glockenseil. — Was die Frau erspart, ist

Frauentreue aber und zwar von an dem Teufel selbst geübter Frauentreue enthält die jüngere Edda. Als nämlich die Asen den Unheilstifter Loki endlich an den Felsen gefesselt hatten, wo er bis zur Götterdämmerung bleiben soll, befestigten sie über ihm eine Schlange, damit deren ätzendes Gift ihm ins Antlitz herabträufelte. Aber seine Gattin Sigyn hielt treu bei dem Gefesselten aus und nahm eine Schale und hielt sie zwischen die Schlange und Loki's Gesicht, um so die marternden Gifttropfen aufzufangen und die Pein des Gatten zu lindern. Ich wüßte im ganzen Umfange der germanischen Mythologie keinen echtweiblicheren Charakterzug als diesen.

Jede mythologisch entwickelte Religion setzt zwischen die Welt der Götter und die der Menschen eine Mittelstufe, die der Helden. Diese sind das eigentliche Mittelglied der Himmel und Erde verbindenden Kette von Fügungen und Beziehungen, die natürlich des „Ewig-Weiblichen" nicht entbehren können. Götter neigen sich liebend zu sterblichen Frauen, Göttinnen zu sterblichen Männern herab und solchen Vermählungen entsprießt das Geschlecht der Heroen und Heroinen. Selbst der Spiritualismus des Christenthums konnte sich des Bedürf-

so gut als was der Mann erwirbt. — Wo die Frau wirthschaftet, wächst der Speck am Balken. — Wo keine Frau, da geschieht dem Kranken weh. — Wen ein Mädchen lachet an, den will sie drum nicht alsbald han. — Es ist keine Hut so gut, als die eine Frau ihr selber thut. — Die Frau ist im Haus, was die Sonne drauß'. — Kein schöner Ding auf dieser Erden als Frauenlieb', wem sie mag werden.

nisses, zwischen Gottheit und Menschheit eine vermittelnde Brücke zu bauen nicht entschlagen. Er setzte an die Stelle der heidnischen Helden bekanntlich die Heiligen. Dabei sollen nun freilich, sagt man uns, die Beziehungen zwischen den christlichen Gottheiten und Heiligen durchaus symbolisch und allegorisch zu nehmen sein. Wenn aber in den Legenden die geistlichen Ehen heiliger Frauen mit Christus so glühend gefeiert werden, wenn erzählt wird, wie die Jungfrau Maria besonders bevorzugte Heilige aus ihren Brüsten getränkt, so erinnert das doch sehr deutlich an die Bündnisse zwischen Göttern und irdischen Frauen, Göttinnen und Helden im Heidenthum. Auffallend ungeschickt mußten die Versuche der mittelalterlich-christlichen Dichtung ausfallen, die altgermanische Heldensage im Sinne der neuen Religion umzufärben. Das berühmteste Beispiel hievon ist unser Nibelungenlied. Auch in seiner jetzigen Gestalt, wie es dieselbe auf der Gränzscheide des 12. und 13. Jahrhunderts erhalten hat, ist es großartig, keine Frage. Aber doch gemahnt es einen, als wäre hier ein germanischer Götterhain unter das Nothdach eines christlichen Doms gezwungen worden. Deßhalb erscheint denn auch in den deutschen Nibelungen die herrlichste Heldingestalt des germanischen Alterthums Brunhild, so getrübt und verwischt, ja geradezu gefälscht.

Die Sage von Sigfrid (nord. Sigurd) ist offenbar ein Vermächtniß uraltester Zeit. Unsere Ahnen mögen sie wohl aus ihrer indogermanischen Urheimat mit nach Europa gebracht haben. Ueberall tönen da Anklänge an Urzeitlich-Mythisches auf. Aber um die Ueberlieferung

in ihrer ganzen Größe und Reinheit zu fassen, muß man sie im Norden aufsuchen, wo die beiden Edden und die Wölsungensage ihre ursprünglichen Züge treuer bewahrt haben als unsere Lieder von den Nibelungen. In letzteren ist Brunhild ein finsteres, unerquickliches Zwitterwesen, welches in ihre christliche Umgebung gar nicht hereinpaßt. Ganz anders in den nordischen Quellen. Da ist sie die Schildjungfrau Odhins, die Walküre, welche ein Gelübde gethan, sich keinem Manne zu vermählen, der sich fürchten könnte. Von Odhins Schlafdorn berührt, schläft sie hinter einem Feuerwall („Waberlohe") den Zauberschlaf, bis Sigfrid kühn durch Waberlohe reitet und die Jungfrau erweckt, indem er ihr mit seinem Schwert Gram die Brünne vom Leibe schneidet. Nun kredenzt sie ihm den Minnemeth, verlobt sich ihm feierlich und empfängt sein Gelübde. So ruhen sie mitsammen auf einem Lager, aber zwischen ihnen liegt das „beißende" Schwert des Helden. Er aber vergißt seines Eides, wenn auch schuldlos. Grimhild, die Wittwe des Königs Giuki, mit dessen drei Söhnen Gunnar, Högni und Guttorm Sigfrid Freundschaft geschlossen, reicht nämlich dem Helden einen Vergessenheitstrunk, worauf er sich mit ihrer Tochter Gudrun (im Nibelungenlied Kriemhild) vermählt. Durch eine weitere Verkettung unseliger Umstände wird darauf Brunhild die Frau Gunnars. Aber am Hofe der Giukungen schlägt die Liebe der Getäuschten zu Sigfrid in Gestalt grimmiger Eifersucht zu heller Flamme auf. „Oft schritt sie — singt das dritte Sigurdslied der Edda — ganz von Grimm erfüllt, über Eis und Gletscher,

wenn Sigurd und Gudrun zu Bette gingen und der Held liebkosend sein Weib in die Decken hüllte." Sie stiftet Mann und Schwäger auf, den Sigurd zu morden, und Guttorm thut die böse That. Aber Brunhild wollte den geliebten Helden nur todt sehen, um ihm nachzusterben. Sie durchbohrt sich mit dem Dolch und ordnet sterbend ihre und Sigurds gemeinsame Leichenfeier an, worauf ein Holzstoß die im Tode Vermählten verzehrt.

In dieser nordischen Gestalt der Brunhild stellt sich germanische Frauennatur in urzeitlicher Wildheit und Größe dar, umflossen von einem mythischen Nimbus. In der Kriemhild dagegen, der Heldin des Nibelungenliedes, erscheint sie zur deutschen Weiblichkeit gesänftigt. Wenigstens im ersten Theile des großen Gedichts. Ein echtdeutsches Mädchen, schön, hold und sanft, tritt da Kriemhild vor uns hin, „wie der lichte Mond, der lauteren Scheines einhergeht vor den Sternen." Ihr erstes Auftreten ist wie das Aufglänzen des Morgenroths aus trüben Wolken, und als der theure Held und die schöne Maid, deren Wangen bei seinem Anblick höher entbrannen, sich zuerst begrüßten, da „zwang sie zu einander der sehnenden Minne Noth." Nachdem Sigfrid ihr Gatte geworden, liebt sie in ihm den ersten Mann und Helden der Welt und aus dieser Liebe schöpft die Sanfte jenen Stolz, womit sie die Verunglimpfung ihres Gatten durch ihre Schwägerin Brunhild zurückweist. Doch kann nur der Mord Sigfrids, zu welchem sie in Folge einer teufelischen List Hagens unbewußt mitwirken muß, eine vollständige Umwandelung ihres Charakters zuwegebringen.

Die Rache steigert ihr Wesen ins übermenschliche, Ungeheure. Alles opfert sie dem verzehrenden Gedanken, den Rachestahl auf den Mörder Sigfrids zu lenken, und wäre es über ein Meer von Blut hinweg. So wird sie zur Furie und als solche fällt sie zuletzt unter dem Schwerte des alten Hildebrand .... Wenn Kriemhild, in der angedeuteten Weise, aus dem Milden und Zarten ins berserkerhaft Wilde umschlägt und von aus Liebe geborenem Haß wie von einem Dämon weit über die Schranken fraulicher Empfindung und Sitte hinausgestachelt wird, so hält dagegen die deutsche Odyssee, das Gudrunlied, in der Gestalt seiner Heldin das deutsche Ideal von Weiblichkeit folgerichtig fest, — das deutsche Frauenideal, wie die mittelalterliche Romantik es geschaffen. Das Gedicht von Gudrun oder wenigstens der letzte Theil desselben ist ja überhaupt weit moderneren Geistes als das von den Nibelungen und endigt daher auch, recht im Gegensatz zu dem erschütternd tragischen Ausgang des letzteren, mit Sühne und dreifachem Hochzeitjubel. Kriemhild ist, obgleich getauft, noch eine ganze Heidin, Gudrun dagegen hat den christlichen Katechismus schon besser gelernt: deßhalb ist jene eine handelnde, diese eine duldende Heldin. In Duldmuth und Treue bewährt sie den Adel ihrer Seele. Der Heimat und ihrem Verlobten Herwig entführt, läßt sie lieber jede Mißhandlung von seiten der bösen Gerlind über sich ergehen als daß sie ihre Treue bräche und des Normannenprinzen Hartmuth Werbung erhörte. Zur Magd erniedrigt, muß sie, barfüßig im Schnee stehend und nur mit einem Hemde bekleidet, am Meeresstrand als

Wäscherin arbeiten, bewahrt aber allen diesen Demüthigungen zum Trotz ihre jungfräuliche Würde und ihren königlichen Sinn, bis Herwig mit seinen Streitgesellen rettend naht. Dann, nach errungenem Siege der Ihrigen tritt sie schützend, vermittelnd und Frieden stiftend für die Besiegten ein, dem Wüthen des rachegrimmen Wate wehrend. Gudrun verdient es wohl, für alle Zeit in dem Heiligthum der Poesie als Typus germanischer Frauenschönheit und Frauensitte aufgestellt zu bleiben.

Im Gudrunlied tritt das Verhältniß zwischen Herrin und Magd in seiner ganzen Schroffheit uns vor Augen. Da dieses aus der heidnischen Vorzeit herübergekommene Verhältniß das ganze Mittelalter hindurch herrschend blieb, so ist es vielleicht nicht unpassend, auf den schon im vorigen Kapitel berührten Ständeunterschied hier, am Schlusse des ersten Hauptabschnittes unserer Darstellung, einläßlicher zurückzukommen. Werden wir doch im Verlaufe der Erzählung überall, wo von dem Gegensatz der freien Frauen zu den unfreien die Rede sein wird, den Finger auf diesen Punkt legen müssen.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Eintheilung der Menschen in Kasten eine uralt-indogermanische Einrichtung war. Die altindischen und altgermanischen Religionsurkunden stimmen merkwürdig darin überein, daß diese Einrichtung ein Ausfluß des göttlichen Willens gewesen sei. Die Frage, ob und inwieweit es Sache priesterlicher Schlauheit gewesen, der Thatsache sozialer Ungleichheit den Stempel göttlicher Fügung aufzudrücken und sie dadurch für die Geknechteten und Unter-

drückten annehmlicher oder wenigstens ehrwürdiger und unantastbarer zu machen, kann hier füglich unerörtert bleiben. Genug, die germanische Bibel hat diese Stempelung wirklich vorgenommen, und zwar im „Rigsmal“ der älteren Edda. Da wird uns der Ursprung der Stände erzählt, welcher unter der ziemlich zweideutigen Vermittelung des Gottes Heimdall vor sich geht[42]). Denkwürdig ist dabei, daß die Reihenfolge der Entstehungen mit den Unfreien beginnt und von diesen zu den Freien aufsteigt, — freilich sehr begreiflicher und logischer Weise; denn erst muß doch eine Masse vorhanden sein, bevor sich Einzelne aus ihr und über sie erheben können.

Heimdall durchwandert unter dem Namen Rigr die Erde und kehrte zuerst bei einem alten Ehepaar ein, bei Ai und Edda (Urahn und Urahne). Nach neun Monaten gebiert Edda einen Knaben, den Thräll (Knecht), schwarz und rauh von Haut, knotig von Gelenken, fratzig von Antlitz, krumm von Rücken. Dieser Liebenswürdige heiratet, herangewachsen, eine Ebenbürtige, die gängelbeinige, braunarmige, plattnasige Thyr (Magd). Von Thräll und Thyr kommt das ganze Geschlecht der Unfreien. Weiter gewandert, war Rigr inzwischen bei einem zweiten Paar einge-

42) Dem indischen Dogma zufolge fällt die Entstehung der verschiedenen Menschenkasten mit der Weltwerdung des Brahma, d. i. der göttlichen Ursubstanz, zusammen. Die indische Mythologie hat das so ausgedrückt: Als die Götter das Brahma zum Opfer machten und seine Zerstückung vollzogen, wurde aus seinem Munde der Brahman, aus seinen Armen der Kschatrija, aus seinen Schenkeln der Vaissja und aus seinen Füßen der Sudra.

kehrt, bei Afi und Amma (Großvater und Großmutter), jener im knappanliegenden Kleid, freier Stirne, gesträlten Bartes, die Weberstange zurichtend, diese mit Haube und Halsschmuck angethan, den Rocken rüstend und die Spindel drehend. Nach neun Monden genas Amma eines Sohnes, der hieß Karl, war frisch, roth und funkelnder Augen, wuchs und gedieh fröhlich, zähmte Stiere, zimmerte Pflüge, fertigte Wagen, baute Haus und Scheune, bestellte das Feld und nahm die Snör zur Ehe, mit welcher er das Geschlecht der freien Bauern (Karle, Kerle, daher noch jetzt ein „Bauerkerl") zeugte. Rigr wanderte weiter und kam zu einem dritten Ehepaar; das hieß Vater und Mutter und besehnte der Hausherr den Bogen und schäftete Pfeile, während die Hausfrau müssig saß, sich die Hände besah und die Falten ihres Kleides glattstrich. Als neun Monate um, gebar die Mutter einen Sohn, dessen Locken licht, dessen Wangen leuchtend, dessen Augen listig und welcher Jarl genannt wurde. Der wuchs heran in der Halle, lernte Bogen spannen, Speere werfen Lanzen schwingen, Hengste tummeln, Hunde hetzen, trieb sich in Fehden um, eroberte Land und Leute und führte als Braut die gürtelschlanke, adlige Erna heim. Ihrem Bund entsproßte das Geschlecht der Adalinge (oder Jarle) und in dem Namen ihres jüngsten Sohnes, des schwertgewaltigen und runenkundigen Konur, ist vielleicht die Herausbildung des Königthums aus dem Adel angedeutet.

Auf dieser mythischen Grundlage gliederte sich demnach die altgermanische Gesellschaft in drei große Stände: Knechte, Freilinge, Adalinge, und diese Dreitheilung ward

zur Viertheilung, indem den alten Rechtsbüchern zufolge die Unfreien in hörige Bauern (Liti oder Lazzi) und in eigentliche Knechte (Servi oder Schalke) zerfielen. Die Eintheilung der deutschen Frauenwelt ergibt sich hieraus von selbst: leibeigene Mägde, hörige Bäuerinnen, freie Bäuerinnen (wozu im Verlaufe des Mittelalters die städtischen Bürgerinnen kamen) und Edelfrauen. Die Zeit, die rastlose Wirkerin am Webstuhl der Weltgeschichte, hat die rechtliche — wir sagen nicht die soziale — Schranke zwischen Unfreien und Freien auf deutscher Erde mälig beseitigt. Aber was sie nicht vermochte, noch, soweit ein menschliches Auge die Zukunft durchdringen kann, je vermögen wird, das ist die Aufhebung des Unterschiedes der natürlichen Anlagen, des Reichthums, des Ranges und der Bildung, sowie der daraus sich ergebenden Verschiedenheit der Lebensstellungen. Es steht sodann ebenfalls leider nicht zu hoffen, daß jemals eine Zeit kommen werde, wo nicht mehr der blinde Zufall der Geburt oder die blinde Gunst des Glückes die Stellung des Menschen in der Gesellschaft bestimmen, sondern Intelligenz, Redlichkeit und Verdienst. Und könnte auch jemals so eine Zeit kommen, so würde es doch immer und überall Leitende und Geleitete, Gebietende und Gehorchende geben und geben müssen und darum in der weiblichen Welt auch allzeit zwei große, wenn auch mannigfaltig abgestufte Klassen: — Frauen, d. i. Herrinnen, und Mägde.

Zweites Buch.

Mittelalter.

Vom achten bis fünfzehnten Jahrhundert.

Ezn ist al der dinge dehein,
Der ie diu sunne beschein,
Sô rehte saelik sô daz wîp,
Diu ir leben unde ir lîp
An die mâze verlât.

(Von allen Dingen auf dieser Welt,
Die je der Sonne Licht erhellt,
Ist keins so selig wie das Weib,
Das stets ihr Leben und ihren Leib
Und ihre Sitten dem Maß ergibt.)

Gottfried von Straßburg.

Erstes Kapitel.

Karlingische Zeit.

Karl der Große. — Blick auf die römisch-christliche Frauenwelt der ersten Jahrhunderte. — Möncherei und Nonnerei in Deutschland. — Der Marienkult. — Maria im „Heliand." — Maria's Minne. — Einfluß des Christenthums auf die germanische Ehe. — Die Frauen und Töchter Karls. — Die Weiberhäuser. — Episode vom sogenannten „Recht der ersten Nacht." — Tracht und Pracht der karlingischen Damen. — Richardis. — Die Frauen und die Gottesurtheile.

Karl der Große ist eine jener weltgeschichtlichen Gestalten, welche mit den riesenhaften gothischen Domen unserer Städte zu vergleichen sind. Dem Beschauer, der mit kritisch prüfenden Blicken an diese Hervorbringungen menschlicher Thatkraft in einem ihrer gewaltigsten Aufschwünge ganz nahe herantritt, muß manche Einzelnheit auffallen, welche den imponirenden Gesammteindruck beeinträchtigt. Dies und das mag ihm geradezu unschön und fratzenhaft erscheinen. Zwischen die himmelan springenden Strebepfeiler hineingeklebte Buden mit ihrem

gemeinen Trödel beleidigen das Auge, bizarre Skulpturen, die menschliche Gestalt zur thierischen verzerrend, verwirren die Phantasie und das heisere Gekrächze der an Zinnen und Thürmen nistenden Dohlen, Sperber und Käuzlein macht sich dem Ohre widerwärtig. Alle diese Störnisse aber verschwinden, wenn du, der Stadt den Rücken kehrend, von einem Hügel vor den Thoren aus den Blick nach dem Dome zurückwendest. Da erscheint der Koloß dir in seiner ganzen Mächtigkeit, über das Häusermeer hoch emporragend, wie ein Riese aus dem Gewühl von Zwergen, ein in steinerne Wirklichkeit übersetzter großer Gedanke.

Auch die Geschichte darf nicht kammerdienerhaft an einer welthistorischen Persönlichkeit herumspähen, wenn sie die Gesammtwirkung derselben nicht verlieren will. Sie muß ihren Gegenstand im Ganzen und Großen fassen, und thut sie das, so wird sie in dem gewaltigen Karlinger einen Grundpfeiler des gesellschaftlichen Bauwerks erkennen oder anerkennen, welches nach der Sintflut der Völkerwanderung an die Stelle des antiken getreten ist.

Eine zwar patriotisch gesinnte, aber mit den Thatsachen mitunter so willkürlich wie ein Kind mit Bleisoldaten spielende Geschichtschreibung hat den Vorwurf gegen Karl erhoben, er habe bei Begründung einer neuen Periode der Kultur viel zu sehr die christlich-romanischen und viel zu wenig die einheimisch-germanischen Kulturelemente berücksichtigt. Nichts kann verkehrter und ungerechter sein als dieser Vorwurf. Karl, ein wesentlich germanischer, ein deutscher Mann, hat die altnationalen

Ueberlieferungen keineswegs unberücksichtigt gelassen; er hat sie im Gegentheil, wie jedermann weiß, pietätvoll aus dem durch die Völkerwanderung gehäuften Schutt nach Möglichkeit wieder hervorgesucht. Aber daß ihm diese noch dazu von der Kultursaat des Christenthums von allen Seiten her bereits überwachsenen Trümmer als ausreichendes Material eines neuen Staatsbaues hätten dienen können, das kann nur die Phantasterei behaupten. Auch wenn er nicht ein Christ aus Ueberzeugung gewesen, mußte er als Staatmann der christlich-romanischen Bildung, wie er sie eben vorfand, sich bedienen. Er konnte gar nicht anders. Ein Herrscher, der eine Weltmonarchie begründen wollte, mußte sich mit Rom verbinden; denn bereits war die Idee einer universalen Obmacht von dem antiken Cäsarendiadem auf die Tiara des römischen Bischofs übergegangen und hatte auf Betreiben des Bonifacius schon die erste deutsche Synode (i. J. 743) die deutsche Kirche der Herrschaft des Papstes unterworfen. Das Christenthum war also bereits eine organisirte Macht. Der Staat mußte zusehen, wie er sich mit derselben abfinden könnte, denn er konnte sie nicht ignoriren und noch viel weniger konnte er sie vernichten. Der Weg, welchen Karl bei Verwirklichung seiner Staatsidee einschlug, war demnach ein vorgezeichneter. Daß er in Verfolgung desselben vor keinem Mittel der List und Gewalt zurückscheute, daß ihm nicht davor bangte, Ströme mittleidslos vergossenen Blutes zu durchwaden, um zum Ziele zu gelangen, mag der Weichherzige, welcher in Karl nur den „Sachsenschlächter" sieht, beklagen; aber feststeht traurig-

wahr, daß der Vorschritt der Menschheit stets durch Ströme von Blut und Thränen gegangen ist. Mirabeau's bekanntes Wort, Revolutionen würden nicht mit Lavendelwasser gemacht, findet auch auf die karlingische seine Anwendung, welche übrigens weit mehr eine aufbauende als eine zerstörende gewesen ist. Karl wär der Vollender der allerdings schon durch die Alarich, Theodorich, Albuin und Chlodwig begonnenen Umbildung der altgermanischen Adelsrepubliken zum christlich-germanischen Königthum, zur Erbmonarchie. Schon hierzu war die Durchsetzung des neuen Glaubens in germanischen Landen unumgänglich nothwendig, weil nur Christen die jüdisch-christliche Königsidee begreifen und respektiren konnten. Karls Streben ging aber weiter. Er wollte nicht nur ein germanischer König, er wollte ein Weltmonarch sein. Die im Papste verkörperte Einheit der abendländischen Christenheit sollte auch staatlich verwirklicht werden. Dies ist der Sinn jener Scene, als Karl zur Weihnacht des Jahres 800 in Rom von dem ihm zu Danke verpflichteten Papste die römische Kaiserkrone sich reichen ließ. Was auch immer für Unheil dieses Wiederaufleben des römischen Kaiserthums und dessen Uebertragung an die Deutschen über unser Vaterland gebracht hat, es war für einen Monarchen, welcher Europa beherrschte und dessen Namen Asien mit Ehrfurcht nannte, gewiß ein naheliegender, persönlich lockender und politisch fruchtbarer Gedanke, in den Purpur römischer Cäsarenmajestät sich zu hüllen.

Das mit dem Geiste des neuen Glaubens getränkte,

durch Karl den Großen neu organisirte Germanenthum wurde der Träger einer neuen Kultur. Daß diese eine vorwiegend kirchliche und auf kirchliche Ziele gerichtete sein mußte, lag in ihrer Natur, wennschon nie und nimmer vergessen werden darf, daß die germanische Klerisei und Möncherei, also die Vertreter der intellektuellen und vielfach auch der materiellen Bildung, von Rom her mit den christlichen Dogmen zugleich auch die literarischen Ueberlieferungen des klassischen Alterthums überkommen hatten und mit jenen auch diese als Kultursaaten in den frisch gerodeten deutschen Urwaldsboden streuten. Wenn wir aber hier wieder, wie schon früher, betont haben, das Christenthum sei erst durch die Germanen eine weltgeschichtliche Kulturmacht geworden, so genügt ein flüchtiger Blick auf die römisch-christliche Gesellschaft der ersten Jahrhunderte, um darzuthun, daß jene Behauptung nicht etwa auf bloßem Nationalstolz, sondern vielmehr auf allbekannten Thatsachen beruhe. In der sozialen Fäulniß, welche die lange Agonie des römischen Reiches begleitete, hatte das Christenthum unmöglich eine sittliche Lebensmacht werden können. In diesem Sumpfe konnte Reines und Ideales nicht gedeihen. Die römische Gesellschaft — ich spreche von der Regel, nicht von den Ausnahmen — nahm das Christenthum als ein politisches Motiv hin, ließ es sich als ein polizeiliches Institut gefallen oder betrieb es als eine Modesache oder würdigte es gar zu einem Hilfemittel der Ausschweifung herab. Ein gewiß unverwerflicher Zeuge, der Kirchenvater Hieronymus, läßt hierüber gar keinen Zweifel. Er erzählt als

Augenzeuge; denn er hatte in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts in einer Stellung zu Rom gelebt, welche ihm den Zutritt in die modischen Gesellschaftskreise sicherte. So oft er in seinem späteren Briefwechsel auf jene Zeit zurückkommt, gehen aus seiner Feder Sittengemälde hervor, welche bald unser Lachen, bald unsern Abscheu erregen. Er führt uns die vornehme Frömmlerin vor, wie sie buhlerisch geschminkt auf dem Lotterbette liegt, ein prachtvoll gebundenes Exemplar der heiligen Schrift in der Hand, von schmarotzenden Priestern und Mönchen umgeben, welche wetteifern, der Dame des Hauses die geistliche und weltliche Skandalchronik der Stadt zuzutragen. Oder er läßt uns mitansehen, wie die vornehme Christin ihre Sänfte besteigt, um nach der Basilika Petri getragen zu werden, einen Schwarm von Eunuchen vorauf, eine Schar von Haus- und Leibsklaven hintendrein mit pomphafter Ostentation Almosen vertheilend und begegnende Bekannte oder Unbekannte zu einer Agape (Liebesmahl) einladend. Wenn uns als Seitenstück zu diesem Typus einer Christin Hieronymus die charakteristische Figur eines modischen Diakon jener Zeit malt, wie derselbe, geschniegelt und gebügelt, das seidene Gewand von Wohlgerüchen duftend, die Haare kunstvoll gekräuselt, die Finger von Ringen strotzend, die Füße in zierlichen Saffianschuhen steckend, in eleganter Equipage zur Visite bei seinen „geistlichen Freundinnen" vorfährt, so verstehen wir unschwer die Winke, welche der Kirchenvater über die Zuchtlosigkeit im christlichen Rom fallen läßt, über die Ausschweifungen, welche unter dem Deck-

mantel der „geistlichen Verwandtschaft" oder „Geschwisterschaft" zwischen Matronen und Jünglingen, Klerikern und Jungfrauen, Mönchen und Nonnen im Schwange gingen. Hieronymus gibt aber in Betreff der sittlichen Versumpfung des christlichen Roms nicht etwa nur Winke, sondern er spricht drastisch deutlich genug und zeigt uns, wie durchaus unvermögend das Christenthum war, Rom aus seinem tiefen Sittenverfall aufzurichten. Alle Stände waren gleichmäßig davon verpestet. Wie bei solchen Zuständen immer, war das Institut der Ehe zu einem Spott geworden. Unser Kirchenvater erzählt, er habe ein Brautpaar aus dem Volke gesehen, welches sich zusammenthat, nachdem der Bräutigam bereits zwanzig Frauen, die Braut aber zweiundzwanzig Männer begraben hatte. Das Publikum war daher außerordentlich gespannt, mit wessen Sieg diese Ehe enden würde, und als der Mann gesiegt, d. h. als er mit einem Palmzweig in der Hand vor dem Sarge seiner vielmännigen Gattin einherschritt, wurde er von der Menge wie ein Triumphator bejubelt[1]). Zur nämlichen Zeit, wo solches geschah, wurde in den Theatern Roms die „Majuma" aufgeführt, eine theatralische Zote, deren Glanzpunkt war, daß eine Schar von nackten Lustdirnen vor den Augen der Zuschauer badete und dabei in lascivsten Gebärden und Gruppirungen sich übte. Und doch wurde die weströmische Zuchtlosigkeit des 4. und 5. Jahrhunderts von der oströmischen des 6. noch überboten, in einer Weise, welche der schamlosesten Ver-

1) Epistol. S. Hieronymi, 22, 123, 125, 147.

worfenheit für alle Zeiten den Namen der byzantinischen gesichert hat. Da, in Byzanz erlebte es die Welt, daß der „sehr christliche“ Kaiser Justinian eine Buhlerin der berüchtigsten Sorte aus dem tiefsten Schmutz des Komödiantenthums und der Prostitution zu sich auf den Thron erhob, jene Theodora, welche, nur mit einem schmalen Gürtel bekleidet, auf der Bühne abscheuliche Pantomimen agirt und in unersättlicher Wollustgier die Natur der Kargheit beschuldigt hatte[2]).

Angesichts solcher Ausschreitungen des „Fleisches“ muß uns, auf dem Standpunkte von damals, die Reaktion, welche der christliche „Geist“ in seiner Erscheinungsform als Möncherei dagegen versuchte, vollkommen berechtigt erscheinen. Es begreift sich, daß Menschen edleren Gehaltes, Männer wie Frauen, aus der wüsten Orgie einer bis ins Mark angefaulten Gesellschaft in die Wildniß sich sehnten und flüchteten, um da ihrem Gott in einsamer Beschlaulichkeit zu leben. Der ruhige Beurtheiler wird sich durch die allerdings schon sehr frühzeitige Ausartung des Mönchthums nicht bestimmen lassen, zu leugnen, daß die ursprüngliche Idee desselben eine reine und heldische gewesen. Sie war auch eine zwingende. Denn vorausgesetzt, daß das apostolische Christenthum überhaupt eine Möglichkeit, so konnte es in der römischen Gesellschaft, wie sie einmal war, nur als Möncherei existiren. In dieser Form entsagte das Christenthum einer Welt, welche zu überwinden es nicht vermochte. Aber die Welt gibt

---

2) Procop. Hist. arcana, cap. 9—10.

ihre Ansprüche an den Menschen nicht so leicht auf und so sehen wir denn das Mönchthum bald als ein sehr wirksames soziales Motiv in das Leben des Mittelalters eingreifen. Nachdem im Orient vorzugsweise durch Basilius, im Occident durch Benedikt von Nursia und seine kluge und fromme Schwester Scholastika das urchristliche Einsiedlerwesen die festen Formen und Regeln klösterlichen Zusammenlebens gewonnen hatte, wurde die Möncherei aus einer blos passiven zur aktiven, namentlich diesseits der Alpen, wo eine rauhere Natur Mönche und Nonnen zu ganz anderen Anstrengungen nöthigte, als es im Süden der Fall war. Bei uns in Deutschland, wie überhaupt im Norden sind zur karlingischen Zeit und noch lange nachher die Mönche, was auch immer ihre Schwächen sein mochten, die Bringer, Pfleger und Verbreiter materieller und geistiger Kultur gewesen. Die Klöster waren recht eigentlich Burgen der Civilisation; denn wie ihre Insassen Wälder klärten, Flüsse dämmten, Getreidefelder zurüsteten, Obstbäume pflanzten, die Rebe an sonnigen Halden emporklimmen ließen, Gartengewächse einführten und daneben allerlei Handwerksgeschicklichkeit übten und lehrten, so bewahrten und pflegten sie, wenn auch in mönchisch-beschränktem Geiste, die literarischen Denkmäler der vielhundertjährigen Kulturarbeit des Alterthums. Der deutsche Bauer thut fürwahr ganz recht, wenn er noch heute die Emmeran, Gallus, Fridolin, Pirmin, Kolumban und andere als Halbgötter verehrt; aber auch der deutsche Gelehrte, welchem Möncherei und Christenthum nur noch kulturgeschichtliche Bedeutung

haben, sollte sich dankbar erinnern, daß die Götterbilder Homers und Virgils, sowie die Gedankenwelt des Aristoteles und die Redekunst Ciceros aus der eingestürzten antiken Welt in die sich aufbauende moderne in Kuttenärmeln herübergetragen wurden.

Mit der Möncherei kam natürlich auch die Nonnerei nach Deutschland. Der große Bekehrer Bonifaz, eine Art von antecipirtem Jesuiten, indem er mit unbeugsamen Fanatismus die ganze Schlauheit eines abgefeimten Diplomaten verband und seinem Zwecke, Deutschland dem römischen Stuhl zu unterwerfen, alles nutzbar zu machen wußte, — Bonifaz verstand es vortrefflich, der Frauen sich zu bedienen, und da er in Deutschland noch nicht das passende weibliche Material vorfand, ließ er eine Anzahl geistlicher Freundinnen aus England herüberkommen, wo freilich, falls dem angelsächsischen Kirchenhistoriker Beda zu trauen ist, die Nonnerei schon im 7. Jahrhundert auf bedenkliche Abwege gerathen sein mußte. Denn Beda erzählt, daß die Nonnen seines Landes ihre Meisterschaft in der Webekunst hauptsächlich dazu benützt hätten, ihre Liebhaber mit prächtigen Kleidern zu beschenken. Die angelsächsischen Mitarbeiterinnen Winfrids in seinem Missionsgeschäft waren jedoch anderen Schlages und haben ein rühmliches Andenken hinterlassen. So die gelehrte Lioba, Aebtissin des Nonnenklosters Bischofsheim an der Tauber; ferner Thekla, Aebtissin des Nonnenklosters Kitzingen, und Walpurgis, Vorsteherin des Klosters Heidenheim. Bischofsheim insbesondere wurde und blieb lange eine Pflanzschule weiblicher Bildung.

Vom 8. Jahrhundert an wurde die Zahl der deutschen Jungfrauen und Frauen, welche sich als Förderinnen der Kirche, als Gründerinnen von Klöstern, als Nonnen und Reklusen hervorthaten, in deutschen Landen immer größer und größer und wissen uns die Legenden eine Menge von weiblichen Ganz- oder Halbheiligen vorzuführen. Die Nonnenkutte war auch außerhalb der Klöster ein begehrtes und geehrtes Gewand. Es gab eine nicht geringe Anzahl von Frauen, welche dasselbe trugen und als „Gottesmägde“, „Verschleierte“, „Gottgeweihte“ ehelos in ihren Familien lebten, zeitweilig oder für immer. Kloster- und Weltleben spielte überhaupt in dieser Zeit und noch lange nachher mannigfaltig in einander, und obgleich eine Nonne, welche ihr Gelübde brach, um in den Ehestand zu treten, exkommunicirt wurde, kam doch dieser Fall, besonders in den höheren Gesellschaftssphären, häufig genug vor und scheint man sich vor der Zeit der Gregore und Innocenze aus dem Kirchenbann überhaupt nicht eben viel gemacht zu haben. Als Regel, die freilich viele Ausnahmen zählte, galt, daß kein Mädchen vor erreichtem 25. Lebensjahre, also nicht vor Eintritt des Altjungfernthums, das bindende Klostergelübde ablegen sollte. Die Kapitularien Karls des Großen bezeugen übrigens, daß die Nonnen dem großen Organisator und Gesetzgeber nicht wenig zu schaffen machten. Es ist darin von Nonnen die Rede, welche ein vagirendes Leben führten, statt ihrem himmlischen Bräutigam treu zu bleiben sehr weltliche Liebschaften pflegten, sogar um Geld, und die Folgen derselben mittels Verbrechen beseitigten, gegen welche mit strengen Strafen

vorgefahren werden mußte. Es wird darin auch verboten, Nonnenklöster in gar zu bequemer Nachbarschaft von Mönchsklöstern anzulegen, und es wird der Verkehr von Mönchen und Nonnen unter einander, sowie von Laien und Religiosen beiderlei Geschlechts so sehr bis ins Einzelne hinein geregelt, daß augenscheinlich triftigste Gründe für eine derartige Maßregelung der häufig strauchelnden oder wohl ganz fallenden Frömmigkeit vorhanden sein mußten. Die armen Nonnen! Viele mochten ihr Gelübde unvorbedacht, in einem Anfall von Schwärmerei abgelegt haben, viele auch gezwungen, manche noch als Kinder, und nun waren sie in die düstere Zelle gebannt, während draußen Leben und Liebe riefen und lockten. Aber von Liebe, abgesehen von der himmlischen, sollten sie nicht einmal singen. Mit der ernsthaftesten Miene von der Welt verbot Kaiser Karl mittels Kapitulare vom Jahre 789 den Nonnen, Liebeslieder abzuschreiben und einander mitzutheilen („winileodos scribere vel mittere"). Oder dürfen wir vielleicht annehmen, daß der Kaiser, bekanntlich selber sehr verliebter Natur, stillvergnügt vor sich hin gelächelt habe, als ihm dieses Edikt zur Unterzeichnung vorgelegt wurde? Was wir bestimmt wissen, ist, daß das in Rede stehende Verbot das Schicksal so vieler anderer Verbote hatte. Die Winilieder verstummten in den Nonnenklöstern ebenso wenig als in den Männerklöstern. Wir kommen weiterhin darauf zurück.

Die hohe Werthung des jungfräulichen Standes in der christlichen Kirche und damit auch die Verbreitung der

Nonnerei hing auf's genaueste mit dem Marienkult zusammen, welcher seit dem 5. Jahrhundert ein immer bedeutsameres Moment im Christenthum geworden war. Das „Ewig-Weibliche" hatte nicht gerastet, bis es auch in dem neuen Glauben seine mythologische Anerkennung gefunden. Man könnte die Vergottung der Mutter Jesu als eine Koncession begrüßen, zu welcher der schneidende Spiritualismus des Juden-Christenthums der Natur gegenüber sich herbeiließ, wäre nur diese Koncession nicht wieder dadurch illusorisch gemacht — wenigstens im Sinne der Dogmatiker — daß die Figur der Maria sofort wieder in die Region der Unnatur hinübergerückt wurde, indem man sie, deren Anspruch auf Göttlichkeit doch gerade auf ihrer Mutterschaft beruhte, mit aller Gewalt wieder zur Jungfrau, zur ewigen Jungfrau machte. Dieser Afterwitz, wie noch so mancher andere, ging aus dem Kreise jener griechisch-alexandrinischen Tiftler hervor, welchen es ja gelungen ist, die an sich so einfachen und menschlich-schönen Vorgänge der evangelischen Sagengeschichte zu einer Philosophie der Unvernunft zu verflüchtigen. Einer dieser Tiftler zwar, der Kirchenvater Epiphanius, scheint im 4. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung noch eine lebhafte Erinnerung an den menschlich-schönen Olymp der Hellenen bewahrt zu haben, wenigstens in lichten Augenblicken. Denn da sah und beschrieb er in seinem „gegen die Ketzer" gerichteten „Panarion" in der Maria die christliche Venus, das Ideal weiblicher Schönheit[3]).

3) Es dürfte für die Leserin und wohl auch für den Leser nicht uninteressant sein, das weibliche Schönheitsideal, wie es sich der

Die Vorstellung von der Mutter Jesu mußte jedoch noch die widerwärtige Prozedur des sogenannten nestorianischen Streites durchmachen, bevor sie zu dogmatischer Festigkeit gelangte. Es handelte sich dabei um den Streitpunkt, ob, wie Nestorius wollte, Maria als „Christusgebärerin" oder, wie seine Gegner verlangten, als „Gottesgebärerin" schlechthin zu verehren sei. Die nestorianische

---

Phantasie eines Kirchenvaters darstellte, näher anzusehen. „Die schönste der Frauen, sagt Epiphanius, war Maria durchaus wohlgestaltet und weder zu kurz noch zu lang. Ihr Leib war weiß, schöngefärbt und fehllos, ihr Haar lang, weich und goldfarben. Unter einer wohlgebildeten Stirne und schmalen, braunen Brauen leuchteten ihre mäßig großen Augen hervor, mit einem Lichte wie das des Saphirs. Das Weiße darin aber war milchfarben und glänzend wie Glas. Die gerade und regelrecht gestaltete Nase, sowie der Mund mit den schöngeschnittenen und rosenfarbenen Lippen waren lieblich anzusehen. Ihre reinen und schöngereihten Zähne verglichen sich an Weiße dem Schnee. Jedes ihrer Wänglein war wie eine Lilie, auf welcher ein Rosenblatt liegt. Ihr schöngerundetes Kinn trug ein Grübchen, die Kehle war weiß und blank, der Hals schlank und von rechter Länge. Ihre weißen Hände zeigten lange und schmale Finger mit reinen und wohlgeformten Nägeln. Schön war ihr Gang, anmuthig ihr Mienenspiel, züchtig all ihr Gebaren. Summa: Gottes Sohn ausgenommen, besaß niemand einen so schönen und reinen Leib wie die Jungfrau Maria" . . . . . Merkwürdig ist an diesem, meines Wissens in solcher Ausführlichkeit ältesten Marienbilde der Umstand, daß es, obgleich von einem Palästinenser entworfen, durchaus den Typus germanischer Frauenschönheit trägt: goldblondes Haar, blaue Augen, Lilienweiß und Rosenroth der Wangen. Die künstlerische Tradition der Madonnenbildnerei in Worten und Farben hat bekanntlich diesen Schönheitstypus im Ganzen bis auf unsere Tage herab festgehalten.

Ansicht unterlag der gegnerischen auf dem Koncilium zu Ephesus (i. J. 431) und unlange darauf weihte der römische Bischof Sixtus III. der „Jungfrau" Maria, der „Gottesgebärerin", deren Kultus bis dahin im Abendland nur ein vager und schüchterner gewesen war, zu Rom die neuerbaute Basilika des Liberius auf dem esquilinischen Hügel, wohl der erste Tempel, welcher ausdrücklich der Gottesmutter gewidmet wurde[4]). Hiermit war die neue Göttin feierlich als Chorführerin der gesammten Schar der Heiligen inthronisirt. Ihr Dienst verbreitete sich von Rom aus über den Westen und Norden Europas und das „Ave Maria!" wurde in der ganzen Christenheit ein häufigstes und heiligstes Schiboleth, eine wahre Zauberformel, von deren alles bewältigender Kraft zahllose Legenden zu singen und zu sagen wissen. Denn Maria ist der Lieblingsgegenstand der christlichen Poesie und Kunst geworden: alles menschlich Schöne und menschlich Rührende in dem neuen Glauben knüpfte sich an diese Frauengestalt. Mit welcher Innigkeit aber die Mutter Jesu bei uns in Deutschland schon im 9. Jahrhundert verehrt wurde, zeigt uns eines der bedeutendsten Werke, welche die christliche Dichtung hervorgebracht hat. Ich meine jene in altsächsischer Sprache gedichtete Evangelienharmonie, welche zur angegebenen Zeit geschaffen wurde, der Sage nach auf Anregung Ludwigs des Frommen durch einen sächsischen Bauer. Dieses Gedicht, welchem

---

4) Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom im Mittelalter. I, 108, 180.

der Herausgeber Schmeller den Titel „Heliand" (Heiland) gab, ist ohne Frage das großartigste poetische Denkmal unserer ältesten Literatur. Es erzählt die Geschichte Jesu nach den Angaben der Evangelien, aber es erzählt sie so, daß die Erzählung durchweg den Stempel eines deutschen Originalwerkes erhält. Ganz im Gegensatze zu der Unfreiheit, womit sonst die älteste geistliche Dichtung in Deutschland römische Vorbilder nachahmte, hielt der ungenannte sächsische Sänger an den Ueberlieferungen und der Tonart des alteinheimischen Heldengesanges fest und durchtränkte seinen biblischen Stoff so glücklich mit nationalen Anschauungen, daß er mit echtepischer Naivetät durchweg den Eindruck hervorbringt, als hätte die Geschichte Jesu auf deutschem Boden gespielt. Maria nennt er wiederholt „der Weiber schönstes" und überall, wo er auf sie zu sprechen kommt, klingt der volle Ton altgermanischer Frauenverehrung an[5]). Als ein sehr

5) So z. B. in der Stelle, wo der Maria ihre hohe Bestimmung verkündigt wird und welche nach Kannegießers Neuhochdeutschung des Heliand (S. 8. fg.) lautet: —

„Da sandte Gott seinen Boten
Nach Galiläaland, Gabriel hieß
Des Allwaltenden Engel, wo ein Weib er wußte,
Eine minnige Magd, Maria mit Namen,
Eine mannbare Dirne. Ein Degen auch hatte
Sie erkoren, Joseph, guten Geschlechts;
Die Tochter Davids, die theure, sie war
Schon anverlobt ihm, als der Engel Gottes
In Nazarethburg beim Namen sie nannte,
Entgegen ihr trat und von Gott sie grüßte.

charakteristischer Zug des deutschen Mariendienstes ist das „Minnetrinken" zu Ehren der jungfräulichen Gottes-

Heil dir, Maria, sprach er,
Du bist deinem Herrn lieb,
Dem Waltenden theuer; du Weise, Verständige,
Du Weib voll Gnaden, du, aller Weiber
Auserwählte, Geweihte, sei nicht weibisch verzagt,
Sei gefaßt und furchtlos! Nichts Fährliches bring' ich,
Heuchelei nicht noch Heimtück'. Du sollst unsers Herrn sein,
Mutter unter Mannen, ein Mannkind soll dir werden
Vom Herrn des Himmels. Heiland soll er heißen
Mit Namen bei den Menschen. Nie endet und nimmer
Das weite Reich, das er wird verwalten,
Der mächtige Meister. Doch die Magd drauf sagte
Zu dem Engel Gottes, die alleredelste,
Holdselige, heit're: Was soll ich? so sprach sie,
Wie werd' ich doch Mutter? Nie Mannes kundig
Mein Lebtag war ich! Da ließ sich verlauten
Allvaters Bote, dem Weib antwortend:
Zu dir soll der heilige Geist von der Himmelsau kommen,
Durch Gottes Kraft ein Kind du gebären
Zur Welt allhier. Des Waltenden Kraft
Soll dich vom höchsten Himmelskönige
Beschatten mit Stralen. Schöneres erschien nie
Im Menschengeschlecht als durch die Macht Gottes
In der weiten Welt hier. Da ward des Weibes Sinn
Zugewandt dem Wunsch und Willen Gottes
Nach Gabriels Begehr. Ganz ergeb' ich mich, sprach sie,
Bereit, mich zu richten nach dem Rathschluß Gottes,
Denn des Höchsten bin ich und hoffe zu vollenden
Das Werk auf dein Wort, da es der Will und Wunsch ist
Meines Herren und mein Herz nicht zweifelt
Mit Wort und Weise. So erwies, wie ich hörte,

mutter hervorzuheben. Es war uralter germanischer Brauch gewesen, beim festlichen Mahle den Göttern oder vielmehr diesem oder jenem bestimmten Gott, dieser oder jener bestimmten Göttin ein Trankopfer zu spenden, indem man zum Gedächtniß derselben einen Becher leerte. Man hieß diese Ceremonie Minnetrinken, weil ja das Wort Minne ursprünglich Andenken bedeutete[6]). Wie unzählige andere religiöse Bräuche nahmen unsere Altvorderen auch diesen mit ins Christenthum herüber, und wie ihre Ahnen Wuotans oder Frouwas Minne getrunken, so tranken sie nun Christi oder Mariens Minne. Maria nahm in der Anschauung der bekehrten Deutschen überhaupt die Stelle ein, welche die Frouwa oder Holda innegehabt hatte, und man kann kühnlich behaupten, daß die der mütterlichen Jungfrau zugetheilte Rolle einer Vermittlerin zwischen der Gottheit und der Menschheit unter allen Völkern von dem deutschen im tiefsten und innigsten

---

Willfährig das Weib sich dem Willen Gottes
Mit gutem Glauben und glimpflichem Sinn.
Und mit lauterer Treue trug den heiligen Geist sie,
Das Kind im Schoß, und verschwieg es in der Brust nicht
Und sagt' es selber aufrichtigen Sinnes,
Daß der Stral sie beschattet der schöpf'rischen Kraft
Des Heiligen vom Himmel."

6) Minne leitet sich her von der gothischen Wurzel man, ich denke, woraus gaman, ich gedenke, und weiter das althochdeutsche minnôn, gedenken, nämlich des Geliebten, also lieben und minna, liebevolles Gedenken, zärtliches Meinen, Liebe. Die Belegstellen für das Minnetrinken bei Grimm, Mythologie, 53 fg.

Sinne gefaßt worden sei. „Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan“ — dieses Wort, womit das größte Dichterwerk der germanischen Welt schließt, war im Mittelalter eine religöse Wirklichkeit.

Die Kirche mußte, indem sie sich der Gewissen bemächtigen wollte, vor allem darauf ausgehen, auf die Familienverhältnisse Einfluß zu gewinnen. Sie unternahm daher eine Umbildung der germanischen Ehe im christlichen Sinne, indem sie Polygamie und Kebsenwesen bekämpfte und die Unauflösbarkeit des ehelichen Bandes als Regel statuirte. Als Ausnahmen von der Regel ließ sie gelten den Ehebruch, lebensgefährliche Nachstellung, welche der Mann der Frau oder die Frau dem Manne bereitete, Verbannung des einen Ehegenossen, Unvermögen des Mannes, Unfruchtbarkeit oder Kränklichkeit der Frau, endlich gegenseitiges Einverständniß zu heiligen Zwecken, d. i. Trennung der Gatten behufs des Eintritts eines derselben oder beider ins Kloster[7]). Indessen kann nicht verschwiegen werden, daß weder die kirchlichen Ehegesetze, noch die theoretische Hochschätzung mönchischer und nonnenhafter Keuschheit, noch auch der aufkommende Mariendienst mächtig genug waren, das karlingische Zeitalter vor grober Sittenlosigkeit zu bewahren. Die geschlechtliche Verwilderung der merowingischen Periode griff augenscheinlich genug in die karlingische herüber und Kaiser Karl selber gab hierin seinem Hause und seinem Reiche ein nichts weniger als erbau-

7) Corp. jur. German. antiq. ed. Walter II, 33 seq.

liches Beispiel. In wie hohem Grade der große Herrscher dem Liebesgenuß ergeben gewesen, hat die Sage in ihrer Weise für die Nachwelt veranschaulicht, indem sie den Kaiser als unter dem Bann eines höllischen Minnezaubers stehend darstellte[8]). Daß überhaupt an Karls Hof ein sehr freier Ton, eine sehr laxe Auffassung des Verhältnisses der beiden Geschlechter herrschte, ist unzweifelhaft. Zwar drücken sich die Zeitgenossen Karls und seines Nachfolgers, welche die Biographen dieser Monarchen waren, ein Einhard, ein Thegan und andere, sehr vorsichtig aus, wie es von Höflingen nicht anders zu erwarten ist; aber was sie sagen oder andeuten, ist hinreichend, das geäußerte Urtheil zu begründen. Einhard, der Schüler Alkuins, neben seinem Mitschüler Angilbert eine der Hauptstützen der von Karl begründeten kirchlich-lateinischen, am Hof und in den Klosterschulen gepflegten Bildung, meldet über die ehelichen und väterlichen Beziehungen des Kaisers Folgendes. Seine erste Gemahlin (Berterad? Desiderata? Sibylla?), die Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, verstieß er schon nach einem Jahre und vermählte sich mit der Hildegard, einer Schwäbin aus erlauchtem Geschlechte, welche ihm drei (eigentlich vier) Söhne und drei Töchter, Hruotrud, Bertha und Gisla, gebar. Von seiner dritten Gemahlin Fastrada hatte er zwei weitere Töchter, Theoderada und Hildtrud, und eine Kebse gebar ihm die Ruodhaid. Seine vierte Gemahlin,

8) S. das Gedicht „Minnezauber", aus Enenkels Weltbuch mitgeth. in von der Hagens „Gesammtabenteuer", II, 619 fg.

Liutgard, war kinderlos. Nach ihrem Tode hatte er noch drei Kebsweiber, die Gersuinda, welche ihm eine Tochter, Adaltrud, gebar, die Regina und die Adalinde. Die Erziehung seiner Kinder richtete er so ein, daß Söhne wie Töchter zuerst in den Wissenschaften unterwiesen wurden. Dann mußten die Söhne, sobald es nur ihr Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken reiten, sich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter aber sich mit Wollenarbeiten abgeben und mit Spinnrocken und Spindel beschäftigen, damit sie sich nicht an den Müssiggang gewöhnten, und ließ er sie anleiten zu guter Zucht. Leider hat diese Anleitung nicht die gehofften Früchte getragen, denn Karls Töchter schlugen keineswegs ihrer Großmutter von väterlicher Seite nach, jener Bertha, deren hausmütterliche Tugenden die Sage feierte, indem sie ihr den Ehrennamen der Spinnerin gab. Da Karls Töchter, fährt Einhard fort, ungemein schön waren und von ihm auf's zärtlichste geliebt wurden, so ist es sehr zu verwundern, daß er keine von ihnen einem seiner Mannen oder einem Fremden zum Weibe geben wollte; aber er sagte, er könne ohne ihre Gesellschaft nicht leben, und behielt sie alle bis zu seinem Tode bei sich zu Hause. Darob mußte er, sonst so glücklich, die Tücke des Schicksals erfahren; er ging jedoch so über die Sache hinweg, als wäre nie der geringste Verdacht ob eines Fehltritts gegen sie entstanden oder ein Gerücht darüber laut geworden[9]). Daß Einhard hiermit auf verliebte Abenteuer

9) Eginhardi vita C. M. cap. 18, 19.

der Prinzessinnen hindeutet, wird sofort klar, wenn wir die wohlbezeugte Thatsache beachten, daß Karls Töchter uneheliche Kinder hatten. So die Hruotrud von dem Grafen Norich einen Sohn, so die Bertha von dem gelehrten Angilbert zwei Söhne[10]. Es ist möglich, daß diese Liebschaften nachträglich die Weihe eines rechtmäßigen Verhältnisses erhielten, wie auch in der allbekannten Sage von der Liebschaft Einhards und Karls Tochter Imma diese mißliche Sache so zurechtgelegt erscheint. Schade nur, daß jene romantische Geschichte von den nächtlichen Zusammenkünften der beiden Liebenden, von dem bedrohlichen Schneefall, von der sinnreichen Beseitigung dieser Gefahr und von der schließlichen Verzeihung des kaiserlichen Vaters vor der Kritik nicht bestehen kann. Einhards Frau hieß nämlich allerdings Imma, aber sie konnte keine Tochter des Kaisers sein, aus dem einfachen Grunde, weil Karl gar keine Tochter dieses Namens hatte[11]. Im übrigen setzten die Prinzessinnen ihren leichtfertigen Lebenswandel nach dem Tode des nachsichtigen Vaters fort, zum nicht geringen Aerger ihres Bruders Ludwig. Der ungenannte Zeitgenosse, welcher neben Thegan das Leben des frommen Kaisers geschrieben hat, erzählt, daß den von Natur so milden Sinn Ludwigs das ärgerliche Treiben seiner Schwestern

10) Der Jüngere derselben, der Chronist Nithart, bezeugt im 4. B. 5. K. seiner Chronik selber seine Abkunft. Geschichtschr. d. d. V. IX. Jahrh. 6. Bd. S. 64.

11) S. d. Unters. über Einhard und Imma von Abel, Geschichtschr. d. d. V. IX. Jahrh. 1. Bd. S. 56 fg.

schwer betrübte und erzürnte und daß er, um wenigstens den Anstand zu wahren, einige Männer, die sich durch „gräuliche Unzucht" besonders hervorthaten, aus der Umgebung der Prinzessinnen gewaltsam entfernen ließ [12]).

Wenn es am Hofe so herging und höchstgestellte Frauen ein solches Beispiel gaben, so konnte nicht ausbleiben, daß es auch in niedrigeren Kreisen mit weiblicher Zucht und Sitte im Allgemeinen übel bestellt war. Das „Weiberhaus" (Geneztunk, genecium, verdorben aus dem griech. γυναικεῖον) ist wohl schon zur karlingischen Zeit berüchtigt gewesen als ein Sitz der Ausschweifung und von ihm übertrug sich der Name auf die Stätten der Prostitution im Mittelalter, welche ja auch „Frauenhäuser" hießen. An und für sich war zur karlingischen Zeit das Weiberhaus, auch Schrein (screona) genannt, der von den übrigen Gebäulichkeiten eines Gutes abgesonderte Raum, wo die hörigen Mägde unter der Aufsicht einer Schaffnerin ihren Arbeiten oblagen. Die Sorge für die Bekleidung, auch der Männer, war nämlich damals und noch weit ins Mittelalter hinein ausschließlich Sache der Frauen. In den Weiberhäusern wurden demnach die hierfür erforderlichen Linnen- und Wollenarbeiten vorgenommen, hier waren die Frauen mit Klopfen, Hecheln, Spinnen und Weben von Hanf, Flachs und Wolle, mit dem Zuschneiden und Nähen der Kleider für die Befriedigung eines höchst wichtigen Zweiges menschlicher Bedürfnisse thätig, wobei schon nicht allein das Noth-

12) Geschichtschr. d. d. V. IX. Jahrh. 5. Bd. S. 25 fg.

wendige ins Auge gefaßt wurde, sondern auch das Zierliche. Denn wir erfahren aus Kaiser Karls Verordnungen über die Genecien, daß in denselben auch die Kunst des Stickens im Schwange ging und daß die Frauen verstanden, in die Kleiderzeuge und Teppiche mit Nadel und Weberschiff „Figuren" hineinzuzeichnen. Aber daneben mögen manchen Gutsherrn die Geneztunke zugleich als Hareme gedient und auch andere Männer zur Verübung von Ungebühr angelockt haben. Auf letzteres deuten wenigstens die in den älteren und jüngeren mittelalterlichen Rechtsbüchern dagegen getroffenen Vorkehrungen. Das alemannische Recht büßte die Schwächung einer Magd, welche Kleider zu verfertigen im Stande war, mit 6 Schillingen und der Sachsenspiegel bestimmte naiv: Wer eine gewöhnliche Magd „ohne ihren Dank (d. i. wider ihren Willen) beliegt", soll 3 Schillinge, wer eine Schaffnerin, soll 6 Schillinge Strafgeld bezahlen.

Da wir gerade von hörigen Frauen sprechen und einen heikelsten Punkt in ihrem Dasein berührt haben, so dürfte hier ein passender Ort sein, auch des vielberufenen sogenannten „Rechts der ersten Nacht (jus primae noctis)" zu gedenken. Wie schon im ersten Buch erwähnt worden, hing die Verheiratung der Hörigen und Leibeigenen beiderlei Geschlechts von der Einwilligung des Gutsherrn, beziehungsweise seines Verwalters ab. Für diese Einwilligung wodurch die zu schließende Ehe unter den Schutz der Herrschaft kam, wurde von dem Bräutigam eine Abgabe entrichtet, das Heiratsgeld oder der Ehezins (maritagium), in den verschiedenen deutschen

Landen unter verschiedenen Namen bekannt (Bettmund, Bedemund, Hemdschilling, Frauengeld, Jungfernzins, Stechgroschen, Vogthemd, Nadelgeld, Bumede, Schürzenzins, Bunzengroschen). Daß dieses Herrenrecht der Unschuld leibeigner oder höriger Mädchen vielfach gefährlich werden mußte, lag in der Natur des ganzen Verhältnisses zwischen Herren und rechtlosen Mägden. Aber es ist uns außerdem, wenigstens aus drei Ländern Europas, glaubwürdig bezeugt, aus Frankreich, Rußland und Schottland, daß der Mißbrauch förmlich zu einem Recht versteinert war: der Herr hatte das Recht der ersten Nacht bei der leibeigenen Braut[13]). Was Deutschland angeht, so finden sich auf deutschem Boden nur wenige Spuren eines solchen tiefunsittlichen Rechts oder besser Unrechts, aber doch immerhin deutliche Spuren, förmliche Rechtsurkunden, die, wenn auch in ihrer jetzigen Form erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts aufgezeichnet, entschieden auf ein höheres Alter zurückweisen und deren bezügliche Bestimmungen man nicht willkürlich beseitigen

---

13) Du Cange, Glossar. cum supplem. Carpenterii, Adelungii et alior. ed. G. A. L. Henschel (Par. 1845), tom. IV., pag. 281 seq. („Marcheta"), pag. 296 seq. („Maritagium"). Ewers, d. älteste Recht der Russen, S. 70 fg. Schottland betreffend, übersetze ich aus Spelmann's Glossar. archaiolog. (1687) die Stelle: — „Unter den alten Schotten herrschte der garstige Brauch (consuetudo), daß der Herr die Braut des Vasallen in der ersten Nacht umarmte und die Blume ihrer Keuschheit pflückte." In Frankreich hieß das Recht droit du cullage oder droit de prélibation.

oder gar für „scherzhafte Ausdrücke" ausgeben kann. Merkwürdiger Weise stammen die fraglichen Urkunden beide aus der Landschaft Zürich und ist die eine unter dem Namen der „Offnung von Maur am Greifensee" v. J. 1543 schon seit längerer, die andere, die „Offnung der Hausgenossen zu Hirslanden und Stadelhofen" v. J. 1538, erst seit kürzerer Zeit bekannt[14]). Es ist auf-

14) Aber sprechend die hoflüt, weller hie zu der helgen ee kumbt, der sol einen meyger (Gutsverwalter) laden und ouch sin frowen, da sol der meyger lien dem brütgam ein haffen, da er wol mag ein schaff in geseyden, ouch sol der meyger bringen ein fuder holtz an das hochtzit, ouch sol ein meyger und sin frow bringen ein viertenteyl eines schwynsbachen, und so die hochzit vergat, so sol der brütgam den meyger by sim wib lassen ligen die ersten nacht, oder er sol sy lösen mit 5 Schilling, 4 Pfenning. Grimm, Weisthümer, I, 43. Ouch hand die Burger die Rechtung, wer der ist, der uf den Güttern, die in den Kelnhof gehörend, die ersten nacht bi sinem Wibe ligen wil, die er nüwlich zu der Ee genommen hat, der sol der obgenannten Burger Vogt dieselben ersten Nacht bi demselben sinem Wibe lassen ligen, wil er aber das nüt thun, so sol er dem Vogt geben vier Schilling und dryg Züricher Pfenning, weders er wil, die Wal hat der Brugom (Bräutigam). Zeitschr f. schweiz. Recht, IV, I, 76. Ueber den im Text beregten Gegenstand vgl. Grimm Rechtsalterth. S. 384; Walter, deutsche Rechtsgesch. II, 15; Osenbrüggen, deutsche Rechtsalterth. aus d. Schweiz (Monatsschr. d. wissenschaftl. Vereins in Zürich III, XI, 360 fg.); Bluntschli, Staats- und Rechtsgesch. der Stadt und Landsch. Zürich, 2. A. II, 192 fg. Bluntschli hält die das jus primae noctis konstatirende Aeußerung in dem Weisthum von Maur — das von Hirslanden kannte er noch nicht — für einen „scherzhaften Ausdruck", obgleich er nicht leugnen will, „daß nicht manche Herren aus dem Scherze

fallend, daß die Oertlichkeit wo diese Dokumente in Geltung waren, noch nie mit dem Umstand in Beziehung gesetzt wurde, daß in den beiden Ländern, in Frankreich und Schottland, wo das Recht der ersten Nacht glaubhaft nachweisbar, der Grundstamm der Bevölkerung keltisch war. Hatten doch auch im Zürichgau vor der germanischen Invasion Kelten gesessen und so ist vielleicht im Hinblick darauf, daß gerade nur hier und sonst nirgends in Deutschland das in Rede stehende Recht urkundlich festgestellt sich vorfindet, die Vermuthung statthaft, daß dasselbe ursprünglich ein keltisches gewesen. Freilich steht wieder die leidige Thatsache, daß auch anderwärts in Deutschland der Ehezins der Hörigen existirte, dem Versuch entgegen, das Germanenthum von diesem Unrecht reinzubrennen, und so bleibt nur die Annahme übrig, das vorschreitende Gefühl der Menschlichkeit habe es den Hörigen schon frühzeitig ermöglichen wollen, der fraglichen Schmach zu entgehen, und zwar durch Leistung einer nicht zu hoch gegriffenen Steuer. Daß aber diese Steuer den Sinn eines Loskaufs der leibeigenen Bräute von dem Herrenrecht der ersten Nacht hatte, darüber gestatten die angezogenen Rechtsurkunden keinen Zweifel.

Ernst zu machen wußten." Aber es ist doch wahrhaftig eine ganz neue Entdeckung, daß die alten Rechtssatzungen nur so zum Spaß niedergeschrieben worden seien, gleichsam zu dem Zwecke, einem späteren Juristen Gelegenheit zu geben, zu sagen: „Das ist der Humor davon." Die Behandlung des Gegenstandes in Maurers „Geschichte der Fronhöfe und Bauernhöfe in Deutschland.", III, 168 fg., ist ganz unzulänglich.

Es steht uns Nachgeborenen übrigens kaum zu, über diese mittelalterliche Barbarei uns zu ereifern. Denn der Schürzenzins ist zwar aus unseren Gesetzbüchern verschwunden, aber der Usus oder Abusus ist geblieben: nur heißen die Nutznießer und Opfer desselben jetzt nicht mehr Herren und Hörige, sondern Reiche und Arme...

Wenden wir uns von dieser Episode zur kaiserlichen Pfalz des großen Karls zurück, so beschäftigt uns zunächst die Aufgabe, von der äußeren Erscheinung der Menschen, welche dort aus- und eingingen, namentlich aber der Damen, ein möglichst anschauliches Bild zu entwerfen. Karl, wenn auch wie alle wahrhaft großen Männer für seine Person in Tracht und Lebensweise der Einfachheit zugethan, wußte dennoch bei jeder feierlichen Gelegenheit einen Pomp zu entfalten, wie er dem Herrn des Abendlandes zukam. Freilich wies dieser Hofprunk, wie das auch die kaiserlichen Pfalzen zu Ingelheim, Nimwegen und Aachen thaten, welche aus in Italien zusammengerafften Beutestücken antiker Kunst mehr nur aufgeblockt als aufgebaut waren, noch immer ein barbarisches Gemisch von Reichthum und gespreizter Ungefügheit auf, gerade wie die lateinischen Hexameter des Poeten, welcher in den karlingischen Palästen die Töne Virgils nachzustammeln unternahm und hier unser Gewährsmann ist. Der schon genannte Angilbert nämlich, welchen man einen karlingischen Hofrath oder Hofprofessor heißen könnte, hat seinen kaiserlichen Gönner und Schwiegervater mittels eines biographischen Lobgedichtes verherrlicht, das jedoch nur bruchstücksweise auf uns gekommmen ist. Eines

dieser Bruchstücke malt den Auszug des Kaisers und seiner Familie zu einer festlichen Jagd mit Farben, welche deutlich erkennen lassen, was für Anforderungen man damals an Damen stellte, die für schön, elegant und modisch gelten wollten. Es ist in seiner Art ein vollständiges Bild des vornehmen Lebens jener Zeit.

Inmitten zahlreichen Gefolges tritt die Königin Liutgard, des erhabenen Karls anmuthsvolle Gemahlin, aus dem hohen Gemache hervor, blendenden Nackens, der mit der Farbe der Rosen wetteifert. Purpurne Binden umwinden ihr die schneeigen Schläfen, von Steinschmuck schimmert der Hals, in doppelten Purpur ist das Linnenkleid getaucht, goldene Schnüre halten den Mantel fest und auf dem Haupte funkelt die Krone von Gold und Edelgestein. Sie besteigt das prächtig geschirrte Pferd und eine Schar edler Jünglinge und Jungfrauen bereitet sich, ihr zu folgen. Hinter ihr reitet Karl mit seinem Sohne Pipin und durch die geöffneten Thore strömt der glänzende Jagdzug hinaus. Hörnerschall und Hundegebell erfüllen die Lüfte. In stolzer Ruhe reitet Hruotrud an der Spitze der Damen. Auf ihrem blonden Haar liegt die purpurne Binde, schimmernd von Edelsteinen, und darüber der goldene Kronenreif. Eine stralende Spange hält den Mantel vor der Brust zusammen. Weiterhin glänzt Bertha aus der Reihe der Frauen und Mädchen hervor. Männlichen Geistes, gleicht sie an Antlitz, Blick, Stimme und Haltung dem erlauchten Vater. Ein goldner Reif umzirkt ihre Stirne, durch die blonden glänzenden Haare sind goldene Schnüre geschlungen, des

Halses Schnee birgt sich unter köstlichem Marderpelz, das Kleid funkelt von Topasen und andern Edelsteinen in goldener Fassung. Dann kommt Gisla, die blendend weiße Schöne. Purpurfäden durchziehen das zarte Gewebe ihres Schleiers, der auf den rosig angehauchten Hals und Nacken niederfällt. Wie Silber schimmert ihre Hand, wie Gold ihre Stirne, ihre Augen besiegen an Feuer die Sonne und sicher lenkt sie das flüchtige Roß. Hurtig reitet Ruodhaid einher, auf blühendem Haupt die gemmengeschmückte Krone. Fuß, Nacken und Haar erstralen von vielfarbigen Steinen, um die Schultern fliegt der seidene, schmelzverzierte Mantel, vor dem Busen mit goldener Nadel geheftet. Dann Theoderade, die zierlichen Füße in von Steinschmuck schimmernde Schuhe gesteckt. (Der gute Angilbert vergleicht diese Schuhe dem sophokleischen Kothurn, und wenn das nicht eine übelgewählte Redefigur ist, müssen sie recht dicke Sohlen gehabt haben.) Ihre Stirn leuchtet, ihr Haar beschämt an Glanz das Gold, wie Sterne blitzen ihre Augen, eine Kette von echten Smaragden trägt sie um den blendenden Hals, mit dunkelm Rauchwerk ist ihr schimmernder Mantel verbrämt und auf schneeweißem Roß sprengt sie feurig dahin, umrauscht von glänzendem Frauengefolge[15]).... Man sieht, an Schmuck fehlte es den karlingischen Damen nicht. Sie brachten es auch, übrigens im Wetteifer mit den Männern, glücklich dahin, daß schon im J. 808 der über-

15) Monumenta Germaniae historica, ed Pertz; Scriptor. II, 398.

mäßige Kleiderluxus von staatswegen beschränkt werden mußte. Allerdings ging die bezügliche Verordnung nur auf Einschränkung des übermäßigen Aufwands, welcher mit dem Pelzwerk (Ausfütterung und Verbrämung von Röcken und Mänteln bei beiden Geschlechtern) getrieben wurde; nichtsdestoweniger jedoch haben wir in ihr den Keim von allen den „Kleiderordnungen" zu erkennen, womit sich zum großen Mißbehagen modischer Herren und Damen die mittelalterlichen Obrigkeiten so viel zu schaffen machten und zwar, wie bekannt, stets mit sehr problematischem oder wenigstens nur augenblicklichem Erfolge. Denn wenn sogar auf dem Felde der Politik, wie jedermann weiß, die „Diplomaten im Unterrock" die gefährlichsten und unwiderstehlichsten sind, wie wäre ihnen vollends auf dem Gebiete der Mode nachhaltig zu widerstehen? Selbstverständlich hatte sich auf diesem Felde auch vor Alters, wie noch heute, das Unschöne, oft geradezu Tolle und unbegreiflich Abgeschmackte des größten und dauerndsten Beifalls zu erfreuen. Denn die Gemeinde der Unvernunft war, ist und wird immer sein die zahlreichste auf Erden. Die Geschichte der deutschen Frauentracht wird uns zu dieser traurigen Wahrheit noch manche Illustration liefern.

Als Angilbert in den Stralen höfischer Gunst und der Liebe einer Prinzessin sich sonnend, seiner Begeisterung über die karlingische Herrlichkeit in aufgebauschten Versen Luft machte, als er die feurigen Augen dieser Kronenträgerinnen, worunter sein eigenes Liebchen, das Goldblond ihrer Haare, ihren rosigen Teint, ihre

zierlichen Hände und Füße, ihr sicheres und anmuthiges Gebaren beschrieb, da hat er gewiß nicht daran gedacht, daß der karlingischen Dynastie ein so baldiges und trübsäliges Ende beschieden sein könnte. Hundert und elf Jahre nach jenem, wo der große Karl im Sankt Peter das Danaergeschenk der römischen Kaiserkrone empfangen hatte, erlosch die deutsche Linie seines Stammes mit Ludwig dem Kind und es war dieser Ausgang der Karlinger nicht etwa ein rascher, glänzender, tragischer, sondern vielmehr nur ein ruhmloses Hinsterben nach langem Siechthum, welches bekanntlich schon mit Karls Nachfolger, dem frömmelnden und unfähigen Ludwig, begonnen hatte. Es ist nicht unsere Sache, die Phasen dieser Krankheitsgeschichte zu verfolgen; aber als Gegenbild der vorhin gegebenen Scene aus dem Hofleben unter Karl dem Großen wollen wir eine weitere aus dem Leben seines Urenkels, Karls des Dicken, hervorheben, welche allerdings der urkundlichen Beglaubigung entbehrt, jedoch in alten Ueberlieferungen der Hauptsache nach übereinstimmend erzählt wird. Es ist das Gottesurtheil gemeint, welchem Richardis, die zweite Gemahlin Karls des Dicken, sich unterwerfen mußte. Es war eben kein Wunder, daß ihr Tropf von Gemahl dieser Dame nicht gefiel; allein sie hatte überhaupt kein Gefallen an den Männern und scheint eine jener asketischen Frauen gewesen zu sein, wie wir solche im Mittelalter nicht selten aus zuchtlosesten Umgebungen auftauchen sehen. Karl der Dicke, dessen Befähigung und Thatkraft zu seinem Wollen, das Reich Karls des Großen wieder herzustellen, im lächerlichsten

Mißverhältnisse stand, wurde von seinem Kanzler Liutward, Bischof von Vercelli, beherrscht. Eine Partei bei Hofe zettelte gegen den ehrgeizigen Priester eine Intrike an, indem sie Karls Gemahlin eines ehebrecherischen Umgangs mit dem Bischof beschuldigte. Karl war schwach genug, dieser ärgerlichen Anklage den Lauf zu lassen; allein die Ankläger hatten sich in dem Charakter der Richardis verrechnet. Denn sie bot der Beschuldigung Trotz, mit der Behauptung, daß sie nie von einem Manne, nicht einmal, ungeachtet zwölfjähriger Ehe, von ihrem kaiserlichen Gemahl berührt worden und noch Jungfrau sei. Ein Gottesurtheil sollte darüber entscheiden. Eine älteste Tradition setzt diesen außerordentlichen Vorgang in das Jahr 887 und läßt die angeschuldigte Kaiserin ihre Unschuld durch die Wasserprobe erweisen. Der bekannte Chronist Twinger von Königshofen dagegen, welcher zu Ende des 14. Jahrhunderts schrieb, sagt: „Das (ihre Unschuld) bewerte sü domitte, daß sü ein gewihset Hemede ane det und domit in ein Für gieng und bliep unversert von dem Füre.“ Twinger mochte sich dabei auf die Kaiserchronik stützen, ein aus dem 12. Jahrhundert stammendes und im 13. überarbeitetes Reimwerk, welchem zufolge Richardis das Gottesurtheil der Feuerprobe siegreich bestand und zwar mit einem wachsgetränktem Hemd angethan[16]). Sehr begreiflich wollte die

16) Die betreffende Stelle der Kaiserchronik lautet neuhochdeutsch:

„Sie schlüpfte in ein Hemde,
Das dazu gemachet war.

so streng Geprüfte von ihrem Gemahle nichts mehr wissen, sondern begab sich in das von ihr gestiftete Kloster Andlau im straßburger Sprengel, wo sie 896 im Geruche der Heiligkeit starb.

Die Berufung auf ein Gottesurtheil blieb das ganze Mittelalter hindurch ein letztes Mittel angeklagter Frauen, sich zu reinigen. Die Ordalien umfaßten, neben dem schon früheren Ortes berührten gerichtlichen Zweikampf, verschiedene Proben, bei welchen wir einen Augenblick verweilen wollen, da wir später bei Vorführung des Hexenprozesses darauf zurückzudeuten haben. Vorwiegende Proben waren die durch Feuer oder durch Wasser. Bei Anwendung des Feuerurtheils mußte der oder die Beweisende die bloße Hand ins Feuer halten und, wenn er oder sie schuldlos sein sollte, dieselbe unversehrt wieder hervorziehen oder er oder sie mußte im bloßem Hemde durch einen entflammten Holzstoß gehen oder mit bloßen

---

An allen vier Enden,
Zu Füßen und zu Händen
Das Hemde ist entzunden;
In einer kleinen Stunden
Das Hemde ganz von ihr brann,
Das Wachs auf das Pflaster rann;
Die Frau des Schadens so genas —
Sie sprachen Deo gratias."

Das ist nun freilich starke — Poesie. Eine Stunde, und wenn auch nur eine „kleine" Stunde lang zu brennen ohne zu verbrennen, so etwas konnte man doch nur einer Zeit vorgaukeln, deren Mirakelsucht den dicksten Blödsinn mit Heißhunger verschlang.

Füßen über sieben oder neun glühend gemachte Pflugscharen wegschreiten oder ein geglühtes Eisen mit bloßen Händen eine bestimmte Strecke weit tragen. Bei Anwendung des Wasserurtheils mußte aus einem zum Sieden gebrachten Kessel ein Ring oder Stein mit bloßer Hand herausgeholt werden („Kesselfang") oder der oder die Angeschuldigte wurde nackt ins kalte Wasser geworfen. Blieb er oder sie oben schwimmen, so war der Beweis der Schuld geleistet, während das Untersinken die Unschuld bezeugte, was ohne Zweifel auf dem heidnischen und mit ins Christenthum herübergekommenen Glauben beruhte, das reine heilige Wasserelement nähme keinen Verbrecher in sich auf. Dieser Art des Gottesurtheils wurden im 16. und 17. Jahrhundert zumeist die sogenannten Hexen unterworfen und erhielt deßhalb dieselbe den Namen „Hexenbad" oder „Hexenprobe"[17]. Wie es scheint, haben sich aber die deutschen Frauen im Mittelalter in Fällen, wo eine peinliche Anklage auf ihnen lastete, doch nicht immer auf die Gnade Gottes, sondern lieber auf die eigene Kraft und Gewandtheit verlassen. Denn es ist uns eine wunderliche Art von gerichtlichem Zweikampf bezeugt, welchen angeschuldigte Frauen mit ihren Anklägern zur Erhärtung ihrer Unschuld ausfochten, namentlich in Franken. Hier durfte die beschuldigte Frau den Beschuldiger zum Zweikampf mit ihr nöthigen. Die Waffen waren Stöcke, und um das Verhältniß der Kräfte der beiden Geschlechter einigermaßen auszugleichen, wurde

17) Eine Abbildung s. bei Scheible, das Schaltjahr, I, 258.

der Mann in eine Grube gestellt, von welcher aus er sich gegen die Angriffe der Frau vertheidigen mußte, ohne seinen Platz verlassen zu dürfen. Wer von den Kämpfenden zuerst seine Waffe verlor, galt für besiegt. Anderwärts mußte der Mann, wollte er Sieger sein, die Frau köpflings zu sich in die Grube hineinstürzen. Gelang es hingegen der Frau, den Mann aus der Grube herauszuziehen, so war ihr Unschuldstriumph entschieden[18]).

Wir dürfen uns jedoch nicht einbilden, daß im Mittelalter hinsichtlich der Gottesurtheile alle Leute köhlergläubig gewesen seien. Die Vernünftigeren wußten schon damals so gut wie heute, daß man die bloße Hand nicht ungestraft an ein glühendes Eisen halten oder in einen siedenden Kessel tauchen könne, und man müßte blind sein, wollte man nicht sehen, daß demzufolge mit den Ordalien mancher Spott und Ulk getrieben wurde. Aufgeklärte deutsche Dichter des 13. und 14. Jahrhunderts — denn schon damals gab es welche — spotteten ganz offen über die Menschen, welche wähnten, natürliche Ursachen müßten nicht natürliche Wirkungen haben. Ein Gedicht aus jener Zeit macht uns klar genug, wie es mit den Ordalien nicht selten gehalten werden mochte[19]). Eine eifersüchtige Frau betheuert ihrem Manne ihre Liebe und fordert als untrügliche Gegenversicherung die Feuerprobe von ihm. Da er sich dazu bereit erklärt, das heiße

18) Vulpius, Kuriositäten, I, 395 fg. mit den dazu gehörenden Bildern.

19) „Das heiße Eisen" Hagen, Gesammtabenteuer, II, 373 fg.

Eisen zu tragen, wird es geglüht und auf zwei Steine gelegt. Der Mann hat aber zuvor einen Span in seinen Aermel verborgen, welchen er unvermerkt in seine Hand gleiten läßt, als er hinzutritt, das glühende Eisen aufhebt und unter Betheuerung seiner Treue sechs Schritte weit trägt. Dann schiebt er den Span wieder heimlich in den Aermel zurück und zeigt seine unversehrte Hand Die Frau ist zufriedengestellt, aber der Mann fordert sofort von ihr dieselbe Beweisleistung. Sie meint nun zwar er sei ja wohl ohnehin überzeugt, daß er ihr lieber als Leib und Leben. Er jedoch besteht auf der Probe und macht das Eisen wieder glühend. Nun bittet sie, er möchte Nachsicht mit der weiblichen Schwäche haben und ihr den einen Mann, mit welchem sie außer ihm zu thun gehabt, verzeihen. Das sagt er zu, besteht aber doch auf der Feuerprobe. Darauf bittet sie noch um zwei Männer, und als auch diese zugestanden werden, verspricht sie dem Gatten drei Pfund heimlich von ihr verwahrten Geldes, falls er noch weitere drei Männer zulasse. Er gewährt auch dieses, bedroht sie aber mit dem Tode, so sie noch weitere Ausflüchte suche. Sie muß also zu der Probe schreiten und nimmt das heiße Eisen zur Hand, verbrennt sich aber so jämmerlich, daß sie es schreiend fallen läßt. Klüger stellte sich an und glücklicher bestand die Feuerprobe Isolde, die blonde Heldin Gottfrieds von Straßburg, welcher um 1210 sein herrliches Gedicht vom Tristan schrieb. Gottfried, der, wie ich anderwärts gesagt, unter den mittelalterlichen Dichtern wie eine Antecipation Göthe's dasteht, hat auf manche Erscheinung

seiner Zeit mit heiterer Ironie herabgesehen und er hat deßhalb auch, scheint mir, recht eigentlich es darauf angelegt, die Ordalien lächerlich zu machen. Isolde war mit Tristan, dem liebenswürdigsten Helden mittelalterlicher Dichtung, welcher aber unglücklicher Weise der Neffe ihres Gemahls Marke, ins Gerede gekommen und zwar bekanntlich nicht ohne Grund. Sie wird angeklagt, dem alten Marke die Treue gebrochen zu haben, und auf den Rath seiner Prälaten und Barone veranstaltet der König, daß sie sich dem Gottesgericht der Feuerprobe unterziehen soll[20]). Sie thut es, Gott und Menschen gleichermaßen täuschend. Mittels einer von ihr veranstalteten, höchst ergötzlichen Posse kann sie mit gutem Gewissen eidlich geloben, daß außer Marke nur noch — und natürlich in allen Ehren — ein armer Pilgersmann, in dessen Habit aber Tristan steckt, in ihren Armen und an ihrer Seite gelegen habe. Auf diesen Eid hin „griff sie in Gottes Namen das glühende Eisen an und trug es, daß sie's nicht verbrann.“ Gottfried ist aber damit noch nicht zufrieden. Denn indem er erzählt, die schöne und kluge Isolde habe unmittelbar vor der Feuerprobe reiche Vergabungen an Gold und Silber, Schmuck und Gewändern „um Gottes Huld“ gemacht, d. h. der Geistlichkeit zufließen lassen, deutet er verständlich genug

20) Tristan und Isolt, Ausg. v. Maßmann, S. 383 fg. Der ganze Verlauf der Cermonie des Gottesurtheils ist da sehr anschaulich geschildert. Die geneigte Leserin verweise ich auf die vortreffliche Neuhochdeutschung des Gedichts durch H. Kurtz, S. 384 fg.

an, wie die Kirche, unter deren Leitung ja die Ordalien standen, unter Umständen, d. h. gehörig darum angegangen, es so oder so zu veranstalten wußte, daß Eisen oder Wasser nicht heißer gemacht wurden, als sich mit der menschlichen Haut verträgt.

Zweites Kapitel.

Unter den sächsischen und fränkischen Kaisern.

Das deutsche Königthum und das römische Kaiserthum. — Kulturcharakter des Zeitalters der Ottonen. — Hadumod. — Hrotsuith, die erste Schriftstellerin deutschen Stammes. — Die gelehrte Herzogin Hadawig. — Die schöne Hadburg. — Mathildis. — Liutgard. — Adalheid. — Theophano. — Dietmar von Merseburg über die Frauen seiner Zeit. — Kunigunde — Gisela. — Agnes. — Bertha. — Agnes von Hohenstaufen. — Hiltrud. — Das Verbot der Priesterehe. — Widerstand der deutschen Geistlichkeit. — Folgen des Cölibatgesetzes.

Die Völkerwanderung hatte die Nationalitäten Europa's so durcheinander geworfen und gewürfelt, daß eine Wiedersonderung und Klärung derselben nur langsam sich vollziehen konnte. Die Staatsidee Karls des Großen, Einheit der abendländischen Christenheit unter römisch-germanischem Kaiserscepter, hatte freilich über widerhaarige Völkerelemente nur so lange einen zwingenden Bann geübt, als sie von einer übermächtigen Persönlichkeit getragen wurde. In dem nämlichen Augenblick, wo der gewaltige Fürst die Augen schloß, begann sein stolzer,

aber widernatürlicher Reichsbau zu zerfallen; denn unter dem schlaffen Regiment seines Nachfolgers hatten die Nationalitäten Zeit und Gelegenheit, sich auf sich selbst zu besinnen und auf sich selbst zu stellen. Der Vertrag von Verdun (843) schien die naturgemäße Scheidung der Völker von Mittel- West- und Südeuropa in germanische und romanische Nationen zu vollziehen. Allein schon war, zum unberechenbaren Unglück unseres Vaterlandes, die Idee eines „Heiligen römischen Reiches deutscher Nation" zu einer fixen geworden. Wie hätte sonst selbst ein Karl der Dicke ihrer Verwirklichung sich unterfangen dürfen? Es wäre jedoch ein einseitiges Verfahren, wollte man die Verfolgung des abendländischen Kaisergedankens nur dem Ehrgeiz deutscher Herrscher auf Rechnung schreiben. Denn ein mindestens ebenso wirksames, wenn nicht wirksameres Motiv war die Politik der römischen Bischöfe, welche im Intersse der Aufrechthaltung und Ausbreitung die Kirche die Illusion der Fortdauer des römischen Cäsarismus pflegten und förderten. Noch stand das Heidenthum drohend und häufig angriffslustig im Osten und Norden des Erdtheils und der römische Stuhl erkannte unschwer, daß nur die deutsche Nation, welche allein wie ungemischt so auch ungeschwächt sich erhalten hatte, das Banner der Christenheit zu führen vermöchte. Daß die Kurie schon frühzeitig auf das Ziel hinarbeitete, mittels des deutschen Kaiserthums die Welt zu beherrschen, ist sicher. Aber vorerst mußte sie es gerathen finden, den römisch-deutschen Kaiser als ihren Beschützer anzuerkennen und den Papalismus dem Cäsarenthum unterzuordnen. Erst nach aus-

reichender Erstarkung der Hierarchie, erst zur Zeit Gregors des Siebenten begann der römische Stuhl das Verhältniß umzukehren und wollte dann in dem Kaiser nur noch den ersten Vasallen der päpstlichen Tiara sehen.

Die Reichsverfassung Karls des Großen hatte keine Fürsten im Sinne selbstständiger Territorialherren gekannt, sondern nur Reich-, Hof- und Gaubeamte. Aber als unter seinen Nachfolgern die Reichseinheit in Trümmer gegangen, hatte sich die altgermanische Adelsrepublik, wenn auch nicht mehr in den früheren Formen, in Deutschland wieder hergestellt. Aus dieser Adelsrepublik oder besser Adelsanarchie, deren Spitzen die Herzoge waren, ging nach dem Aussterben der deutschen Karlinger das deutsche Wahlkönigthum hervor. Was dieses unter günstigen Umständen für unser Land zu leisten vermochte, zeigte sich sofort, als es durch die Erwählung Herzog Heinrichs des Ersten, berühmt unter dem Namen des Voglers oder Finklers, im Jahre 919 an das kraftvolle und mächtige sächsische Fürstenhaus gekommen war. Damit schien nach innen und außen eine gedeihliche Entwickelung Deutschlands auf monarchischer Grundlage gesichert; denn es ließ sich alles dazu an, das deutsche Wahlreich in ein Erbreich umzuwandeln. Leider hat unser Unstern es gewollt, daß gerade die trefflichsten unserer königlichen Dynastieen nicht von Dauer waren und daß demzufolge die Adelsanarchie immmer wieder Gelegenheit fand, in das naturgemäße Wachsthum des deutschen Königthums störend einzugreifen. Hierzu kam das dreimal unselige Phantom der Kaiserkrone, welches gerade unsere begabtesten, that-

kräftigsten und ruhmreichsten deutschen Könige ihre Hauptaufgabe nicht innerhalb, sondern außerhalb Deutschlands suchen machte und sie ihre und der Nation beste Kräfte, statt dieselben dem Ausbau eines festgefugten nationalen Königthums zuzuwenden, an einen für die Dauer doch stets chimärischen Weltreichsbau verschwenden ließ.

Seltsam! Die Deutschen verachteten die Römer unsäglich und dennoch gierten die deutschen Könige, die, wenn sie nur solche hätten sein wollen, im stande gewesen wären, Europa Gesetze vorzuschreiben, nach dem Luftgebilde der römischen Krone, an welche bloß ein Schein von Macht, aber der wirkliche Haß der fremden Völker geheftet war, ein Haß, der bis auf unsere Tage herab fortgewirkt hat. Als der Gesandte Kaiser Otto's des Ersten, Bischof Liutprand, vor dem griechischen Kaiser Nikephoros stand und ihm dieser verwies, daß er die Unterthanen seines Herrn Römer genannt habe, welchen erlauchten Namen sie nicht ansprechen könnten, brach der Bischof los: „Wir Deutsche verachten die Römer so sehr, daß wir unsere Gegner Römer schelten, maßen wir mit diesem einen Worte alle Schmach, Niederträchtigkeit, Feigheit, Unzucht, Lüge, Habsucht, kurz alle Laster bezeichnen“[21]). Und dennoch widerstand ein Mann wie Otto der Erste der Lockung nicht, sich im Jahre 962 in Rom vom Papste zum römischen Kaiser krönen zu lassen und damit seinen Nachfolgern das Beispiel jener „Römerzüge“ zu geben,

21) Liutprandi opera (Monum. Germ. hist. Script. III, 263 seq.). Relatio de legat. Constant. cap. 12.

welche den Boden Italiens mit Strömen deutschen Blutes gedüngt haben. Zunächst allerdings schien sich unter der Weihe dieser Krone die Obmacht der Deutschen über Europa festzustellen. Das Zeitalter der Ottonen, eine Glanzperiode, vielleicht die hellste Glanzperiode unserer politischen Geschichte, schien den Traum eines germanischen Cäsarismus auf die Dauer verwirklicht zu haben und die Täuschung währte um so länger, als im 11. Jahrhundert, nachdem die sächsische Dynastie mit dem Frömmeler Heinrich den Zweiten erloschen und mit Konrad den Zweiten das herzogliche Haus der Salfranken zum deutschen Königthum gelangt war, in der herrlichen Heldengestalt Heinrichs des Dritten der Christenheit ein Kaiser erstand, welcher seine Mission im höchsten Sinne faßte und mit genialer Energie durchführte. Allein er ward in der Blüthe seiner Mannheit dahingerafft und hinterließ einen unmündigen Knaben, Heinrich den Vierten, unter dessen Regierung nachmals alle Früchte der Anstrengungen, welche die sächsischen und fränkischen Herrscher gemacht, verloren gingen. Die deutsche Adelsanarchie erhob unter diesem Kaiser, welcher nicht nach den einseitigen Berichten seiner zeitgenössischen pfäffischen Gegner beurtheilt werden darf, wieder keck ihr Haupt und, wie immer, folgte dieser Erhebung das Verderben. Damals ein um so tieferes, weitgreifenderes, gräuelvolleres, als die Rebellion der deutschen Aristokratie gegen die königliche Gewalt an dem päpstlichen Stuhl einen Rückhalt gefunden hatte, welcher es ihr ermöglichte, ihre gemeinen Instinkte gewissenloser Selbstsucht ganz nackt

und schamlos walten zu lassen, so zwar, daß vielleicht zu keiner andern Zeit deutsche Ehre und Treue so sehr zum Spott der Welt geworden sind. Die Pläne der Kurie waren inzwischen gereift. Rom nahm jetzt seine Rache dafür, daß Gothen, Langobarden, Franken und Sachsen nach einander mit Siegerschritten über den kapitolinischen Hügel gegangen, indem Gregor der Siebente, der Priester mit dem düstern, aber weltumfassenden Geist und dem eisernen Willen, die Idee der weltbeherrschenden Roma, womit das schutzbedürftige Papstthum den Deutschen geschmeichelt hatte, von dem Kaiserdiadem hinweg auf die Tiara des sogenannten Statthalters Christi übertrug. Wie die Könige der Christenheit, so sollte auch der Kaiser nur ein vollziehendes Organ des großen römischen Theokraten sein, der sich mit einer Ironie, die an Kühnheit ohne Gleichen in der Weltgeschichte dasteht, den „Knecht der Knechte Gottes" betitelte. Der Traum eines weltgebietenden germanischen Kaiserthums war zerflossen oder wenigstens hatten alle die ungeheuren Anstrengungen, denselben fortzuträumen, welche später von den Hohenstaufen gemacht wurden, nur sehr vorübergehender Erfolge sich zu erfreuen.

Und doch ist, wenn man recht erwägt, der große Zwiespalt zwischen Kaiserthum und Papstthum, wie er im 11. Jahrhundert ausgebrochen, für uns mehr ein nationales Glück als ein Unglück gewesen. Der dadurch zu einem weltgeschichtlichen Motiv gewordene Gegensatz zwischen Germanismus und Romanismus hat unsere Nationalität gerettet, hat unsere Sprache zu einer Kultur=

sprache erhoben, hat dem deutschen Geiste eine selbstständige Entfaltung gesichert. Denn daß diese gerade in dem Zeitalter der Ottonen höchlich bedroht war, soll der vaterländisch gesinnte Historiker nicht übersehen und verschweigen, wenn er mit Stolz auf die politische Machtstellung Deutschlands in jener Periode zurückblickt. In Wahrheit, das deutsche Wesen war gerade damals in augenscheinlicher Gefahr, vom romanischen völlig überwuchert zu werden. Der König der Deutschen trug die römische Kaiserkrone und war demzufolge auch höchster Beschützer römischer Bildung, welche sich alle schmeichelnden Erinnerungen des klassischen Alterthums dienstbar zu machen wußte, um, wie mit Taufwasser und Chrisam die Leiber der germanischen „Barbaren", so mit den Lockungen geistiger Genüsse ihre Seelen zu fangen, zu verweichlichen und zu beherrschen. Die Blicke der Priester waren nach Rom gerichtet und sie empfingen von dorther die Ermunterung, alle Verführungen des antiken Heidenthums aufzubieten, um die Nachklänge des germanischen aus den Gemüthern zu tilgen. Die kosmopolitische Theokratie Roms mußte ja überall darauf ausgehen, die Wurzeln der Nationalitäten zu durchschneiden, und so bekämpfte sie auch in Deutschland die nationalen Ueberlieferungen, die alten Heldensagen und Göttermythen, die Muttersprache und den einheimischen Volksgesang. Rom fühlte wohl, daß die deutsche Eiche aus dem Boden gehoben und ganz römisch zugehauen werden müßte, wenn sie für die Zukunft einen verläßlichen Pfeiler der Kirche abgeben sollte. Die Ottonen, berausch

vom Taumelkelch des Cäsarismus, gingen darauf ein. Sie thaten manches, vieles sogar für die Kultur Deutschlands; aber was sie thaten, geschah ganz im Sinne der römisch-kirchlichen Bildung. Im 9. Jahrhundert hatte es bereits Anfänge und zwar nicht gemeine Anfänge einer deutschen Nationalliteratur gegeben. Der Sänger des „Heliand" und der Evangelienharmonist Otfried durften sich neben jedem Dichter sehen lassen, welchen das erste Jahrtausend christlicher Weltanschauung hervorgebracht hat, oder vielmehr die beiden Deutschen waren die ersten christlichen Dichter, welche diesen Namen überhaupt verdienten. Aber die ottonische Periode hat diese nationalliterarischen Anfänge nicht weitergeführt. Die deutsche Literaturgeschichte des 10. Jahrhunderts ist ein leeres Blatt.

Alles, was während der Regierung der drei Ottonen Bildung hieß, beruhte auf blinder Nachahmung römischen Wesens. Man hat von einer in dieser Epoche vor sich gegangenen Verschmelzung des heidnisch-germanischen, des antik-klassischen und des christlichen Kulturelementes gesprochen: ich kann aber eine solche Verschmelzung überall nicht sehen. Im Gegentheil, das nationale Element trat so sehr in den Hintergrund, daß es ganz verschwunden zu sein schien, und die einseitigste Latinität beherrschte alles. Betrachten wir, was damals in deutschen Landen in der Baukunst, Bildnerei und Malerei geschaffen wurde, belauschen wir den gelehrten Mönch oder die gebildte Nonne, wie sie in der Stille ihrer Zellen die Geschichte der Zeit aufzeichnen oder den stumpfen Kiel zur Nachbildung antiker Versmaße zwingen, überall sehen wir, daß nach

römischen Mustern gebaut, gemeißelt und gemalt, geschrieben und geverselt wurde. Nirgends ein selbstständiges Streben, nirgends ein nationaler Ton und Klang. Latein war die Sprache der Kirche, des Hofes, der Gebildeten überhaupt und innerhalb dieser Kreise der lateinischen Kultur gingen das griechisch-römische Heidenthum und das jüdische Christenthum wunderlichste Verbindungen ein. Von einer harmonischen Gestaltung des Lebens war nirgends die Rede: die roheste Barbarei stand unvermittelt neben mönchisch-gelehrter Tiftelei. Die sittliche Umbildung der Germanen durch das Christenthum hatte nur erst begonnen und noch immer wirkte die Verwilderung der Gemüther von der Völkerwanderungszeit her in allen Ständen nach. Man lese nur die Schilderungen, welche ein deutscher Mönch des 10. Jahrhunderts, Rather, nachmals Bischof von Verona, von dem Gebaren der Geistlichkeit in Italien entwirft, und man wird sich leicht vorstellen können, wie es auch diesseits der Alpen in diesen Kreisen, welche immerhin noch die gebildetsten waren, damals hergegangen. Von Bischöfen und Prälaten sprechend sagt er: „Sie beschäftigen sich beständig mit weltlichen Spielen, mit Jagen und Vogelstellen. Sie pflegen nach deutscher Sitte Wurfspieße zu schwingen und entwöhnen sich der heiligen Schriften. Sie haben sich Gottes entkleidet, haben die Welt angezogen und scheuen sich nicht, Laienkleider zu tragen. Sie spielen Kreisel und meiden auch das Würfelspiel nicht; sie gehen fleißig mit dem Spielbrette anstatt mit der Schrift, mit der Wurfscheibe anstatt mit dem Buche um.

Sie haben Schauspieler lieber als Priester, Lustigmacher lieber als Geistliche, Läufer lieber als Philosophen. Sie gieren nach griechischem Schmucke, babylonischer Pracht, ausländischem Putze. Sie lassen sich goldene Becher, silberne Schalen, Kannen von großer Kostbarkeit, Krüge, ja Trinkhörner von bedeutendem Gewichte und von einer jedem Zeitalter verhaßten Größe machen. Sie bemalen den am Boden ruhenden Weinkrug, während die nahe Basilika von Ruß erfüllt ist. Nach dem Mahle besteigen sie Wagen, setzen sich auf schäumende Rosse, aufgeputzt mit goldenen Zügeln, silbernen Kettengehängen, deutschen Zäumen, sächsischen Sätteln, und eilen zu allerhand Zeitvertreib, den ihnen der Rausch eingegeben hat"[22]).

Es ist wohlthuend, die Augen von solchem Männertreiben hinweg und auf jene deutschen Frauen hin zu wenden, welche wie Lichtbilder von dem dunkeln Hintergrunde des 10. und 11. Jahrhunderts sich abheben. Sie erscheinen als Trägerinnen der besseren Sitte, der feineren Bildung und einer aufrichtigen, wenn auch mitunter in Mitteln und Zwecken gänzlich fehlgreifenden Frömmigkeit. Gleich beim Aufgange des Glanzes der sächsischen Dynastie tritt uns als eine anziehende Gestalt die Schwester des Herzogs Otto des Erlauchten entgegen, Hadumod, die Gründerin und erste Aebtissin des berühmten Stiftes Gandersheim, welches unter ihr und ihren Nachfolgerinnen Gerberga und Christiana ein Mittelpunkt gelehrter Studien und Versuche war. Hier, in Gandersheim, lebte in

22) Vogel, Ratherius von Verona, I.

der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts auch jene Nonne Hrotsuith (Roswitha), welche die Reihe der deutschen Schriftstellerinnen eröffnet, obgleich sie nicht in die deutsche Nationalliteratur gehört, da ihre Werke in lateinischer Sprache geschrieben sind[23]). Eine eigenthümliche Erscheinung, diese Klosterschwester, etwas von einem Poeten, etwas von einem Blaustrumpf. Sie ist sehr fleißig gewesen. In vielen hunderten von Versen hat sie Heligenlegenden erzählt, die Thaten Otto's des Ersten besungen, die Gründung ihres Klosters geschildert. Aber ein bleibenderes Andenken hat sie sich mittels ihrer sechs Komödien gestiftet, welche, in einem zwischen Prosa und Rhythmus schwankenden Stil verfaßt, die Anfänge der dramatischen Dichtung in Deutschland ausmachen. Ihre Absicht dabei war nicht so fast eine künstlerische als vielmehr eine moralische. Sie hat das in der Vorrede zu ihren Dramen so ausgesprochen: — „Selbst unter den Katholiken lassen gar manche sich blicken (kann auch mich selber nicht befrei'n von jenem Vorwurf als gänzlich rein), die der gebildeten Sprache wegen der heidnischen Schriften Eitelkeit vor der heiligen Schriften Nützlichkeit den Vorzug zu geben pflegen. Daneben man wieder andere trifft, die halten fest an der heiligen Schrift, verschmähen das übrige Heidenwesen, während sie doch des Terentius

23) Zuerst wurden die Werke der Hrotsuith oder Hrotsvitha veröffentlicht durch Konrad Celtes (1501). Die neueste Ausgabe besorgte K. A. Barack (1858). Von den Komödien hat J. Bendixen eine Verdeutschung in gereimten Versen geliefert (1850—53).

Komödien immer und immer wieder lesen und durch des Inhalts Gemeinheit die Seele entweihen', indem sie an der Sprache Reinheit und Feinheit sich erfreuen. Daher für mich der Drang und Grund, als Gandersheims heller Klang und Mund[24]), nicht dem Begehren zu wehren, dem nachzuahmen in Red' und Wort, den andere durch Lesen ehren, auf daß in ähnlicher Redeweise, in welcher geschildert ist wollüstiger Weiber Liebe, auch heiliger Jungfrauen keusche Triebe geschildert würden zu ihrem Preise." Also den bedenklichen Wirkungen der allerdings eine lascive Gesellschaft unverblümt genug darstellenden Komödien eines Terenz wollte Hrotsuith durch Dramen entgegenarbeiten, welche vom christlichen Standpunkt ausgingen. Die Inhaltsangabe der am meisten charakteristischen Stücke der guten Nonne mag zeigen, wie sie ihre Aufgabe nahm und durchführte. Im „Dulcitius" dringt der so geheißene Statthalter in die Wohnung von drei heiligen Jungfrauen, Agape, Chionia und Irene, um an ihnen sein Gelüste zu befriedigen; aber, plötzlich von Geistesverwirrung befallen, umarmt er statt der Mädchen Töpfe und Pfannen, wodurch er sich garstig besudelt. Im Aerger über diese seinem Statthalter wiederfahrene

24) Clamor validus Gandershemensis. Grimm (Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts, hrsg. v. Grimm und Schmeller, IX) ist der Ansicht, dies sei nur die Lateinisirung des Namens Hrotsuith. Wir müßten also annehmen, Hrotsuith sei ein Bei- und Ehrenname gewesen, welchen man unserer dichtenden Nonne gegeben und welcher die „Wohlklingende", Helllautende", „Volltönende" bedeutete.

Schmach läßt der Kaiser Diokletian die Jungfrauen dem Grafen Sisinnius zur Bestrafung übergeben und sie erleiden den Märtyrertod. Eine andere Passionsgeschichte spielt sich in der „Sapientia" ab, wo die drei Schwestern Fides, Spes und Karitas auf Befehl des Kaisers Hadrian ausführlich gemartert werden, während ihre Mutter Sapientia dabei steht und sie zur Ausdauer ermahnt. Im „Abraham" ist der Fall und die Bekehrung der Maria dargestellt, einer Nichte des genannten Einsiedlers, welche, nachdem sie zwanzig Jahre lang in der Einsamkeit gelebt hat, verführt wird, in die Welt zurückkehrt und die Laufbahn einer öffentlichen Buhlerin betritt. Abraham sucht sie unter der Maske eines Liebhabers auf und weiß sie dahin zu bringen, daß die Gerührte ihrem schmachvollen Wandel entsagt und ihre noch übrige Lebenszeit der Buße und Kasteiung widmet. Ganz ähnlichen Inhalts ist der „Paphnutius", worin die Bekehrung der Buhlerin Thais vorgeführt wird. Man sieht, Hrotsuiths Dramen sind keine „Komödien", sondern dramatisirte Heiligenlegenden, worin von Anfang an auf einen erbaulichen Schluß hingearbeitet wird. Der Inhalt spiegelt den ausschweifenden Wunderglauben einer Zeit wieder, wo man das Wesen des Christenthums in eine Phantasterei setzte, welche an das Absurde glaubte, nicht obgleich, sondern weil es absurd war. Die Form dieser dramatischen Versuche angehend, so ist sie holzschnittartig trocken und marionettenhaft unbelebt; aber wir finden hier im Ganzen schon dieselbe Technik, wie in den Weihnachts- und Osterspielen („Mysterien") des späteren Mittelalters.

Ob auf diese die dramatischen Holzschnitte der „Helllautenden“ von Gandersheim eingewirkt habe, steht dahin. Haben wir doch keinen Anhaltspunkt, zu bestimmen, ob Hrotsuiths Komödien zur scenischen Darstellung gelangt seien oder nicht. So ganz unwahrscheinlich ist es jedoch nicht, daß sich die Insassinnen eines Stiftes, wo die lateinische Sprache allen geläufig sein mochte, die Langeweile bleierner Winterabende dadurch gekürzt und erleichtert haben, daß sie die noch dazu ad majorem dei gloriam geschriebenen Dramen ihrer frommen und gelehrten Mitschwester in Christo zur Aufführung brachten. Die armen Nonnen sind, wie bekannt, damals und später mitunter auf Zeitvertreibe verfallen, welche viel weniger erbaulich waren als die Agirung so einer hrotsuith'schen Komödie. Allerdings könnte man etwas stutzig werden über den Umstand, daß unsere gandersheimer Nonne die ungfräulichen Gefühle ihrer Mitschwestern nicht eben sehr schonte. Denn sie bewegt sich, wie wir gesehen, mit einer gewissen Vorliebe in verfänglichen Situationen. Ob daran ihr Vorbild Terenz allein schuld war? Oder hatte sie in jungen Jahren der Liebe Lust und Leid selbst erfahren und blickte nun mit einem aus heimlichem Wohlgefallen und altjungferlicher Seelensäure gemischten Gefühl auf jene Erfahrungen zurück? Es könnte manchmal fast so scheinen. Gerade da aber, wo die menschliche und weibliche Regung durch die erbauliche Schablone hindurchschlägt, ist die gandersheimer „Wohlklingende“ am liebenswürdigsten. Da streift sie wenigstens mitunter an Poesie. Wo sie aber den klösterlichen Blaustrumpf in gespreizten

Stellungen sehen läßt, d. h. wo sie, wie in der Sapientia und im Paphnutius geschieht, in den subtilen und sublimen Grübeleien und Tifteleien sich ergeht, welche man im 10. Jahrhundert und noch lange nachher für Philosophie ansah, da ist die „Volltönende“ nur noch eine schrille Schelle, deren gelehrtes Gebimmel sich sehr unangenehm macht . . . . .

Zur nämlichen Zeit, als droben am Harz in einer Zelle des gandersheimer Stiftes Hrotsuith ihre frommen Komödien schrieb oder dieselben den staunenden Schwestern im Kapitelsal vorlas oder gar, vielleicht in Anwesenheit Kaiser Otto's des Zweiten und seiner griechischen Gemahlin Teophano, die Darstellung eines dieser Stücke durch die Klosterschwesterschaft mit kundiger Hand leitete, — zur nämlichen Zeit saß drunten in Schwaben auf dem Klingsteinfels Hohentwiel eine zweite große Gelehrte von damals, Hadawig (Hedwig), des Schwabenherzogs Burchard Wittwe, und ließ sich von dem Mönch Ekkehard dem Zweiten, den sie sich drüben in St. Gallen von seinem Abte zum Lehrer ausgebeten, den Ovidius und Virgilius erklären. Oder sie lasen auch und studirten mitsammen die alten Poeten; aber immer in Gegenwart einer Dienerin und bei offenen Thüren, um jeden niedrigen Verdacht fern zu halten. Denn Frau Hadawig war ebenso stolz als schön — man muß sie sich mit dem Anflug eines starken Schattens von Bärtchen auf der gebieterisch aufgeworfenen Oberlippe denken und, da ihr die Ehe mit dem greisen, kränklichen, grämlichen Burchard wenig Freude und keine Kinder gegeben, mit einem scharfen Zug

der Verbitterung über verfehlte Bestimmung um die Mundwinkel — sie war eine ernste Dame, Land und Leuten eine gestrenge und, wie unsere Quelle sagt, sogar schreckliche Herrin[25]). Als Kind dem griechischen Kaiser Konstantin dem Sechsten zur Frau bestimmt, hatte sie von einem zu diesem Zwecke aus Byzanz gesandten Eunuchen griechisch gelernt, aber die Grazien waren ihr ferngeblieben. Wenn sie im Zorne schwur: „Bei Hadawigs Leben!" hatte man sich vor ihr zu hüten. Auch ihr armer Präceptor Ekkehard, zubenannt „Palatinus", weil er auf Verwenden der Herzogin nachmals Kaplan am deutschen Königshofe wurde, hatte unter den Launen der gelehrten Virago zu leiden und es mochte ihn unter seiner Kutte frösteln, als die Herzogin eines Tages befahl, einem hörigen Diener, welcher sich ein unfreiwilliges, ja befohlenes Versehen gegen den Mönch hatte zu schulden kommen lassen, „Haut und Haar abzuschlagen", d. h. ihm eine erkleckliche Anzahl von Ruthenstreichen zu geben und die Hauptthaare mit einer hölzernen Kluppe auszuraufen. Noch schlimmer, die Schülerin ließ sogar eines Tages den Lehrer selber durchpeitschen. Man sieht, die Sentimentalität machte diesen Aristokratinnen des 10. Jahrhun-

25) Hadawiga .... femina admodum quidem pulchra, nimiae severitatis cum esset suis, longe lateque terris erat terribilis Ekkehardus IV. (nicht der „palatinus"), Casus S. Galli. Pertz, Monum II, 122. Das 10. Kapitel dieser für die deutsche Sittengeschichte des 10. Jahrhunderts unschätzbaren St. Gallischen Klosterchronik beschäftigt sich mit der Herzogin Hedwig.

derts wenig zu schaffen und an Nervenschwäche scheinen sie auch nicht gelitten zu haben. Die „schreckliche Herrin" Hadawig ist hochbetagt i. J. 994 gestorben und im Kloster Reichenau begraben worden.

Das Familienleben der vornehmen Kreise dieser Zeit bietet manche schöne, aber auch manche ärgerliche Seite. Auf kirchliche Gebote und Verbote haben damals die Leidenschaften deutscher Edelinge wenig geachtet und mancher hat seinem Liebchen den Nonnenschleier abgestreift, um den Brautkranz an dessen Stelle zu setzen. So auch Heinrich der Finkler, der gewaltige Bezwinger der Ungarn, welcher zwar nicht, wie es in den Schulbüchern heißt, die deutschen Städte gegründet, wohl aber das Emporkommen derselben wesentlich gefördert hat. In jugendlicher Liebe zu der verwittweten Tochter des Grafen Erwin von Merseburg, der schönen Hadburg, entbrannt, welche als Nonne in einem Kloster lebte, trotzte er, sie zu besitzen, dem Kirchenbann und vermählte sich mit ihr. Aber ein Jahr später, als ihm seine Frau einen Sohn geboren, fiel ihm ein, daß diese Ehe denn doch eine unerlaubte sei, und so sandte er die arme Hadburg ins Kloster zurück. Die Ursache dieses Gewissensskrupels war eine sehr schöne, nämlich die jungfräuliche Mathildis, dem Stamme des alten Sachsenherzogs Witukind entsprossen, Tochter des reichen Grafen Dietrich von Ringelheim, welche von ihrer Großmutter im Kloster Herford erzogen wurde. Auf dieses Mädchen, daß noch dazu eine reiche Erbin, war Heinrichs Auge gefallen und er begab sich als Freiwerber nach Herford. Der alte Lebensbeschreiber der Königin

Mathildis hat dem Virgil die Farben entlehnt, womit er Heinrichs Werbung und Verlöbniß malt. Zuerst, erzählt er, betrat Heinrich nur mit wenigen Begleitern und unter dem Scheine geringer Leute das Bethaus und so betrachteten sie im Tempel selbst das sittsam und stattlich geartete Mädchen. Darauf verließen sie die Stadt, schmückten sich mit königlichen Gewändern, kehrten von einer großen Menge begleitet zurück, suchten die großmütterliche Aebtissin auf und drangen in sie, daß die Jungfrau, um deren willen sie gekommen, ihnen vorgestellt würde. Da trat Mathildis hervor, auf den schneeigen Wangen mit der Flamme Röthe übergossen, und als wären glänzende Lilien gemischt mit rothen Rosen, solche Farben bot ihr Antlitz. Als Heinrich sie erblickte und ihre Erscheinung frisch empfand, heftete er sein Auge auf die Jungfrau, so sehr von Liebe zu ihr entzündet, daß das Verlöbniß keinen Aufschub erlitt. Mit alleiniger Billigung der Großmutter, ohne Wissen der übrigen Eltern, ward sie mit Anbruch des nächsten Tages von dort mit allen Ehren nach der Sachsen Heimat geleitet, bis das Hochzeitsmahl, ganz wie es angesehenen und dereinst königlichen Personen ziemte, in Walhausen gefeiert wurde. (Von einer kirchlichen Trauung ist also auch hier noch gar keine Rede.) Hier endlich pflegten sie gestatteter Liebe und als Morgengabe verlieh er ihr die nämliche Stadt mit allem Zubehör[26]). Mathildis, Mutter Otto's des Großen, Stifterin der be-

26) Das Leben d. Königin Mathilde, deutsch v. Jaffé. Geschichtschr. d. d. Vorzeit, X. Jahrh. 4. Bd. S. 7.

rühmten Frauenabtei Quedlinburg und nach ihrem Tode heilig gesprochen, hat in fraulich-mildem Sinne auf ihren mitunter herben und harten Gemahl eingewirkt und erscheint durchaus im Licht einer züchtigen, sanften und klugen Hausfrau und Fürstin. Die berühmte Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg (geb. 976, gest. 1019) enthält aus dem Leben dieser Königin einen Zug, der mir charakteristisch scheint, weil er einen Wink gibt, wie die Geistlichkeit es anstellte, um die Affekte der Großen von damals unter die kirchlichen Satzungen zu beugen. An hohen Festtagen, zur Fastenzeit und besonders in der Charwoche war der eheliche Umgang kirchlich untersagt. Als nun einmal am grünen Donnerstag König Heinrich sich stark berauscht und seine „heftig widerstrebende" Gemahlin zur Leistung der ehelichen Pflicht gezwungen hatte, wurde die fromme Frau nicht wenig durch die Vorstellung geängstigt, sie habe einen Sohn empfangen, der ohne Zweifel dem Satan gehöre. Zum Glück ward ihr darauf der Trost gegeben, das Taufwasser würde das Kind reinwaschen[27]).

Otto der Erste hatte zur ersten Gemahlin eine engelländische Prinzessin, Editha, auf deren Antrieb er den Bau der Stadt Magadaburg (Magdeburg) unternahm. Sie gebar ihm eine Tochter, Liutgard, welche dem Herzog Konrad von Ostfranken vermählt wurde. Ein gewisser Kono beschuldigte die keusche Frau der Unzucht, aus Rache, weil sie seine Anträge nicht erhört hatte. Sie verlangte,

---

27) Thietmar (Monum. G. h. III, 723 seq.) lib. I, cap. 14.

mittels eines Gottesgerichtskampfes sich von der schnöden Verleumdung zu reinigen. Ein Graf Purchard stellte sich als ihr Kämpfer und überwand den Lügner. Nach ihrem Tode wurde zum Gedächtniß ihrer hausmütterlichen Tugenden eine silberne Spindel über ihrem Grab in der Albanikirche zu Mainz aufgehangen[28]). Nach Editha's Tod heiratete der Kaiser die Wittwe des Königs Lothar von Italien, Adalheid, Tochter des Grafen Rudolf von Burgund, an Geist, Willenskraft und Herrschertalent, wie an edler Weiblichkeit wohl die erste Frau ihrer Zeit, vielgeprüft vor und nach ihrer Vermählung mit Otto, aber diese Prüfungen so bestehend, daß die Heiligsprechung selten einer Würdigeren als ihr widerfahren ist, in das Reichsregiment bei Gelegenheit, namentlich nach dem Tode des großen Kaisers, mit weisem Sinn und fester Hand eingreifend. Ihr Zeitgenosse und Biograph, der Abt Odilo von Cluny, hat nur die Wahrheit geredet, wenn er der erlauchten Fürstin würdevollen Ernst und gelassene Freundlichkeit im Benehmen nachrühmte, wenn er ihre überströmende Freigebigkeit, ihre unermüdliche Barmherzigkeit gegen Arme und Leidende, ihre Demuth im Glück, ihre Geduld im Unglück, ihre Selbstbeherrschung und Einfachheit pries und sein Lob in dem schönen Ausspruch zusammenfaßte, die Kaiserin sei allzeit und überall von der Mutter aller Tugenden begleitet gewesen, von der M ä ß i g u n g[29]). Adalheids Sohn,

28) Thietmar, II, 24.

29) D. Leben d. Kaiserin Adalheid, deutsch v. Hüffer, Geschichtschr. d. d. V. X. Jahrh. 8. Bd. S. 19.

Otto der Zweite, führte i. J. 972 die griechische Prinzessin Theophano heim und die kluge Byzantinerin wußte sich leidlich in die deutschen Verhältnisse zu schicken, obgleich ihr dieselben fremdartig genug vorkommen mußten und sie ihres Spottes über die germanische Ungeschlachtheit kein Hehl hatte. Sie begünstigte die klassischen Studien höchlich, erwies sich auch als eine feine Politikerin, hat aber den Vorwurf auf sich gezogen, die Modethorheiten von Byzanz in Deutschland zur Geltung gebracht und durch ihr Beispiel die deutschen Frauen zu allerlei üppigen Ausschreitungen im Anzug und zu bedenklichen Putzkünsten verleitet zu haben. Zur Zeit Kaiser Heinrichs des Zweiten mußte es damit schon weit gekommen sein, denn Thietmar von Merseburg, welcher damals schrieb, fand an seinen Zeitgenossinnen zu tadeln, daß sie, einzelne Theile ihres Körpers auf unanständige Weise entblößend, allen Liebhabern ganz offen zeigten, was an ihnen feil wäre, und ohne alle Schant allem Volke zur Schau einherwandelten[30]). Es scheint, daß gerade unter der Regierung des genannten frömmelnden Kaisers in der vornehmen deutschen Frauenwelt, zur Seite einer überstiegenen, ja ekelhaften Askese — Thietmar führt als Musterbild solcher Frömmigkeit eine Einsiedlerin Namens Sisu auf, welche „das Ungeziefer, von dem sie fortwährend geplagt wurde, nicht wegwarf, sondern das zufällig abgefallene sich wieder ansetzte“ — eine sehr gesteigerte Sittenlosigkeit im Schwange gewesen. „In unseren

30) Thietmar, IV, 41.

Tagen, sagt der gute Bischof von Merseburg, treiben außer der Menge der verführten Mädchen noch gar manche verheiratete Frauen, denen geile Lust den verderblichen Kitzel anreizt, Unzucht und zwar noch zu Lebzeiten ihrer Männer. Und damit nicht einmal zufrieden, überliefert manche noch, indem sie ihren Buhlen heimlich dazu antreibt, ihren Ehemann der Hand des Mörders, den sie darauf öffentlich zu sich nimmt und mit ihm nach vollem Belieben buhlt"[31]). Heinrichs des Zweiten Gemahlin Kunigunde erscheint bei Thietmar als eine ehrbare und verständige Fürstin, die auch in Staatssachen mit sicherem Takte das Rechte zu treffen wußte. In der Legende dagegen ist sie zur Heiligen hinaufphantasirt, die ihre jungfräuliche Keuschheit auch in der Ehe bewahrte und den Teufel zu Kirchenbauten kommandirte, aber dennoch der Verleumdung nicht entging. Des unzüchtigen Umgangs mit einem Hofherrn beschuldigt, unterzog sie sich einem Gottesurtheil, wie vormals Karls des Dicken Gemahlin Richardis, und trat bloßen Fußes unverletzt sieben glühende Pflugscharen.

Der sehr beträchtliche Einfluß, welcher unter dem Reichsregiment der sächsischen Dynastie den königlichen Frauen zugestanden wurde und der dem Reiche keineswegs zum Schaden gereichte, ging auch auf die Frauen des salisch-fränkischen Hauses über. So war Gisela, Konrads des Zweiten Gemahlin, eine wohlthätige Ordnerin, be-

31) Thietmar, VIII, 2, 6,

sonders kirchlicher Angelegenheiten, und was die Frau ihres großen Sohnes, Heinrichs des Dritten, Agnes angeht, so war es ein schweres Unglück für Deutschland, daß die verrätherische Selbstsucht der Fürsten den unmündigen Knaben, welcher nachmals Heinrich der Vierte wurde, der Vormundschaft einer solchen Mutter viel zu frühe entriß[32]). Der Sechszehnjährige vermählte sich i. J. 1066 mit Bertha von Savoyen, deren Geschichte eine Leidensgeschichte war. Denn Heinrich faßte unmittelbar nach der Hochzeit einen heftigen Widerwillen gegen seine junge Frau und ging mehrere Jahre lang mit dem Vorsatz um, sie zu verstoßen, wie denn die deutschen Großen von damals die Heiligkeit der Ehe gar häufig in zügellose Leichtfertigkeit verkehrten. Wird doch von dem Gegenkönig Rudolf von Schwaben gemeldet, daß er zur gleichen Zeit nicht weniger als drei „rechtmäßige" Ehefrauen gehabt. Bertha's Geduld und Treue überwand zwar nach und nach den Widerwillen ihres Gemahls, aber ihr Loos war kein rosiges. Sie hat alle die Bitterkeit, wovon Heinrichs des Vierten Leben voll war, redlich mitdurchgekostet, stets in Angst um den verrathenen und bedrängten Gatten, oft auf der Flucht, oft in abgelegenen Verstecken, in Sorgen um eine sichere Stätte, wo sie ihre Kinder gebären könnte. Auch auf jener kläglichen Bußfahrt durch die winterliche Wildniß der Alpen nach

32) Eine „Frau von männlichem Geiste" nennt sie der ungenannte Biograph und Apologet Heinrichs des Vierten. Geschichtsch. d. d. V. XII. Jahrh. 2. Bd. S. 8.

Kanossa hat die treue Frau ihren Gemahl begleitet. Ihre einzige Tochter Agnes, schon als Kind dem Ritter Friedrich von Hohenstaufen verlobt, war bestimmt, die Ahnmutter einer neuen Reihe von Kaisern zu werden. Ihre Zeitgenossen haben sie als eine „außerordentliche“ und „unvergleichliche“ Frau gerühmt .....

Alles zusammengehalten, erkennen wir, daß die sächsische und salfränkische Kaiserzeit nicht arm an Frauen gewesen, welche ihr Geschlecht wirklich zierten. Ebenso andererseits, daß die rohe Sinnlichkeit und Habsucht, welche die Männer nur allzuhäufig schrankenlos walten ließen, ihre unausbleiblichen Wirkungen auf die Frauenwelt übten. Die Angaben und Klagen zeitgenössischer Berichterstatter über die unter Mädchen und Frauen gangbare Putzsucht und Unkeuschheit sind zu bestimmt, um übersehen zu werden, und das von oben herab gegebene Beispiel leichtsinniger Lockerung der Familienbande demoralisirte auch die unteren Stände. Doch sind uns dagegen auch wieder schöne Züge von treuem Familiensinn und ehrbarem Familienleben überliefert, diesen beiden Grund- und Eckpfeilern, auf und an welchen unser Volk aus zeitweiliger Versunkenheit immer wieder sich aufgerichtet hat. Wie jede Zeit hatte auch das elfte Jahrhundert nicht nur sein Ideal von fraulicher Art und Tugend, sondern konnte auch Verwirklichungen desselben aufzeigen. Darüber hat Sohnesliebe ein schönes Zeugniß abgelegt in der Grabschrift, welche der gelehrte reichenauer Mönch Herimann der Verwachsene, ein Sohn des Grafen Wolfrad zu Alts-

hausen in Oberschwaben, im Jahre 1052 seiner Mutter Hiltrud widmete[33]).

Es ist leicht erklärlich, aber sehr bezeichnend, daß die päpstliche Kurie den Frauen der salfränkischen Dynastie gegenüber mit Austheilung von Heiligenscheinen keineswegs mehr so freigebig war, wie sie denen der sächsischen gegenüber gewesen. Das Papstthum vermochte jetzt auf eigenen Füßen zu stehen, bedurfte der Stütze des Kaiserthums nicht mehr und verschritt zur Verwirklichung seiner theokratischen Weltherrschaftsidee. Ein Hauptmittel hierzu war natürlich die Organisation eines Heeres, welches, wenn auch schwertlos, dennoch sehr streitbar sein sollte und wirklich war: Dieses Heer, die Geistlichkeit, sollte völlig vom Staate losgelöst und dadurch dem päpstlichen

---

33) „Hiltrud, Dürftiger Mutter, der Ihren Hoffnung und Hilfe,
Gibt was der Erde gebührt, hier in dem Hügel zurück;
Welche die hochgebietenden Eltern edelen Stammes
Adelnd, sie durch den Glanz leuchtenden Strebens erhob.
Keusch schloß nur einmal sie ein heiliges Bündniß der Ehe,
Lebte dem göttlichen Dienst widmend den Sinn und das Herz.
Und sie strebte nach dem bescheidenen Theile der Martha,
Blieb der Lehre, die sie gab, in dem Leben getreu.
Reich und fromm erfreuete sie die Armen mit Kleidung,
Speise, Fürwort und Gang, wo nur es heischte die Noth.
Doch vor allem erquickte mit Glauben sie gläubige Freunde,
Allen zeigte sie sich immer willfährig und mild.
Auch sanftmüthig und duldsam und nimmer zum Streite geneiget,
Aller Welt sie gefiel und, wie wir hoffen, dem Herrn."
Herimanns Chronik, deutsch v. Nobbe. Geschichtschr. d. d. V. XI. Jahrh. 5. Bd. S. 51.

Stuhl unbedingt zugewandt und gehorsam gemacht werden. Zu diesem Zwecke wurde das Verbot der Priesterehe durchgesetzt. Der tausend Bande ledig, womit das Familienleben den Einzelnen mit den staatlichen Interessen verknüpft, sollte die Geistlichkeit nur noch ein willenloses Organ der päpstlichen Politik sein. Indessen war es rathsam, das politische Motiv der „ungeheuerlichen Verordnung" wider die Priesterehe — decretum enorme nennt es ein Annalist vom Jahre 1075 — hinter ein religiöses zu verstecken. Man ging auf das Vorbild Christi zurück, welcher ehelos gelebt hatte, betonte unaufhörlich die wegwerfende, abscheulich zotige Manier, womit viele Kirchenväter von den Frauen als untergeordneten, unreinen Geschöpfen gesprochen, und folgerte daraus, daß es dem Priester, dessen geweihte Hände die Sakramente verwalten, unziemlich sei, durch die eheliche Gemeinschaft mit dem Weibe, diesem „Gefäße der Sünde", sich zu verunreinigen. Wie mächtig die Durchführung dieses naturwidrigen Grundsatzes in das soziale Leben der Christenheit eingreifen mußte, liegt am Tage. Wir wollen nicht einmal von der gräuelhaften, dadurch nothwendig hervorgerufenen Sittenlosigkeit der Geistlichen reden; wir sagen nur, daß ein Stand, welcher sich von einem heiligsten Grundgesetze der Gesellschaft lossagte, nothwendig der Feind derselben werden mußte. Man macht nicht ungestraft den Versuch, sich über die Natur zu erheben.

Ungeachtet der Apostel Petrus selbst eine Frau gehabt hatte, war im Sprengel des römischen Bischofs die

Ehelosigkeit der Priester schon frühe geltend gemacht worden. Wenigstens vom Subdiakon aufwärts sollten sie unverheiratet sein. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts wurde von Rom aus systematisch daran gearbeitet, den Cölibat zu einem allgemein giltigen Kirchengesetze zu erheben. Man scheute nicht vor der ungeheuren Lächerlichkeit zurück, als Grund dafür anzugeben, daß der Priester, welcher „täglich Gott schaffe" (bei der Weihung der Hostie und des Weins in der Messe) ganz lauter und rein sein müsse[34]). In Wahrheit war es die Politik Hildebrands (Gregors des Siebenten), welche die Durch-

34) Wie dann in der Wirklichkeit diese cölibatärische Reinheit und Lauterkeit beschaffen war, kann, abgesehen von zahllosen anderen Zeugnissen, eine von Floto (Kaiser Heinrich der Vierte, I, 164) angezogene Stelle aus einem Chronisten des 13. Jahrhunderts zeigen. Papst Innocenz der Vierte hielt von 1245–51 zu Lyon Hof. Als er die Stadt verließ, sagte der Kardinal Hugo de St. Caro zu den Bürgern: „Freunde, ihr seid uns großen Dank schuldig. Wir sind euch nützlich gewesen. Denn als wir hierher kamen, fanden wir drei oder vier Bordelle vor. Jetzt aber, bei unserem Weggehen, lassen wir nur ein einziges zurück, welches von dem östlichen Thore der Stadt bis zum westlichen reicht." In der Mitte des 16. Jahrhunderts erklärten die Gesandten Baierns auf dem Koncil von Trient, bei ihnen daheim würden unter hundert Priestern kaum drei oder vier gefunden, welche nicht in wilder Ehe lebten. Freilich hatte es das Cölibatsgesetz nicht so fast auf die wilde als vielmehr auf die rechtmäßige Ehe abgesehen; denn nur diese sichert einen festen Familienverband und knüpft also auch den Priester an sein Vaterland, welchem der Cölibat ihn entfremdet. Ein echter Priester darf und kann kein Patriot sein.

setzung des Cölibats gebieterisch forderte; denn nur eine ehelose Priesterschaft war ein willenloses Werkzeug bei Ausführung seines theokratischen Riesenplans. Daß gerade der Stand, welcher vermöge seiner Bildung und seines unermeßlichen Einflusses den übrigen an Sittlichkeit vorleuchten sollte, durch Zerstörung seines Familienlebens mit aller Gewalt in die Unsittlichkeit hineingetrieben wurde, kümmerte den finstern Mönch auf dem päpstlichen Stuhle sehr wenig. Es gereichte aber dem sittlichen Gefühle der deutschen Geistlichkeit zu nicht geringer Ehre, daß weitaus ihre Mehrzahl energischen Widerstand gegen das römische Eheverbot erhob. Dem Bischof Otto von Konstanz geben seine Feinde sogar das ehrenvolle Zeugniß, daß er öffentlich gegen diese Naturwidrigkeit gepredigt habe. Ein Priester der Diöcese Passau ließ um 1077 eine Streitschrift gegen das Cölibatsgesetz ausgehen, worin mit der ganzen Empörung germanischen Sitten- und Rechtssinns gegen die Arglist, Heuchelei und Sittenlosigkeit der neuen päpstlichen Satzung geeifert wurde. Der wackere Mann rief dem Papst ins Gedächtniß, daß der Apostel Paulus in der bekannten Epistel an Timotheus den Bischöfen und Diakonen die Ehe nicht nur nicht verboten, sondern vielmehr geradezu geboten habe und daß die alten Koncilien gegenüber den cölibatärischen Ereiferungen mönchischer Halb- oder Ganznarren den Priestern freigestellt hatten, zu heiraten oder ehelos zu leben. Er bezeichnete das Eheverbot als einen Wahnsinn und prophezeite: „Die Priester werden, gleich den Urhebern dieser Ketzerei, in Folge des Cölibats Hurer,

Ehebrecher und Sklaven der schmutzigsten Laster sein." Aber das Unheil war einmal im Zug, und als der Papst wahrnahm, daß die meisten deutschen Bischöfe nur mit Widerstreben an die Durchführung des Eheverbots in ihren Sprengeln gingen, anempfahl er die Angelegenheit den mit ihm gegen die kaiserliche Macht verbündeten deutschen Fürsten. Sie mußten ihm wohl zu Willen sein, weil sonst ihre Rebellion des päpstlichen Rückhalts entbehrt hätte. Auch hetzte die Kurie mittels der Mönche den adeligen und bäuerlichen Pöbel zu Gewaltthätigkeiten gegen die verheirateten Pfarrer auf. Demzufolge zwang vieler Orten das Volk die Geistlichen tumultuarisch zur Entlassung ihrer rechtmäßigen Ehefrauen. Doch waren in norddeutschen Sprengeln im 12. Jahrhundert noch die meisten Pfarrer verheiratet und noch im 13. Jahrhundert gab es in einigen Gegenden Deutschlands, wie z. B. in Schlesien, verheiratete Bischöfe, Domherren und Pfarrer. Erst von da ab verschwand bei uns die Priesterehe völlig, um einem Treiben Platz zu machen, dessen Zuchtlosigkeit zahllose Pfaffenschwänke des Mittelalters grell genug widerspiegeln. Das Volk merkte zu spät, welcher Pest es seine Häuser geöffnet, indem es den Cölibat durchsetzen geholfen, und im 14. und 15. Jahrhundert war unter unseren Bauern die Forderung gäng und gäbe, daß ein neuaufziehender Pfarrherr auch gleich seine Kebse oder, wie sie sich bäuerisch ausdrückten, daß ein neuer „Seelenhirt" seine „Seelenkuh" mitbringen müsse. Sie wußten wohl, warum.

Drittes Kapitel.

Vom zwölften bis fünfzehnten Jahrhundert.

Die Hohenstaufen. — Gliederung der mittelalterlichen Gesellschaft. — Materieller und geistiger Aufschwung Deutschlands im 12. Jahrhundert. — Einfluß der Römerzüge und der Kreuzzüge. — Das Ritterthum. — Die „Courtoisie" oder „Höfischkeit." — Blick auf die französische Courtoisie. — Deutscher Marienkult und Frauendienst. — Kaiserinnen. — Die heilige Hildegard. — Herrad von Landsberg und ihr „Lustgarten." — Hausrath und musikalische Instrumente. — Das Bett und die Schlaftoilette.

Nachdem die Geschichte der deutschen Frauenwelt bis zu der Zeit heraufgeführt worden, wo mit der Reichsherrschaft der Hohenstaufen die mittelalterliche Romantik in ihre Glanzperiode eintrat, ist uns jetzt die Aufgabe gestellt, von dem Frauenleben, wie es in der Blüthezeit und im Niedergang des Mittelalters unter den verschiedenen Ständen deutscher Nation, auf Burgen, in Städten und auf dem Lande, in der Weltlichkeit und Klösterlichkeit, nach der lichten und dunkeln Seite hin sich abwickelte, ein genauer gezeichnetes und deutlicher ausgemaltes Bild zu

geben, als die Beschaffenheit der Quellen von den früheren Perioden zu geben gestattete. Denn unsere überaus reiche mittelhochdeutsche Literatur, deren glänzendste Schöpfungen in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts fallen, die aber mit ihren Anfängen ins 12. Jahrhundert hinauf- und mit ihren Nachklängen ins 14. herabgreift, bietet uns hinlängliches Material zu anschaulicher Darstellung mittelalterlicher Fraulichkeit.

Bevor wir jedoch in die Einzelnheiten von der deutschen Frauen Gehaben und Gebaren, Thun und Trachten zur angegebenen Zeit eintreten, ist es räthlich, auf solche soziale Einrichtungen, welche die mittelalterliche Lebensführung bedingten und bestimmten, einen raschen Blick zu werfen. Dies gethan, werden wir zunächst eine vorragende Frauengestalt des 12. Jahrhunderts vorführen, um durch sie, welche eine Schriftstellerin und Malerin war, Einsicht in manche häusliche Verhältnisse ihrer Zeit zu gewinnen. Sodann werden wir von der Edelfrau, der Bürgerin und der Bäuerin handeln, werden Festen anwohnen, die Bäder, die Nonnenklöster, die Frauenhäuser besuchen und endlich zum Abschluß der Kapitelreihe des 2. Buches betrachten, wie die mittelalterlich deutsche Poesie zu den Frauen sich gestellt, was sie im Guten und im Schlimmen von ihnen zu singen und zu sagen gewußt hat. Als Gesammtresultat unbefangener Darstellung dürfte dann sich ergeben, daß das Mittelalter zwar eine höchst eigenthümliche, farbenreiche, von poetischen Tönen durchzogene Periode unserer Geschichte war, daß aber die Phantasie eines in Zucht und Sitte hochstehenden, ja mustergiltigen

Mittelalters eben nur eine Phantasie der Willkür ist, welche auf historischen Werth gar keinen Anspruch hat. Auch im Mittelalter mischten sich, wie zu allen Zeiten, die sozialen Lichter und Schatten, und wenn beide damals greller und nackter hervortraten als heute, so rührte das nur von der rohen Frische in Fassung und Führung des Lebens her, von welcher die moderne Verfeinerung und Verflachung nichts mehr weiß. Die Tugenden und Laster Leidenschaften und Thorheiten der Menschen bleiben dem Wesen nach stets die gleichen. Die vorschreitende Bildung ändert nur die Erscheinungsformen derselben und wir sind daher ebenso wenig berechtigt, das Mittelalter als eine „barbarische Zeit“ zu verklagen, als wir berechtigt sind, dasselbe als die „gute, alte, fromme Zeit“ zu lobpreisen.

Die Kaiser des schwäbischen Hauses verfolgten die Bahnen eines Otto des Ersten und eines Heinrichs des Dritten. Auch sie waren in dem thörichten Traum cäsarischer Weltherrschaft befangen, obgleich die Wirklichkeit ganz darnach angethan war, sie nachdrucksam daraus zu erwecken. Schon der furchtbare Widerstand, welchen ihnen die Päpste von Italien aus entgegensetzten, hätte sie darauf hinweisen können, daß ihre Aufgabe diesseits der Alpen lag, und die in Friedrich dem Rothbart großartig, in Heinrich dem Sechsten fein angelegte Despotennatur wäre ganz geeignet gewesen, einen einheitlichen deutschen Reichsbau zum Abschluß zu bringen. Aber Italien! Italien! war auch die Losung der Hohenstaufen, und während sie dort sich herumschlugen und erschöpften, entwickelte sich daheim die

staatliche Zersplitterung, an welcher unser Land noch heute krankt. An die Stelle der karlingischen Reichsverfassung, deren Ruinen noch ins 11. Jahrhundert hineinragten, war das Lehnwesen getreten, diese organisirte Adelsanarchie, welche mehr und mehr die altgemeinfreie Bauersame — wenn auch nicht in allen Gegenden — zur Hörigkeit und Leibeigenschaft herabdrückte und nur in dem seit dem 10. und mehr noch seit dem 11. Jahrhundert allmälig immer mächtiger aufblühenden städtischen Bürgerthum ein Gegengewicht fand. Wenn man erwägt, wie der gesellschaftliche Bau des Mittelalters in Deutschland vom leibeigenen Knecht an durch den hörigen Bauer zum freien, vom nichtadeligen Stadtburger zum adeligen Altburger, vom armen Landedelmann, der mit ein paar Knechten in seinem dürftigen „Burgstall" hauste, bis zum geistlichen oder weltlichen Fürsten, welcher Tausende von Vasallen in seinem Bann und Lehen hatte und in seiner Hofburg verschwenderischen Prunk entfaltete, vom demüthigen Mönch oder Dorfpfarrer bis zum kürfürstlichen Erzbischof hinaufstieg, um auf seinem Gipfel die Kaiserkrone zu tragen, welche freilich gar oft nur ein Scheinding war: so hat man den Anblick einer Gesellschaftsgliederung, welche man zwar auf gut fischartisch mehr eine Gesellschaftsklitterung zu nennen versucht ist, von der man aber doch sagen muß, daß sie zu der mannigfaltigsten, buntesten Entwickelung und Entfaltung des Lebens Anstoß und Raum gab.

Mancherlei Ursachen führten im 12. Jahrhundert jenen materiellen und geistigen Aufschwung der deutschen

Nation herbei, dessen Sinken so ziemlich mit dem Untergang des hohenstaufischen Hauses zusammenfällt. Das Anwachsen der Bevölkerung trieb zu emsigerer Landeskultur, um deren Förderung die Klöster sich noch immer Verdienste erwarben, besonders nach der Richtung hin, wo es sich um Beschaffung der gutschmeckenden Dinge dieses Lebens handelte. In den Städten entwickelten die Gewerbe eine emsige Thätigkeit und erhob sich die Handwerksgeschicklichkeit zur Kunst. Der Handel, welcher von den Sitzen des Bürgerthums aus seine begehrlichen Arme schon nach allen Himmelsgegenden ausstreckte, brachte nicht nur Wohlstand, sondern auch das Bedürfniß, desselben mit Behagen zu genießen. Städtischer Reichthum und Gemeinsinn boten die Mittel, die zeitbewegenden Gedanken, also vor allen den religiösen, monumental zu gestalten, und mit der frommen Begeisterung verband sich, aus der romanischen Verpuppung hervorbrechend, der germanische Genius zur Schaffung jener riesenhaften Gedichte aus Stein, jener Münster und Dome, die man gothische zu nennen pflegt und die, entsprechend der Idee, welche diese Architektur beseelte, die Erde und den Menschen gleichsam gen Himmel emportragen, — versteinerte Himmelssehnsucht, wie es ja eben Grundwesen der Romantik, d. i. des mittelalterlichen Geistes war, das Irdische zu verhimmeln und das Himmlische zu verweltlichen. Das Christenthum hatte im Katholicismus mythologische Gestaltung, der Gottesdienst künstlerische Entfaltung gewonnen. Ein allgemeines Regen und Bewegen, ein Dürsten nach Schönheit und Lebensgenuß war in die Deutschen gekommen,

welche zur Zeit, wo ein Barbarossa des Reiches waltete, guten Grund hatten, die rasch wieder verschwindende Illusion, sie seien die Herren der Welt, für dauernde Wirklichkeit zu halten.

Die Römerzüge nach Italien hatten unsere Altvordereren mit einem Lande bekannt gemacht, auf dessen Ruinen noch immer ein Nachschimmer der Schönheit des klassischen Alterthums lag und dessen auch politisch mächtige Handelsstädte deutsche Kriegs- und Handelsleute bürgerliches Lebensbehagen und bürgerliche Freiheit kennen und schätzen lehrten. Aber wenn der Anblick italischen Lebens bedeutend dazu beitrug, den geistigen Gesichtskreis der Deutschen zu erweitern und aufzuhellen, ihren Schönheitssinn zu wecken und zu stärken und sie für eine behaglichere und reichere Einrichtung des Daseins in Thätigkeit zu setzen, so waren die Kreuzzüge ihrerseits auf dieses Alles von noch größerem Einfluß. Die umgekehrte Völkerwanderung der Kreuzzüge hat ja überhaupt die christkatholisch-romantische Weltanschauung auf ihren Höhepunkt gestellt, indem sie dem abendländischen Waffenthum eine Seele, d. i. eine religiöse Idee einhauchte, der europäischen Kraft und Thatenlust ein ideales Ziel gab, die ganze Christenheit zu einem großartigen Unternehmen vereinigte und nach allen Seiten hin dem materiellen und geistigen Vorschritt neue Bahnen aufschloß und ebnete. Der Orient erwies damals noch einmal seine alte Befruchtungskraft; denn unermeßlich waren die Nachwirkungen dessen, was die Kreuzfahrer in den Ländern des Morgens gesehen und gehört. Die ganze Fülle orien-

talischer Phantastik, Mystik und Symbolik ergoß sich über das Abendland und inspirirte die Poesie zur Schöpfung einer Wunderwelt, die sich farbenprangend über der rauhen Wirklichkeit wölbte und in deren Atmosphäre selbst eine in seinem ganzen Wesen so eisern materielle Erscheinung, wie das germanische Kriegerthum war, eine dichterische Gestalt gewann, indem es sich zum Ritterthum verfeinerte, — eine Verfeinerung freilich, die nach unsern heutigen Begriffen noch immer viel grober und roher war als billig.

Das Ritterthum, diese soziale Schöpfung des mittelalterlich-romantischen Geistes, ist nicht deutschen, sondern romanischen Ursprungs. Denn wenn schon im 11. Jahrhundert in Deutschland von Rittern die Rede ist, so sind damit nur Kriegsleute gemeint, welche, auf eigene Kosten mit Panzer und Halsbergen, Helm und Schild, Schwert und Lanze ausgerüstet, zu Rosse dem Aufruf zum könilichen Heerbanne folgten. „Ritter“ bedeutete vor den Kreuzzügen in Deutschland nur soviel wie Reisiger und von einem Ritterstand im konventionellen Sinne war keine Rede. Die Entstehung und Ausbildung des Ritterthums als eines gesellschaftlichen Instituts haben wir in Spanien und Südfrankreich zu suchen, wo die häufige Berührung mit dem gesellig verfeinerten, dichterisch gestimmten und hochgebildeten Maurenthum zur Ausschmückung des Lebens mit den Reizen höherer Geselligkeit Veranlassung gab. Der blühende Zustand jener Gegenden, die heiter-sinnliche Beweglichkeit ihrer Bewohner, das enthusiastische Interesse an abenteuerlicher

Fabelei und fröhlicher Liederkunst, der anmuthige Einfluß südlicher Frauenschönheit, das alles wirkte dort zusammen, um gewisse Formen und Normen adeligen Verkehrs ins Leben zu rufen, aus welchen sich allmälig das Gesetzbuch ritterlicher Konvenienz zusammensetzte. Der Kampf um das heilige Land verlieh dieser Konvenienz eine religiöse Weihe, welche in den geistlichen Ritterorden der Johanniter, Templer und Deutschherren das christliche Kriegerthum und das christliche Mönchthum in eins verschmolz. Die sehr bedeutende Stellung, welche diese geistlichen Ritterorden in Bälde sich errangen, verhalf der in den Kreuzzügen aufgekommenen Vorstellung von dem christlichen Ritterthum als einer idealen Genossenschaft zu immer größerer Verbreitung und Geltung, welche sich auch in Deutschland stark bemerkbar machte, namentlich im südlichen und südwestlichen Deutschland, sobald die im ersten und zweiten Kreuzzug stattgehabten Berührungen des deutschen Adels mit dem französischen ihre Wirkungen äußerten. Die Kirche ihrerseits zögerte nicht, das religiöse Element, welches die Kreuzzüge in das Ritterthum gebracht hatten, auch formell gewichtig zu machen, indem sie die Aufnahme in die Ritterschaft mit kirchlichen Bräuchen umgab. Zum Dank lautete dann auch das erste der Rittergelübde, die Kirche zu ehren und zu schützen, welches Gelübde übrigens, gerade wie die andern — dem Lehnsherrn treu und hold zu sein, Wittwen und Waisen zu schirmen, keine ungerechte Fehde zu erheben, die Ehre der Damen zu achten — jedenfalls ebenso oft gebrochen als gehalten wurde. Erst im 12. Jahrhundert kam die An-

sicht zur Geltung, daß adelige Geburt, unmittelbare Abstammung von einem Ritter („Ritterbürtigkeit") Grundbedingung der Aufnahme ins Ritterthum sei; doch fanden damals und später Ausnahmen von dieser Regel statt. Politische Rechte, wie sie dem Erb- und Beneficienadel zustanden, brachte der Ritteradel anfänglich nicht mit sich und erst später wurden ihm neben den Ehrenrechten auch staatsbürgerliche zutheil. Weil aber das Ritterthum der Ausbildung des Begriffs persönlicher Ehre, des Ehrenpunkts, der Standesehre außerordentlich günstig war, so drängte sich bald der Adel eifrigst zur Ritterwürde, um der idealen Standesehre theilhaft zu werden. Mit der Geltung dieses Ehrenbegriffes hing die Entwickelung der ritterlichen Anstandslehre genau zusammen. Man nannte diesen Kodex der Gesetze und Regeln ritterlichen Gebarens mit einem französischen Wort „Courtoisie" oder mit einem mittelhochdeutschen „Höfischkeit", weil ja die Höfe größerer oder kleinerer Dynasten hauptsächlich die Stätten waren, wo die ritterliche Lebensart gepflegt und gelehrt wurde[35]).

Einen wesentlichen oder vielmehr den wesentlichsten Theil der ritterlich romantischen Courtoisie machte das Minneleben aus, der Frauendienst, wie derselbe zuerst von den spanischen Trobadores, den provençalischen Trou-

---

35) S. meine „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte", 5. Aufl., wo S. 85—164 die Erscheinungsformen des ritterlichen Geistes während seiner Glanzzeit im Leben, in Literatur und Kunst des Näheren geschildert sind.

badours und den nordfranzösischen Trouvères in ein förmliches System gebracht wurde. Man muß sich aber wohl hüten, durch den idealischen Schein des Frauendienstes sich täuschen zu lassen. In Wahrheit, er war mehr oder weniger überall, vorab in Frankreich, die Untergrabung des Grundpfeilers der Gesellschaft, der Ehe. Der Unterschied, welchen die Courtoisie zwischen Herrin, d. i. Geliebte, und Ehefrau statuirte, war ein tiefunsittlicher. Die Geliebte war das Ideal des Mannes, die Frau dagegen, gleichviel ob Gattin, Schwester oder Tochter durchweg nur das gehorsame, dienende, oft genug vernachlässigte und mißhandelte Weib. Im galanten Frankreich gab es eine gesetzliche Bestimmung, welcher zufolge ein Mann seine Frau ungestraft schlagen und verwunden durfte, falls er ihr nur kein Glied zerbrach und keine lebensgefährliche Wunde beibrachte[36]). Die Wirklichkeit des Lebens entsprach dann auch dieser gesetzgeberischen Weisheit und es sind uns Züge überliefert, welche die französische Galanterie, wenigstens im 11 Jahrhundert, in einem sehr eigenthümlichen Lichte erscheinen lassen[37]).

---

36) Ordonnances des rois de France, tom. XII, pa. 492, 541.

37) Einen solchen Zug erzählt das Chronicon Turonense von Wilhelm dem Eroberer. Er warb um Mathilde, die Tochter des Grafen Balduin des Fünften von Flandern. Das junge Mädchen aber erklärte stolz, sie würde keinen Bastard heiraten. Da ritt Wilhelm nach Brügge, lauerte Mathilden auf, fiel sie, als sie aus der Kirche kam, an, zerrte sie an ihren langen Haaren, gab ihr Faustschläge und Fußtritte und entfloh nach Begehung dieser Heldenthat. Wunderlicher Weise imponirte der Schönen diese ab-

Die Theorie des französischen Minnedienstes war nur eine Theorie der Sittenlosigkeit. Allgemein anerkannte Grundsätze derselben sind gewesen, daß die Liebe der Liebe nichts versagen dürfe, daß die Ehe keine legitime Entschuldigung für die Liebe sei, daß eine Frau recht wohl zu gleicher Zeit von zwei Männern oder ein Mann von zwei Frauen geliebt werden könne. In den Sitzungen der vielgerühmten Minnegerichte oder Minnehöfe (Cours d'amour) wurden Fragen debattirt wie diese: — „Eine Dame, welche mit drei Bewerbern um ihre Gunst zusammensitzt, blickt den einen liebevoll an, dem zweiten drückt sie die Hand, dem dritten drückt sie den Fuß mit dem ihrigen, welchem hat sie nun die größte Zuneigung bezeugt?" Im Jahre 1174, also in der Blüthezeit des Ritterthums, hielt die Gräfin von Champagne, allgemein als das

---

sonderliche Art von Liebeswerbung so, daß sie unter Thränen erklärte, sie wolle keinem andern Mann angehören als eben dem Normanenherzog, den sie auch wirklich heiratete . . . Ein deutsches Seitenstück hierzu bietet unser Nibelungenlied (Str. 870 und 901). Nach dem Zank zwischen Brunhild und Kriemhild sagt Sigfrid zu Gunther:

Man soll Frauen so ziehen . . . .
Daß sie üppige Reden lassen unterwegen.
Verbiet' es deinem Weibe, ich will es meinem thun —

und wie nachdrücklich der Held diesen Vorsatz ausführte, bezeugt Kriemhild, indem sie bald darauf gegen Hagen äußert:

Das hat mich schon gereuet . . . .
Auch hat er so zerbläuet zur Strafe meinen Leib;
Daß ich es je geredet, beschwerte seinen Muth;
Er hat es wohl gerochen, dieser Degen kühn und gut.

Muster einer Edeldame von damals gerühmt, einen feierlichen Minnehof, welcher die aufgeworfene Frage, „si l'amour était possible dans le mariage?“ in Form eines förmlichen Urtheilsspruches (arrêt d'amour) mit Non! beantwortete. Kein Wunder, daß eine so frivole Sophistik in der Praxis nach der einen Seite hin zur Verrücktheit, nach der andern hin zu grober Zuchtlosigkeit ausschlug. Beider Sorten von Romantik sind die Contes und Fabliaux der mittelalterlichen Dichter Frankreichs voll. Ebenso die Lebensbeschreibungen der Troubadours. So steckte sich einer der bekanntesten derselben, Peire Vidal (1175—1215), seiner Geliebten zu Gefallen, welche Loba (Wölfin) hieß, in ein Wolfsfell und kroch heulend auf allen Vieren in den Bergen umher, bis ihn die Schäferhunde übel zurichteten. Die französischen Ritterfeste liefen häufig in Orgien aus, wo sich unter dem Schutze der modischen Gesichtsmasken Mädchen und Frauen schamlos preisgaben[38]). Die Romanliteratur ist zu allen

38) In der Histoire de Saint-Denys, pag. 170 seq. gibt der Mönch von Saint-Denys, welchen selbst ein für die Ritterzeit so eingenommener Autor, wie Hr. De la Curne de Sainte-Pelaye ist, als einen durchaus glaubwürdigen Zeugen gelten läßt (vgl. „Das Ritterwesen des Mittelalters“ von De la Curne de S. P., deutsch mit Anmerkungen und Zusätzen von Klüber, II, 268), die Beschreibung eines 1389 in der genannten Abtei durch den König von Frankreich veranstalteten Turniers und Banketts. Am Schlusse sagt er: In der Nacht verlarvte sich alles und machte alle Arten von Gaukeleien, die sich besser für Possenreißer als für so angesehene Personen schicken. Dieser schädliche Brauch, aus Nacht Tag zu

Zeiten ein Spiegel der herrschenden Stimmungen und Sitten gewesen. Nun wohl, man nehme einmal den Stammvater aller Ritterromane zur Hand, den berühmten Amadis de Gaula, welcher — wenigstens die ersten vier Bücher — mit ziemlicher Sicherheit dem Portugiesen Vasco Lobeyra (um 1325) als Verfasser zugeschrieben wird. Dieses Buch, nachmals von dem Spanier Montalvo umgearbeitet und erweitert und so in alle Sprachen des civilisirten Europas übersetzt, war einige Jahrhunderte lang das Entzücken der ritterlichen Gesellschaft und hat sogar noch einem so ernsten Manne wie Cervantes ein beredtes Lob entlockt. Und doch wirthschaftet darin eine ganz bodenlose Lüderlichkeit. Hoffräulein und Prinzessinnen reizen sich gegenseitig zur Unzucht auf und Grafentöchter schleichen oder dringen vielmehr in die Schlafkammern von ihnen völlig fremden Männern und nöthigen dieselben förmlich, ihren Begierden genugzu-

machen und umgekehrt, nebst der Freiheit unmäßig zu essen und zu trinken, bewirkte, daß viele Leute sich Dinge erlaubten, die sowohl wegen der Gegenwart des Königs als wegen des heiligen Ortes, wo er sein Hoflager hatte, höchst unschicklich waren. Jeder suchte seine Leidenschaften zu befriedigen und man sagt alles, wenn man versichert, daß es hier Ehemänner gab, deren Rechte durch die üble Aufführung ihrer Frauen gekränkt wurden, und daß es auch unverheiratete Damen genug gab, welche die Sorge für ihre Ehre fahren ließen" . . . . Nach einer solchen Probe begreift man, daß sogar der standhafte Romantiker Sainte-Pelaye sich einmal zu dem Ausruf veranlaßt findet (a. a. O. I, 153): „Nie sah man verderbtere Sitten als in den Zeiten unserer Ritter und nie waren die Ausschweifungen in der Liebe allgemeiner."

thun[39]). Und schon 120 Jahre vor der Entstehung des Amadis hatte die wüste Wirklichkeit ritterlicher Courtoisie so garstige Bilder von fraulichem Sinnen und Trachten in den Spiegel der Dichtung geworfen, daß ein altfranzösischer Poet, welcher vorher feurigste Minnelieder gedichtet, Guiot de Provins, sich veranlaßt sah, in seiner um das Jahr 1206 geschriebenen „Bible“ in wegwerfendster Weise von den Frauen zu reden[40]).

---

39) Ich habe, indem ich dieses schreibe, die älteste deutsche Uebersetzung des seiner Zeit weltberühmten Buches vor mir liegen: — „Des Streitbaren Helden Amadis aus Frankreich sehr schöne Historien" u. s. w. Frankfurt a. M. 1583. Es reicht, von allem übrigen abgesehen, zur Bestätigung des im Text Gesagten schon hin, das Abenteuer der Prinzessin Elisena und der Darioletta mit dem König Perion (Fol. 2) und das Abenteuer der Tochter des Grafen von Seeland (Fol. 51) mit demselben Herrn anzusehen.

40) Des Guiot v. Pr. auf uns gekommene Werke herausgeg. v. Wolfart und San-Marte (1860) S. 4. —

Nuns ne pot onques acomplir
Voloir de famme, c'est folie
De cherchier lor estre et lor vie,
Quant li saige n'i voient goute.
Famme ne crient, famme ne doute,
Famme ne fu onques vaincue,
Ne apartement connéue;
Quant li oeil plorent, li cuers rit,
Pou pensse à ce qu'ele me dit.
Ains nulle ne sot duel avoir,
Molt lor pert bien de lor savoir;
Quant qu'elle ait en sept ans amé,
Ait-elle en un jor oblié.

In Wirklichkeit und Dichtung hatte demnach das romantische Liebesideal bei den romanischen Völkern schon frühzeitig die bedenklichsten Trübungen erfahren. Bereits im 11. Jahrhundert sogar überwog das Moment der Sinnlichkeit die spiritualistische Illusion ganz entschieden. Man betrachte den berühmten Liebesbund Abälards und Heloise's und man wird finden, wie tief die platonisch-mystische Schwärmerei in die heißen Wogen sinnlichen Genusses sich getaucht hat. Heloise's Briefe an den Geliebten nehmen da den höchsten Schwung, wo sie ihn an die

---

Famme est lou jor de faut talens,
Plus est legiere que n'est vens.
Molt mue sovent son coraige,
Tost a decéu le plus saige

(Dahin gelangt nie irgendwer,
Ein Weib zu werthen. Thöricht Streben,
Ergründen wollen ihr Wesen und Leben!
Wissende nehmen das nicht schwer.
Eine Frau sich fürchtet nimmermehr,
Sie wird auch niemals ganz besiegt
Und niemals ihr Inneres ganz offen liegt.
Es lacht ihr Herz, während ihr Auge weint,
Und anderes sagt sie als sie meint.
An Gram weiß keine lang zu kranken
Und äußerst kurz sind sie von Gedanken.
Was sie geliebt in sieben Jahren,
An einem Tage lassen sie's fahren.
Frauen sind falsch zumeist gesinnt
Und beweglicher als der Wind.
Ihr Herz ist gar zu wandelbar,
Den Klügsten täuschen sie sogar.)

Stunden erinnert, in welchen sie sich ganz ihm zu eigen gegeben, sie, welche es ein höherer Ruhm däuchte, die Geliebte, ja die Buhlerin und Konkubine eines solchen Mannes zu heißen als seine Ehefrau. Die Briefe Heloise's, vielleicht das Schönste, Kühnste, Feurigste, was je einer weiblichen Feder entquollen, sind wie unter Wollustschauern geschrieben. Es sind Stellen darin, wo auf Kosten der Ehe die freie Liebe mit bakchantischer Verzückung erhoben und gefeiert wird.

Zu solcher Genialität hat es das Minneleben in Deutschland nicht gebracht. Wir werden zwar Gelegenheit haben, zu sehen, daß auch auf deutschem Boden der romantische Liebesverkehr sich keineswegs immer auf der Linie der Keuschheit gehalten hat und daß auch hier der ritterliche Frauendienst zu Ausschreitungen führte, welche ins Tollhaus gehörten. Aber im Ganzen und Großen stellt sich das deutsche Minneleben reiner und zarter dar als das romanische und wenigstens in der Theorie hat man die romantische Forderung, den sinnlichen Geschlechtstrieb zur idealischen Liebe zu verklären oder, mit Lessing zu reden, „ein körperliches Bedürfniß in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln", in Deutschland ernster genommen als anderswo. Die rechtliche Stellung der deutschen Frauenwelt blieb zwar auch in der ritterlich-romantischen Gesellschaft jene untergeordnete, welche im 1. Buch geschildert wurde, und alle „Höfischkeit" reichte nicht aus, die Frau dem Manne von rechtswegen gleichzustellen. Aber die altgermanische Frauenverehrung, welche schon zur ottonischen Zeit wieder bedeutsam an-

geklungen, gestaltete sich im 12. und 13. Jahrhundert zu einem höchst wirksamen sozialen Motiv, welches in der Anbetung der Gottesmutter eine religiöse Unterlage hatte. Es ist auf die Innigkeit des Mariendienstes in Deutschland schon früher aufmerksam gemacht worden und hier darüber nur noch zu sagen, daß in der Anschauung des Mittelalters Maria förmlich als weltbeherrschende Göttin erscheint, als die christliche Kybele, als die Sonne, deren Licht das Weltall erhellt und belebt[41]). Die Poesie der

41) Ihren vollendetsten Ausdruck dürfte jedoch diese Vergottung der Maria erst im 15. Jahrhundert gefunden haben und zwar in dem sogenannten „goldenen Gebet“ an die h. Jungfrau, welches Georg Pirkhamer, Prior des Karthäuserklosters zu Nürnberg, in lateinischen Versen verfaßt hat (deutsch von Daumer, Deutsches Museum f. 1854, S. 213). Hier wird Maria so angesungen: —

„Dich als seine Herrscherin verehrt,
Was da wohnet in dem Aetherlande;
Dich als seine Meisterin erkennt,
Was da hauset in der Finsterniß.
Es bewegt durch dich in ihrem Gleise
Sich die ungeheure Weltensphäre;
Der Beleuchtungsstral, der sonnige,
Welcher sie erfüllt, er kommt von dir.
Wie du es, der Dinge dieses Seins
Allgemeine Lenkerin, verordnest,
Also wandelt der Gestirne Heer,
Also ändert die Gestalt das Jahr.
Dienstbar unterwirft
Deinem Winke sich das Element,

Minnesänger nun legte einen Widerschein von der Glo-riole der jungfräulichen Gottesmutter um jedes schöne Frauenhaupt. Das Weib wurde recht eigentlich zur Krone der Schöpfung hinaufidealisirt, und wie Maria die Herrin des Himmels, so war die Frau die Herrin der Erde, die Blüthe der Schöpfung, der Mittelpunkt der Gesellschaft. Wie manchen derben Nackenschlag diese Idealisirung der Weiblichkeit von seiten der Wirklichkeit des mittelalterlichen Lebens empfing, wie oft die ritterliche Minne aus den ätherischen Regionen in das Gebiet sehr materieller Bedürfnisse herabplumpte, immerhin war der Einfluß der Frauen zur Hohenstaufenzeit ein sittigender, bildender und von ihnen geht hauptsächlich der dichterische

---

Unter deine Füße machtberaubt
Schmieget die zertret'ne Hölle sich.
Wenn die goldnen Lichter im Azure
Freundlich auf die Erde niedergrüßen,
Wenn belebend frische Winde wehen,
Ströme wachsend durch die Lande wogen,
In der Erde Schoß der Same keimt,
Sich der Keim zu offner Pracht entfaltet —
Deiner Macht und Güte Wirkung ist's!
Es erfüllet deiner Majestät
Jede Brust durchbebendes Gefühl
Das Gevögel in dem Luftbezirk,
Das Gethier in Waldung und Gebirg,
Das Gewürme, das im Staube kreucht,
Das Gewimmel in dem Flutbereiche.
Denn es ist dir alles unterthan,
Dir, Gebieterin im Weltenall!"

Nimbus aus, welcher, in unzähligen Liedern und Legenden fixirt, jene Periode der deutschen Geschichte umschimmert. Freilich, von Dauer konnte diese romantische Herrlichkeit nicht sein. Abgesehen von den politischen Wandelungen, schon deßhalb nicht, weil die ganze höfisch-ritterliche Bildung viel mehr nur eine aus der Fremde eingeführte Mode als eine natürliche Stufe nationaler Entwickelung war. So grünte denn das unserem Volksthum künstlich aufgepfropfte fremde Reis eine Weile lustig und trieb auch Blüthendolden, deren exotisch-prächtigem Farbenspiel der Duft deutscher Gemüthsinnigkeit sich verband — die Dichtungen eines Walther, eines Wolfram, eines Gottfried bezeugen herrlich die Wahrheit dieses Bildes — aber die Zeit des Welkens kam rasch heran und an die Stelle der Höfischkeit trat eine furchtbare Entartung. Welche Verwilderung, Zersetzung, Auflösung der deutschen Gesellschaft vom Untergang der Hohenstaufen an und bis ins 15. Jahrhundert hinein! Das Ritterthum zum Räuberthum geworden, das Bürgerthum mälig zur Spießbürgerei verknöchernd, die Geistlichkeit tief und tiefer in den Schlamm der Unwissenheit, Betrügerei und Zuchtlosigkeit versinkend, das Minneleben zu gemeiner Genußsucht entwürdigt, die Männer dem rohesten Raufboldwesen und Jagdjunkerthum, dem Spiel und Trunk verfallen, die Frauen verbuhlt oder verfrömmelt, gewöhnlich beides mitsammen. Das spätere Mittelalter ist ein Abgrund von Verdorbenheit. Alles neigte sich da dem Rohen und Gemeinen zu, alles artete aus, alles Löbliche und Schöne verkehrte sich in sein

Gegentheil[42]). Die mittelalterlichen Lebensmächte waren gealtert, das Interesse für die Motive und Ziele der Romantik war erloschen und die Gesellschaft wäre dem widerlichsten Marasmus verfallen, falls ihr der in den klassischen Studien wiedergeborene Humanismus nicht zur rechten Zeit ein geistiges Verjüngungsbad dargeboten hätte.

Nachdem wir so den Verlauf der höfisch-ritterlich-romantischen Kulturperiode flüchtig angedeutet haben, wenden wir uns, rückschreitend, wieder dem 12. Jahhundert zu..... Von den „ersten Frauen der Christenheit", den Kaiserinnen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, ist zu dieser Zeit nicht vieles zu sagen. Die Gemahlinnen der schwäbischen Kaiser, zumeist Aus-

---

42) Der große Chronist des 14. Jahrhunderts, Jean Froissard, kann, obzwar ein Romantiker im Superlativ, doch nicht umhin, die Entartung und Verwilderung des romantischen Geistes zu bezeugen, welche schon zu seiner Zeit eingerissen. Besonders übel ist er auf die deutsche Ritterschaft zu sprechen, deren Gebaren er als ein ungeschlachtes, rohes und habsüchtiges mehrfach kennzeichnet z. B. Chroniques, l. I, p. II, ch. 50: — „La coutume des Allemands ni leur courtoisie est mie belle; car ils n'ont pitié ni mercy de nuls gentilshommes, s'ils échéent entre leurs mains prisonniers, mais les ranconnent de toute leur finance et outre, et mettent en fers, en ceps et en plus étroites prisons qu'ils peuvent, pour estordre plus grand' rançon"). Wenn man übrigens beachtet, welche abscheulichen Rohheiten und Grausamkeiten derselbe Chronist von dem „Spiegel der Ritterschaft", von dem „schwarzen" Prinzen erzählt, so erhält man von der mittelalterlichen Ritterlichkeit überhaupt ein nicht sehr anmuthendes Bild.

länderinnen, haben in der Reichsgeschichte keine so vortretende Stelle mehr eingenommen wie vordem die der sächsischen. Der zweiten Frau des Rothbartes, Beatrix von Burgund, wird echtgermanische Schönheit, Sittsamkeit und Würde nachgerühmt. Die Gemahlin Heinrichs des Sechsten, Konstanza von Sizilien, scheint viel vom alten Normannencharakter besessen zu haben, paßte auch, wenngleich zehn Jahre älter als ihr Mann, vortrefflich zu dem Strengen, Rücksichtslosen und gab, sie, die gewesene Nonne, dem kaiserlichen Freidenker des Mittelalters, Friedrich dem Zweiten, das Leben. Eine Kaiserin des 14. Jahrhunderts hat sich eine Stelle in der Kuriositätenliteratur, eine des 15. Jahrhunderts eine Stelle in der Skandalchronik gesichert. Jene ist Elisabeth von Pommern, Gemahlin Karls des Vierten, welche eine ziemlich unnahbare Schönheit gewesen sein muß, denn ihre Muskelkraft war so groß, daß sie Eisenstangen und Hufeisen mit Leichtigkeit in Stücke brach und Ringpanzer wie Linnenstücke auseinanderriß; diese ist Barbara von Cilly, Gemahlin des Lüstlings Sigismund, welche dafür sorgte, daß auch das deutsche Cäsarenthum gleich dem römischen eine Messalina aufzuweisen habe.

Doch wir retten uns aus der schwülen und unreinen Atmosphäre der sigismund'schen Kaiserpfalz in die Klosterzelle des Rupertusberges bei Bingen zurück, wo die heilige Hildegard, welche daselbst im J. 1179 als Aebtissin starb, ihre Visionen hatte und ihre Orakel ertheilte[43]). Eine

43) Acta Sanctor. V, 629 seq. Vgl. Dahl, d. heil. Hildegard, 1832.

höchst merkwürdige Erscheinung, diese nervenkranke Nonne, in deren leidendem Körper ein ungewöhnlicher Geist schmerzlich nach Erkenntniß gerungen hat. Ich möchte Hildegard die Veleda ihrer Zeit nennen. Dem Räthsel des Daseins nachsinnend, erhob sie sich in ihren Gesichten zu einem Pantheismus, welcher in dem Weltall die sichtbar gewordene göttliche Wesenheit erblickte. Ueber ganz Deutschland, ja über Europa hin reichte ihr Briefwechsel mit Päpsten, Prälaten und Fürsten. In seiner Pfalz zu Ingelheim empfing Friedrich der Rothbart ehrfurchtsvoll die Seherin, welche ihm die Zukunft weissagte und ihn aufforderte, Gerechtigkeit zu handhaben. Eine jüngere Zeitgenossin Hildegards war Herrad von Landsberg, gestorben 1195 als Aebtissin des von der heiligen Odilie gestifteten Klosters Hohenburg im Elsaß[44]). Herrad, Schülerin und Nachfolgerin der gelehrten Relindis, war Dichterin, Malerin und wohl die vielseitigst gebildete Frau ihrer Zeit. Ihre Klostergemeinde mit Umsicht regierend, schrieb sie in Mußestunden ihren „Lustgarten" (Hortus deliciarum), eine Art Nonnen-Encyklopädie, in welcher, natürlich vom klösterlichen Standpunkte jener Tage aus, das Wissenswerthe aus Theologie, Philosophie, Astronomie, Geographie, Religions- und Weltgeschichte, sowie aus den Künsten, in lateinischer Sprache zusammengestellt ist. Besonderen Werth erhielt diese Kompilation für die Nachwelt durch die bei-

44) Herrad von Landsberg und ihr Werk Hortus deliciarum. Von Chr. M. Engelhardt. Mit 12 Kupfertafeln, 1818.

gegebenen Malereien, welche uns ein gutes Stück der Weltanschauung, der Bildung und des Lebens von damals vorführen, so unvollkommen, verzeichnet und verdreht diese Blätter dem künstlerischen Auge erscheinen müssen.

Diese weibliche Tracht jener Zeit ist in den Bildern der Herrad deutlich wiedergegeben. Sie bestand zunächst aus einem Unterkleid mit engen, bis zu den Handknöcheln reichenden Aermeln. Ob dieses Unterkleid, welches die einzige Bekleidung der Frauen niederen Standes ausgemacht zu haben scheint, zugleich das Hemd vorstellen sollte, ist nicht ganz klar, da es öfter weiß, mitunter aber auch anders gefärbt erscheint. Auch das Oberkleid, der Mantel, liegt am Oberkörper so fest an, daß es Büste und Hüften genau abzeichnet — zu welchem Zwecke es bei einigen Figuren sogar an den Seiten geschnürt ist — fällt dann faltenreich bis auf die Fußspitzen herab und läuft hinten in eine mehr oder weniger lange Schleppe aus. Am Hals hat es zuweilen einen Bortenbesatz. Am Ellbogen erweitert sich der enge Oberärmel zu einem ungeheuren Vorderärmel, welcher den Boden berührt, wenn der Arm frei herabhängt. Der Mantel zeigt grelle Farben und ist bei vornehmen Frauen mit Rauchwerk gefüttert. Andere Frauen haben einen weiten Regenmantel mit einer Kapuze. Strümpfe scheinen die Damen von damals nicht getragen zu haben; wenigstens sind keine sichtbar. Die Schuhe gehen, mit Seiteneinschnitten versehen, bis zu den Knöcheln hinauf. Diese Schnürstiefeln zeigen auf dem allegorischen Bilde der Hoffahrt (Superbia) eine Verlängerung der Spitzen, welche auf die seit dem

11. Jahrhundert in Frankreich aufgekommene und nachmals in England und Deutschland bis zur Ungeheuerlichkeit ausgebildete Mode der Schnabelschuhe hinzudeuten scheint. Die Mädchen tragen die Haare unverhüllt und lassen sie, nicht gezöpfelt, sondern in freier Lockenschwingung auf Schultern und Rücken herabhängen. Die Frauen dagegen verhüllen das Haar mit einem großen weißen Schleier, welcher turbanartig um den Scheitel gewunden ist und dessen Enden auf die Schultern herabfallen. Als Schmuck kommen Ohrenringe und Fingerringe vor. Ein Bild der nach Aegypten flüchtenden Maria zeigt, wie die Frauen zu Pferde oder zu Esel saßen, seitlängs auf einem Kissen, die Füße auf einen an dem Reitthier herabhängenden Schemel stellend. Auch Wagen hat Herrad abgebildet, Karren von sehr primitiver Form, auf welchen es sich jedenfalls sehr unsanft saß. Alle rüstigen Leute, auch die Frauen, reis'ten im Mittelalter bekanntlich zu Pferde, wie das schon die Beschaffenheit der Wege, welche oft geradezu eine Weglosigkeit war, nöthig machte.

Gleich der Frauentracht hat auch der Hausrath noch durchweg etwas Plumpes, Eckiges, Unfertiges. Die ovalen oder länglichviereckigen Tische sind mit bortenverzierten weißen Decken belegt. Der Vorsitzende hat einen Polsterstuhl, die Gäste sitzen auf langen Bänken. Die Speisen, hauptsächlich Fische, Wildprät und Backwerk, sind in flachen Metallschüsseln aufgetragen. Die Essenden haben weder Teller noch Bestecke, denn das eine auf dem Tisch befindliche Messer und die eine Gabel sind offen-

bar nur zum Zerlegen da. Man langte eben waldursprünglich-ländlich-sittlich mit den Fingern zu. Brote, in allerhand Formen gebacken, liegen zwischen den Schüsseln. Der Wein ist in metallenen Gefäßen aufgestellt, zum Trinken dienen hölzerne Becher in Form kleiner Zuber. Die ganze Tischbeschickung sieht so aus, als habe man sich damals aus flüssigen Speisen wenig gemacht und sich ausschließlich an die kompakten gehalten. Man gewahrt weder Suppen noch Brühen und demzufolge auch keine Vorlegelöffel oder Eßlöffel. Bänke und Stühle ermangeln gewöhnlich der Lehnen und sind sehr massiv aus Holz gezimmert. Fußschemel sieht man häufig. Vorkommende Bücher haben gelbe Deckel, vielleicht um das Messingbeschläge anzudeuten. Von musikalischen Instrumenten machen die Querflöte, die neun- oder auch zwanzigsaitige Harfe (Kithara, Psalterion), die dreisaitige Leier (Organistrum), die einsaitige Theorbe (Lyra) und das Tambourin (Tympanum) sich bemerkbar.

Das Bettgestelle ruht in den Bildern der Herrad auf vier massiv hölzernen Stollen oder Füßen und ist so einfach, daß es gewöhnlich nur ein Kopfbrett, kein Fußbrett hat. Die Hauptstücke des Bettes sind eine Matratze, um welche ein weißes oder auch färbiges Laken ganz herumgeschlagen ist, und ein kleines viereckiges Kopfkissen. Der Schlafende hat seine Tunika an und keine andere Decke als seinen Mantel. In dem Maße aber, in welchem das Bett im Vorschritt der Zeit reicher und üppiger wurde, vereinfachte sich die Schlaftoilette, bis sie endlich im 14. Jahrhundert bei paradiesischer Einfachheit angelangt

war. In Wolframs Parzival sind die Hauptstücke eines vornehmen Gastbettes im 13. Jahrhundert angegeben: das Pflumit oder die Hauptmatratze, mit Sammet überzogen und mit zwei schneeweißen Leilachen überdeckt; ferner der an die Kopfwand des Bettgestells gelehnte Kulter, eine kleinere, mit Linnen oder goldgesticktem Seidenzeug überzogene Matratze, die aber auch als ein auf der Hauptmatratze ruhendes Unterbett erscheint; dann das Kopfkissen (Wankissen, Wangenkissen, Ohrkissen) und endlich als Decke ein hermelinverbrämter Mantel[45]). Zu dieser Zeit scheinen wenigstens die Damen noch das Hemd im Bette anbehalten zu haben. Im Nibelungenlied besteigt Brunhild „in sabenwizem hemede“ das Brautbett, in welchem sie freilich den Bräutigam nicht duldet, und wenn geltend gemacht wurde[46]), sie sei gerade durch dieses Motiv bewogen worden, gegen die schon damals herrschende Sitte bekleidet schlafen zu gehen, so ist diesem die Brautnacht der weißhändigen Isold entgegenzuhalten, wie sie Heinrich von Freiberg in seiner Fortsetzung des Tristan mit reizender Naivetät geschildert hat. Da windet und birgt die schöne Braut „ir wizen linden bein“ in ihr Pfeitel, worunter man nur ein Hemd verstehen kann, und liegt also ebenso wenig wie Brunhild nackt im Bette, obgleich sie ganz anders als diese gegen ihren Bräutigam

45) Parzival, 552, 7 fg.

46) Von K. Seifart, in seiner übrigens sehr belehrenden Abhandlung: „Das Bett im Mittelalter“, Zeitschr. f. deutsche Kulturgeschichte 1857, S. 89.

gesinnt ist und „daz blunde blümelein, ir blundez magetum nur eine wile vor Tristand' wern und ernern" will[47]). Daß die Herren schon zu Wolframs von Eschenbach Zeiten nackt zu Bette gegangen, ist durch die Stelle angedeutet, wo von dem jungen auf Gurnemans Burg bewirtheten Parzival bei seinem Schlafengehen gesagt wird: „Ein deklachen von harmin wart geleit über sîn blôzen lîp." Das in erotischen Situationen auch die Frauen schon im 13. Jahrhundert das Lager „kleiderblôz" beschritten[48]), würde noch nicht den Schluß erlauben, die Damen hätten schon damals die Sitte des Nacktschlafens adoptirt; allein wir haben Zeugnisse dafür, daß die Schönen auch unter anderen Umständen nackt im Bette lagen[49]). Im 14. und 15. Jahrhundert war dieser Brauch ganz allgemein und konnte kaum anstößig sein zu einer Zeit, wo auch in Deutschland mit Nudidäten über die Maßen freigebig verfahren wurde, obzwar meines Wissens auf deutschem Boden die mittel-

47) Von der Hagen's Ausg. des Tristan, II, 14.

48) Do was ez ein wenik spâte, ouch was diu kemenate
Bestat mit ganzer zierheit, ein wertlich bette was bereit.
Der grâve sie al umbe vienk, gegen dem Bette er dô gienk,
Sie sluog nâch ir zuo die tür, den rigel schoz sie vaste vür;
Dô sie rehte wol bestôz, der kleider wurden sie beide blôz.
Reht alsô daz kein vadem an irem libe erschein. Gesammtabenteuer, I, 435.

49) Vor leide diu vrouwe daz hâr uz rouft;
Ein sîdin hemde si an slouft,
Mit im von dem bette si gienk. Gesammtabenteuer I, 270.

alterliche „Naivetät" nie so naiv sich gebärdete, daß, wie solches in Frankreich geschah, einziehende Monarchen — (Ludwig der Elfte in Paris 1461, Karl der Kühne in Lille 1468) — in den Straßen der Städte bei hellem Tage von splitternackten Mädchen empfangen wurden, welche Göttinnen oder Sirenen vorstellten und, während tausend Männeraugen frech sie betasteten, „ganz unbefangen" Verse hersagten[50]).

50) Flögel, Gesch. d. Groteskkomischen, S. 202. Kuriositäten, I, 206 fg. Eine ähnliche Scene, von Manlius in den Collectan. locor. commun. pag. 345 bezeugt, kam noch im 16. Jahrhundert in Flandern vor. Als Karl der Fünfte seinen Einzug in Antwerpen hielt, wurde auf Anordnung des Magistrats auf der Straße von der Zunft der Meistersänger („Kammer der Rederijker") eine der dramatischen Allegorieen jener Zeit aufgeführt und in diesem Schauspiel hatten die schönsten Mädchen der Stadt Rollen inne, nur einen Flor der dünnsten Sorte um ihre nackten Reize geschlagen. Der Kaiser schritt ernst vorüber, ohne einen Blick auf die Schönen zu werfen. Nicht so der mit dabei gewesene Albrecht Dürer, welcher, wie er seinem Freunde Melanchthon erzählte, diese Mädchen sehr aufmerksam und etwas unverschämt in der Nähe betrachtete, „weil er ein Maler."

Viertes Kapitel.

Die Edelfrau[51]).

Weib, Frau und Magd. — Ehrentitel der Mädchen und Frauen. — Von Frauennamen. — Die Erziehung vornehmer Mädchen und die Bildung höfischer Damen. — Die „Moralitas." — Das ritterlich-romantische Schönheitsideal. — Putzkunst und Tracht. — Eine höfische Dame in Gala. — Geselliges. — Der Tanz. — Die fraulichen Pflichten der Gastlichkeit. — An einem Hofe. — Verlobung und Hochzeit. — Naives. — Frauendienst und Liebesverkehr. — Ein Märtyrer der Minne. — Der Wurm in der Rose der Romantik. — Eine Heilige und eine Ketzerin.

Die mittelhochdeutsche oder schwäbische Mundart, zur Zeit der höfisch-ritterlichen Kultur in Deutschland die Sprache der Poesie und des gebildeten Verkehrs, unter-

---

51) Ich halte es für nicht ganz überflüssig, gleich am Eingang des Kapitels anzumerken, daß unter „Edelfrauen" hier die Damen der höheren Aristokratie verstanden sind. Der niedere Adel in Deutschland hat von der „Höfischkeit" sicherlich mehr nur vom Hörensagen als aus eigener Erfahrung gewußt. Ausnahmen gab es frei-

scheidet zwischen „Weib" (wip) und „Frau" (frou, frouwe, vrou, vrouwe). Das Wort Weib gibt den allgemeinen Begriff des Geschlechts, es bedeutet soviel wie Eheweib, drückt aber außerdem noch das Standesverhältniß aus. In ersterer Beziehung wird dem Weibe die Magd (maget, junkfrou) entgegengesetzt — die Magd, d. i. das Mädchen, die Jungfrau, wird zum Weibe, sagen die mittelhochdeutschen Dichter, wo sie vom Vollzuge der Ehe sprechen — in letzterer ist durch die Gegenüberstellung von Weib und Frau der Gegensatz der Unterordnung und der Ueberordnung ausgeprägt. Denn Frau war in der Blüthezeit des Mittelalters gleichbedeutend mit „Herrin" und kam nur Weibern höheren Standes zu, gleichviel ob sie verheiratet oder ledig waren[52]). Daher nannte man eine ledige Dame, um sie als solche zu bezeichnen, auch häufig Frau-Magd. Uebrigens stritten die Minnesänger unter einander, ob Weib oder Frau der schönere Titel sei, und der erstere hat sogar die Autorität Walthers von der

---

lich, allein in der Regel lebte so ein Landjunker auf seiner enggebauten und kärglich eingerichteten Burg halb im Stil eines Bauers, halb in dem eines Räubers. Wie hätten da Bildung und Gebaren seiner Frau und seiner Töchter „höfisch" sein können? Die Stätten, wo die ritterlich-romantische Gesellschaft ihren Glanz entfaltete, waren die Pfalzen und Burgen fürstlicher, gräflicher und reichsfreiherrlicher Häuser, Bischofssitze und Abteien, später auch die Edelhöfe des reichen städtischen Patriziats.

52) „Meine Frau Kriemhild", redet Sigfrid im Nibelungenlied (Str. 303, Lachm. Ausg.) die burgundische Prinzessin an, lange bevor sie seine Ehefrau ist.

Vogelweide für sich[53]). Heinrich von Meissen dagegen sprach sich für den Titel Frau aus, weßhalb er wahrscheinlich „Frauenlob" zubenannt wurde, und die Folgezeit hat ihm Recht gegeben. Frau enthält nach unserer jetzigen Anschauung einen edleren Sinn als Weib, ganz entsprechend der ursprünglichen Bedeutung des ersteren Wortes. Denn Frau heißt die Frohe und Erfreuende. „Weil sie erfreuen, darum heißen sie Frauen", hat einer unserer alten Dichter und so hat auch noch ein neuerer schön gesungen[54]). Jungfrau und Frau waren lange Zeit im Mittelalter die einfachen Ehrentitel, womit königliche und fürstliche Prinzessinnen, gräfliche und freiherrliche Töchter, Gemahlinnen von Kaisern und Königen angeredet wurden. Etwas später erhielt bei den Damen des hohen Adels dieser Titel den Beisatz: Edle oder ehr- und tugendreiche Jungfrau oder Frau. Man warf

---

53) „Weib müssen Weiber stets als höchsten Namen nehmen,
Mehr ehrt's als Frau (d. i. Herrin) . . . .
Weib zu heißen alle krönet."

54) „Daz vröüwen en in ist bekant,
Des sint si vrouwen genant." Der Stricker.

„Frauen sind genannt vom freuen,
Weil sich freuen kann kein Mann
Ohn' ein Weib, die stets vom neuen
Seel' und Leib erfreuen kann.

Wohlgefraut ist wohlgefreuet,
Ungefreut ist ungefraut;
Wer der Frauen Auge scheuet,
Hat die Freude nie geschaut." Rückert.

damals noch nicht so mit Durchlauchten, mit Hoheiten oder gar mit Majestäten um sich wie heutzutage und bis zum 16., ja sogar bis zum 17. Jahrhundert fühlten Gräfinnen, Freifrauen und selbst Fürstinnen sich hinlänglich geehrt, wenn sie in mündlicher und schriftlicher Rede, wie auch in Urkunden, von ihren Männern „Wirthinnen" und „Hausfrauen" oder „Liebe, dienstwillige Ehewirthinnen und Hausfrauen" betitelt wurden.

Die ältesten Eigennamen der deutschen Frauen geben Zeugniß von dem poetischen Sinne germanischer Vorzeit[55]). Denn die Frauennamen „widerspiegelten den Gesammtvorrath der Begriffe, welche die Germanen von dem Weibe in sich trugen"[56]). Fraulicher Schönheit brachten älteste Frauennamen eine zarte Huldigung dar. So Heidr (die Heitere, Stralende), Bertha (die Glänzende),

55) In ältester Zeit und noch zu Anfang des Mittelalters waren einfach nur die Namen bräuchlich, welche die Kinder bei der Geburt erhielten. Dann kamen zunächst Beinamen auf und zwar abgeleitet von physischen und moralischen Eigenschaften, wie bei den Vornehmen, oder von bäuerlichen und gewerblichen Beschäftigungen, wie bei dem gemeinen Mann. Hierauf begann der hohe Adel, seinen Odal- oder Feodalgütern Beinamen zu entlehnen, welche jedoch vielfach sich änderten, bis sie stehend wurden. Unter dem niedern Adel wurde der Brauch, dem Taufnamen den Namen des Gutes als Geschlechtsnamen beizufügen, weit später allgemein. Unter dem Bürger- und Bauernstand wurden stehende Geschlechtsnamen erst vom 14. Jahrhundert an bräuchlich.

56) Weinhold, d. d. Frauen in d. M. 7—24, wo eine ausführliche Erörterung der deutschen Frauennamen gegeben ist.

Swinda (die Starke, Rasche), Liba (die Lebendige), Skonea (die Schöne). Die Zusammensetzungen mit brun (hell), wiz (weiß), louk (lohend), heid (stralend) gaben dann eine lange Reihe von charakteristischen Namen wie z. B. Kolbrun, Schwanweiß, Liobweiß, Adalouk, Hiltilouk, Adalheid, Hruodheid. Von den auf Kräuter und Blumen zurückzuführenden Frauennamen haben sich wenigstens einige auch zu unserer Zeit noch erhalten. Dagegen sind die weiblichen Namen, welche auf das in alter Zeit viel vertraulichere Verhälniß des Menschen zur Thierwelt gegründet waren, bis auf wenige Nachklänge abgekommen. Neben dem Schwan gab besonders die Schlange (lind), welche, freilich unserem jetzigen Gefühle sehr zuwider, im germanischen Alterthum ihres anschmiegenden Wesens wegen für ein Symbol des Weibes galt, Veranlassung zur Schaffung von Frauennamen: Schwangart, Schwanhild, Schwanburg, Linda, Alflind, Gerlind Fridelind, Sigelind, Gotelind. Auf mythische Bezüge deuten Truda, Trudila, Adaltrud, Hiltrud, Irmintrud; ebenso Sunnhild, Ingbertha, Ingoberga, Ingundis, Theudelinda. Von Waffen und Kampf geben Brunhild, Kriemhild, Gerhild, Germuth, Gertrud, Walburg Zeugniß. Physische und sittliche Eigenschaften und Begriffe versinnlichen die Namen Adala (die Edle), Balda (die Kühne), Geila (die Frohe), Hulda (die Huldvolle), Lioba (die Liebe), Willa (die Willige). Die vielfachen Zusammensetzungen mit „Rath“, wie Rathfried, Rathgund, Rathlind, Rathburg, Rathhild, Rathtrud, sind ebenso viele Beweise deutscher Frauenverehrung. Ueberhaupt

lag immer ein bestimmter Sinn oder Wunsch der Namengebung zu Grunde, während sie heutzutage meist nur eine Sache des Zufalls oder auch der abgeschmacktesten Begriffslosigkeit ist. Mit dem Christenthum brachen natürlich auch die Namen der christlichen Heiligen und demnach die Frauennamen der abendländischen und morgenländischen Kirche nach Deutschland herein. So gab es schon im 8. Jahrhundert bei den Deutschen fremde Frauennamen, wie Beata, Eugenia, Juliana, Sibylla und andere. Noch im 12. Jahrhundert waren jedoch die heimischen vorherrschend. Unsere gute Bekannte vom vorigen Kapitel her, Herrad von Landsberg, gibt ein Namenverzeichniß ihrer Nonnengemeinde und da finden wir die vielen nationalen Namen Guta, Adelheid, Edellind, Richinza, Mathild, Hedwig, Heilwig, Kunigund, Gertrud, Rilind, Mechthild, Diemuth, Bertha, Hemma, Hildegund, Hazicha und andere neben den wenigen fremden Agnes, Eufemia, Christina, Magaretha, Sibilia. Da sich sämmtliche Nonnen dieses Katalogs, einige wenige ausgenommen, durch den ihrem Taufnamen beigesetzten Geschlechtsnamen, d. i. Gutsnamen, als adelige erweisen, so ersehen wir daraus zugleich, welche Vornamen unter den Edelfrauen von damals gäng und gäbe waren. Höfische Dichter des 13. Jahrhunderts, die sich, wie wir später berühren werden, mehr mit Bauerndirnen als mit Edeldamen zu schaffen machten, haben eine Menge Namen ländlicher Schönen ihrer Zeit verzeichnet, unter welchen sich sehr schöne finden, wie Rose, Gute, Freude, Minne, Liebe, Wonne, Engel, oder auch sehr charakteristische, wie Geiß, Trude, Elle, Hetze,

Matze, Metze, Jutze, Igel[57]). Noch im 16. Jahrhundert überwogen in Deutschland die einheimischen Frauennamen die fremden. Von da ab begannen diese jene gänzlich zu überwuchern, bis die Wiederaufgrabung unseres Alterthums zu Anfang des 19 Jahrhunderts auch die germanischen Namen in unserer Frauenwelt wieder etwas mehr zu Ehren brachte.

Die rechtliche Stellung der deutschen Frau im Mittelalter als Tochter, Schwester, Gattin, Mutter und Wittwe ist schon früher betrachtet worden und so haben wir hier vorzugsweise zu schildern, wie die Frauen der höheren Stände zum Leben und Wirken im Haus und in der Gesellschaft sich befähigten und wie weibliche Art und Sitte im Verkehr mit der Männerwelt sich darstellte ..... Sobald das Mädchen dem Spiel mit der Tocke (Puppe), dem Vorbild der künftigen Muttersorge, zu entwachsen begann, hob die ernstere Erziehung an. Dieselbe wurde im väterlichen Hause oder in Nonnenklöstern oder auch an fürstlichen Höfen besorgt, wo die zum Zwecke ihrer Ausbildung untergebrachten Töchter edler Familien unter der Obhut einer eigenen „Meisterin" standen. Wie oben an Frauen des 10. und 12. Jahrhunderts nachgewiesen worden, waren zwar einzelne deutsche Mädchen schon frühzeitig einer höheren geistigen, sogar wissenschaftlichen und künstlerischen Erziehung theilhaft, allein im Ganzen beschränkte sich das frühere Mittelalter doch darauf, dem weiblichen Geschlechte körperliche Fertigkeiten und häus-

57) Hagen, Minnesinger, I. 25; III, 189—307.

liche Geschicklichkeiten beizubringen, sowie dasselbe mit der Anstandslehre bekannt zu machen. Die Höfischkeit der deutschen Gesellschaft, wie sie z. B. das Nibelungenlied uns vorführt, besteht ganz in Aeußerlichkeiten; nur die Erwähnung der Fidler oder Spielleute deutet auf geistige Bezüge hin. Dagegen führt uns das Nibelungenlied die Frauen, selbst die vornehmsten, noch in hausmütterlichen Beschäftigungen vor, wie die spätere Höfischkeit sie denselben nur noch selten zutheilte. Die Hausfrau, deren Symbole die Spindel und der Schlüsselbund, führte die Aufsicht über das Gesinde, hatte, unterstützt von ihren Töchtern, für Vorrathskammer, Küche und Keller zu sorgen und außerdem für die Bekleidung der ganzen Familie. Da regierten denn Königinnen Spindel und Weberschiff und handhabten Prinzessinnen die schneidernde Scheere. Als Sigfrid von Santen nach Worms ziehen will, bittet er seine Mutter Sigelind, ihm die Reisekleider zu bereiten, und die Königin geht sofort mit ihren Frauen an die Arbeit. Als König Gunther auf die Brautfahrt gen Isenland gehen will, bittet er seine Schwester, ihm und jedem seiner drei Reisegefährten dreierlei Anzüge zu fertigen, und alsbald beruft Kriemhild aus ihrer Kemenate dreißig in solchen Arbeiten besonders gewandte Jungfrauen, schneidet mit eigener Hand die reichen Stoffe zu und läßt unter ihrer Aufsicht die Gewänder nähen und sticken. Später freilich, als die höfisch-romantischen Moden rasch wechselten, als von allen Weltgegenden hier neue und schwierig zu behandelnde Kleiderstoffe aller Art nach Deutschland kamen, reichten hausmütterliche Scheere

und Nadel zur Bewältigung der immer verwickelter werdenden Aufgaben nicht mehr aus, sondern fiel die Lösung derselben einer eigenen Zunft von Kleiderkünstlern und Modeschneiderinnen anheim und so gewannen die Töchter vornehmer Familien Zeit, ihren Geist mehr als bisher zu bilden.

In der „feinen" Gesellschaft, welche sich vom 12. Jahrhundert an in Deutschland entwickelte, finden wir denn auch die „geistlichen Künste", d. i. Lesen und Schreiben unter den Frauen heimischer als unter den Männern, wenigstens unter den nichtgeistlichen. Konnte doch selbst ein so großer Dichter wie Wolfram von Eschenbach weder lesen noch schreiben und von dem armen deutschen Don Quijote, von Ulrich von Lichtenstein wissen wir, daß er, der mundfertige Verskünstler, ein „Büchlein" d. i. eine poetische Epistel, die er von seiner Herrin empfangen hatte, zu seinem nicht geringen Jammer zehn Tage lang ungelesen mit sich herumtragen mußte, maßen ihm sein Schreiber und Vorleser gerade nicht bei der Hand. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die höfische Literatur von seiten der höfischen Damen mannigfache Förderung erfuhr. Zwar mögen auf dem Putztische mancher Beherrscherin der Mode im 13. Jahrhundert die stattlichen Pergamentbände, welche die Werke der ritterlichen Epiker jener Zeit enthielten, und die zierlicheren Liederbüchlein der Minnesänger ebenso nur zum bloßen Staat und Schein gelegen haben, wie die Goldschnittsbändchen des 19. Jahrhunderts auf manchem Boudoirtisch von heute; allein trotzdem steht fest, daß der Minnegesang und die ritterliche Epik ohne

eine sehr ausgedehnte und lebhafte Theilnahme von fraulicher Seite gar nicht die reiche und prächtige Entwickelung hätten gewinnen können, welche sie wirklich gewannen. Die Minne war recht eigentlich die Seele dieser Literatur, welche sich vorzugsweise an die Frauen wandte. Diese munterten den Dichter auf und von ihnen erwartete und empfing er süßesten Lohn. Das Singen und Sagen, d. h. der musikalische Vortrag der lyrischen und das Vorlesen der erzählenden Dichtungen, gehörte zu den beliebtesten und besten Unterhaltungen der feineren Gesellschaftskreise, und da sich hierbei die Poesie auf Engste mit der Musik verband, so mußte eine gebildete Dame neben der Kunst, zu lesen und zu schreiben, auch musikalische Fertigkeiten besitzen. Die Mädchen wurden daher nicht nur im Gesang unterrichtet, sondern auch im Spiel der welschen Fidel, der Rotte (Leier? Zither?) und der Harfe. Daneben hörte die Unterweisung in feineren Handarbeiten nicht auf[58]) und wurde die Anstandslehre zu einem förmlichen Gesetzbuch ausgebildet, welches die Haltung und das Betragen der Damen im Stehen und Gehen, daheim und auf der Gasse, bei Tische, bei Spiel und Tanz, Hohen und Niedrigen, Männern und Frauen gegenüber bis ins Einzelne hinein regelte. Mitunter waren diese Regeln freilich nur ganz auf das Aeußerliche gestellt und bauten ein Ceremoniell auf, hinter dessen ehrbarem Schein sich oft genug die dreiste Unsitte breit machte; allein daneben

58) S. unten im 6. Kapitel, wo von der klösterlichen Erziehung die Rede.

fehlte es der höfischen Sittenlehre doch auch nicht an tieferem Gehalt. In der „Winsbeckin“, einem lehrhaften Gedichte des 13. Jahrhunderts, sagt die unterweisende Mutter zur Tochter: „Traut Kind, du sollst sein hochgesinnt und sollst in Züchten leben, damit dein Ruf gut sei und dein Rosenkranz dir schön stehe. Wem Ehre gebührt, dem sollst du ehrbaren und sanften Gruß bieten und sollst deine Augen nicht wilde und unehrbare Blicke schießen lassen. Schamhaftigkeit und Maß sind die zwei Tugenden, welche uns Frauen hohen Preis zuwenden. Verleiht Gott diese deiner Jugend, so wird deines Glückes Reis grünen und wirst du in Ehren alt werden.“

Gottfried von Straßburg hat im „Tristan“ ein allerliebstes Gemälde entworfen, wie der Held, während ihn die Königin von Ireland von seiner Wunde heilte, zum Dank dafür ihre Tochter, die blonde Isold, in höfischem Wissen, in höfischen Künsten und Sitten unterwies und wie seine schöne Schülerin mit Eifer „beides, Bücher und Saitenspiel“, lernte. Sie sang, sie spielte, sie las und schrieb. Sie verstand ihre dubliner Sprache fein und daneben Französisch und Latein, konnte die wälsche Fidel spielen, mit Händen weiß wie Hermelin Leier und Harfe zu vielgestaltigen Tönen rühren und dazu Melodieen aller Art singen. Auch besaß und übte sie die Gabe, Briefe und Lieder zu dichten, und wußte Sagen und Mären zu erzählen. Außerdem unterrichtete Tristan die Söhne in der „Moralitas“ d. h. in der Kunst guter und schöner Sitten, in der süßen Kunst, welche rein und glückselig macht, welche allen edlen Herzen als eine Amme für das

Leben mitgegeben ist, welche lehrt, wie wir uns zu Gott und zur Welt zu verhalten haben und wie wir beiden gefallen können[59]). Man sieht, der Dichter wollte hier das Ideal einer im besten Sinne höfisch gebildeten Dame aufstellen. Die Frage aber, ob es solche Musterbilder wirklich gegeben habe, darf unbedenklich bejaht werden. Ist es doch noch niemand eingefallen, zu leugnen daß die homerischen Gesänge die wirklichen Sitten der Zeit ihrer Entstehung darstellen, und gerade so haben auch unsere mittelalterlichen Dichter ihre sittengeschichtlichen Zeichnungen und Farben der Wirklichkeit von damals entnommen.

Die körperliche Schönheit der Frauen zu schildern, haben sich die höfischen Dichter viel und mit Lust beflissen. Das Nibelungenlied, welches ja in seiner jetzigen Gestalt nicht sowohl die Ritterzeit selbst als vielmehr die Uebergangsstufe zu derselben darstellt, begnügt sich noch mit Allgemeinheiten. So vergleicht es die Kriemhild mit dem aus trüben Wolken brechenden Morgenroth oder mit dem Mond, der in lichter Klarheit einhergeht vor den Sternen. In den Liedern und Heldengedichten des 13. Jahrhunderts dagegen ist das höfische Schönheitsideal schon in allen Einzelnheiten entwickelt und die Dichter ergehen sich in behaglicher Detailmalerei weiblicher Reize[60]). Schlank,

---

59) Tristan, Ausg. v Maßmann, S. 198 fg.

60) So Dietrich von Glaz in seinem Gedicht Der Borte (Gürtel), Gesammtabenteuer, I, 455 fg., wo es heißt:

. . . . Der si bekande rehte,
Der gesach nie schoener wip: wê, wie stolz was ir lip!

schwank und rund, von Hautfarbe weiß und rosig, auf zierlichen Füßchen mit feinen Knöcheln, unten so gehöhlt, daß „ein Vogel durchschlüpfen konnte", und in den „zart gedrollenen" Hüften leicht und elastisch sich bewegend, mit gerundeten Armen vom rechten Maß, langen schlanken Fingern, rosigen Nägeln, gewölbter Büste und festen, runden, blanken, mäßiggroßen Brüsten — „alsam zwei paradîs epfelin" — mit reichen, langen, seidenweichen Haaren, blühenden Wangen, einem kleinen, roth und kußlich schwellenden Mund, einem feinen Grübchenkinn, kleinen, weißen, ovalen Ohren, Zähnen von schneeweißem Schmelz und dichter Fügung ausgestattet, züchtig zugleich und feurig, süß und frisch, eine thauschimmernde Rose, — so mußte die Schöne sein, welche einen Helden ent-

---

Ir houbet, darûf gelwez hâr, stolz ir wengel rôsen var
Und liljenwîz darunder; mich nimet michel wunder,
Daz ir ougen sint sô klâr, si reht sam ein adel ar;
Ir wolgeschaffen nasebein was ze grôz noch ze klein,
Ir munt darunder rôsen rôt; wie saelik, dem si ir küssen bôt;
Ir kinne wîz, sinewel, ir kel was ein lûter vel.
Dâdurch sach man des wines swank, swenne diu vrouwe trank;
Ir zene sam ein helfenbein, ir zunge sam ein guldîn zein,
Ir ahsel vil siuberlich, ir hende, ir arme ritterlich
Stuonden ir ze wunsche wol; ir herze daz was tugende vol.
Swer ir an ir ougen sach, dem tet ir minne ungemach.
Ir lîp der was ungewollen ze wunsche wol en vollen;
Ir bein, ir vueze hovelich, ir schuohe stuonden ritterlich.
Ir guete was sô sueze, und waeren ir die vueze
Komen in des meres vluot, daz mer daz waere worten guot.
Von iren vuezen reinen und von ir wîzen beinen.

zücken und einen Dichter begeistern sollte. Das goldfadenblonde Haar und die blauen Augen standen noch immer hoch im Preise; doch theilte man neben schönen Blondinen auch schönen Brünetten bereitwilliges Lob zu und das verfeinerte oder auch wohl überfeinerte Schönheitsgefühl pries die Verbindung rosiger Hautfarbe und blauer Augen mit braunen Haaren und Brauen oder fand umgekehrt die Zusammenstellung von blonden Haaren und Brauen mit Augen „braun nach Falkenart" allerliebst. Bei so strengen, so ins Einzelne gehenden und schon ans Raffinirte streifenden Anforderungen an weibliche Schönheit konnte es nicht ausbleiben, daß die Damen ihrerseits mittels einer mehr und mehr sich verfeinernden Putzkunst der Natur zu Hilfe zu kommen trachteten. In Wahrheit, sie wußten mit dem Sehenlassen oder Verstecken, mit dem Färben und Schminken gehörig umzugehen oder vielmehr, wie es scheint, ungehörig. Denn schon im Nibelungenliede wird ein tadelnder Seitenblick auf die Schminkkunst geworfen, indem lobend gesagt ist, daß an dem Hofe des Markgrafen Rüdeger zu Bechelaren keine geschminkten und bemalten Frauen gesehen worden seien[61]), und Bruder Berchtold, der große Sittenprediger des 13. Jahrhunderts, machte den „Färberinnen" und „Gilberinnen" (d. i. denen, welche ihr Haar blond färbten) tüchtig den Krieg und sagte ihnen von der Kanzel herab: „Die Gemalten und Gefärbten schämen sich ihres Antlitzes,

---

61) Gevelschet vrouwen varwe vil lüzel man dâ vant. (Str. 1594, Lachm. A.)

das Gott nach sich gebildet hat, und darum wird auch er sich ihrer schämen und sie werfen in den Abgrund der Hölle."

Die Frauentracht hatte sich seit den Tagen der Herrad von Landsberg in raschem Vorschritte dem Reicheren, Mannichfaltigeren und Anmuthigeren zugebildet, ohne schon jetzt ins Ueppige und Anstößige auszuarten. Als die drei Hauptstücke des weiblichen Anzugs erscheinen im 13. Jahrhundert Rock (d. i. Unterrock oder Hemd), Sukenie (d. i. Oberkleid) und Mantel. Diese drei Stück kommen auch unter den Namen Linwat, Kürsen und Mantel vor und an einer für dieses Kleiderthema wichtigen Quellenstelle tritt noch ein viertes Stück hinzu, so daß sich der Frauenanzug zusammensetzt aus Pfeit (d. i. Hemd), Rock (d. i. Unterrock), Kürsen (auch Kursit oder Kursat geheißen und gleichbedeutend mit Sukenie oder Sürkot) und Mantel[62]). Der Gürtel mußte hauptsächlich dazu dienen, die Schlankheit des Wuchses hervorzuheben, wie denn der ganze Anzug darauf berechnet war, den schönen Formen des weiblichen Körpers ihr volles Recht wiederfahren zu lassen[63]). Ihre über der Stirne gescheitelten Haare ließen die Schönen frei auf Nacken und Schultern niederfließen; wenigstens die unverheirateten, welche als liebsten Kopfschmuck Blumenkränze trugen. So haben die Jungfrauen, welche in Wolframs Parzival die Gralträgerin Repanse

---

62) Gesammtabenteuer I, 273; III, 300, 317.

63) Ein theurer Gürtel schmal und lang
In der Mitte sie zusammenzwang. Parzival, 234, 7.

de Schoie geleiten, auf dem in blonden Locken wallenden bloßen Haare Blumenkränzlein liegen. Auch ein einfacher Reif von edlem Metalle diente Jungfrauen und Frauen zum Kopfschmuck. Er hieß Schapel und hatte die Bestimmung, das frei fliegende Haar in Ordnung zu halten[64]). Aus dem einfachen Reif wurde dann mit der Zeit ein mehr oder weniger reich verziertes Diadem, wie ein solches alle ritterbürtigen Damen aufzusetzen berechtigt waren. Verheiratete pflegten unter dem Schapel einen Schleier zu tragen oder hatten als Kopfputz das haubenartige „Gebende", wozu noch im Laufe des 13. Jahrhunderts die „Rise" kam, ein Kinn und Mund verhüllendes Tuch. Auf die Fußbekleidung verwandten die Frauen große Sorgfalt und die Fußbekleidungskünstler mußten acht haben, die aus Korduanleder oder Seidenzeug von allen Farben gefertigten Schuhe den Damenfüßchen recht enganschmiegend zu machen. Zum häuslichen Damenanzug gehörte die Tasche von Leder oder gesticktem Zeug, welche an einer Borte vom Gürtel herabhing. Auswärts trugen modische Frauen Handschuhe und am Gürtel statt der hausmütterlichen Tasche an einer langen Seidenschnur einen kleinen Handspiegel.

Anmuthender jedoch als diese trockene Aufzählung von Toilettenstücken dürfte für Leser und Leserinnen die Betrachtung des Bildes einer höfischen Dame in Gala sein,

---

64) Si truogen ûf ir houbten von golde liehtiu bant
(Daz waren schapel rîche), daz in ir schoene hâr
Zerfuorten niht die winde. Nibel. 1594.

wie es uns Meister Gottfried im Tristan gemalt hat. Bei einer feierlichen Gelegenheit erscheint die Königin Isot im Sale der Königsburg, das „Wunder von Irland", die „leuchtende Magd Isold" an der Hand führend und in dem gemeinsamen Auftreten von Mutter und Tochter markirt sich zugleich der Unterschied im Gebaren der höfischen Frau und der höfischen Jungfrau. Leise und stätig schwebt die blonde Isold neben der Mutter einher, süß gestaltet um und um, lang, schlank und schwank, als „hätte die Minne sie gedreht für sich selber zu einem Federspiel, dem Wunsche zu einem Endeziel." Ihr Rock und Mantel war von braunem Sammet nach französischem Schnitt und war der Rock da, wo die beiden Seiten zu den Hüften niedersinken, gefranzet und geenget und mittels des Gürtels, der da lag, „wo er liegen soll", an den Leib gezwungen. Fest lag der Rock der Gestalt an („der rock der was ir heinlich"), stand nirgends ab und schmiegte sich von oben bis unten glatt an die Glieder. Aber um die Beine her erweiterte er sich zu reichem Faltenwurf. Der Mantel war innen und außen mit Streifen von Hermelin verziert „(bî zîlen gefloitiret"), weder zu kurz noch zu lang und mit einem Zobelpelz verbrämt, dessen Grauschwarz mit dem Hermelin sich wohl vertrug. Vor der Brust war mittels einer Schlinge von weißen Perlen der Mantel an die Tassel (Heftel, Agraffe) befestigt und hier hatte die Schöne den Daumen der linken Hand eingeschlagen. Mit zwei Fingern der Rechten dagegen hielt sie „nach höfischer Art" weiter unten den Mantel zusammen, so daß er faltenreich die Füße umwallte und



seine reiche Pelzverbrämung wie auch sein seidenes Futter sehen ließ. Auf dem Haupte trug die königliche Jungfrau einen schmalen, mit Smaragden und Saphiren belegten Goldreif, dessen Vorhandensein nur das bunte Flimmern der Edelsteine verrieth, denn sonst hätte man das Metall von dem Goldblond der Locken nicht unterscheiden können. Indem sie froh und sorglos neben der Mutter einher ging, war ihr Gang und Schwang gemessen, ihre Tritte waren weder zu kurz noch zu lang. Aufrecht und freisam kam sie geschritten, dem Sperber gleich, glattgestrichen wie ein Papagei („si was an ir gelâze ûfrecht und offenbaere, gelîch dem spärwaere, gestreichet als ein papegân"). Gleich dem Falken auf seinem Ast ließ sie ruhig und stät die Augen umhergehen und da war Keiner, dem die zwei Spiegel nicht als süße Wunder erschienen wären. Als eine Wonne spendende Sonne verbreitete sich ihrer Schönheit Schein durch den Sal. Von zweierlei Art aber war das Grüßen von Mutter und Tochter, während sie mitsammen die Halle entlang schwebten: — die Königin grüßte die Versammelten mit Worten, die Prinzessin verneigte sich stumm; die Mutter redete, die Tochter schwieg[65]).

Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß neben den wandernden Dichtern und Sängern vornehmlich wohlerzogene Frauen es waren, welche in den geselligen Kreisen der höfisch-ritterlichen Gesellschaft die Kosten der geistigen

---

65) Tristian, Ausg. v. Hagen, V. 10889 fg. Ausg. v. Maßm. S. 247 fg.

Unterhaltung trugen. Beseelten sie doch überhaupt die Aeußerlichkeiten des Ritterthums und waren die schönsten Zierden der großen Festversammlungen des Mittelalters. Bei Reichstagen, fürstlichen Vermählungsfesten, Turnieren, kirchlichen Festfeiern an berühmten Wallfahrtsstätten war dem „Frauendienst" Gelegenheit geboten, sich in seiner ganzen „Höfischkeit" und „Zierheit" sehen zu lassen, und hier konnten ihrerseits die Damen ihre körperlichen und geistigen Vorzüge ins hellste Licht setzen. Sie konnten als Spenderinnen der Turnierdänke angesichts von Tausenden zeigen, wie weibliche Schönheit und Grazie mit höchster Würde sich verbinden ließen; sie konnten mit dem Falken auf der Faust die Herren zur Reiherbeize begleitend, als kühne Reiterinnen sich erweisen; konnten, beim Würfelspiel und Schachspiel („Wurfzabelspiel" und „Schachzabelspiel") durch die Kunst gehaltvollen Gespräches fesseln; konnten die Eintönigkeit der Gelage durch Harfenspiel und Liedervortrag beleben; konnten beim Ballspiel und beim Tanz die ganze Anmuth jener harmlosen oder doch harmlos scheinenden Koketterie entfalten, welche den Frauen so hübsch steht, so lange sie jung sind.

Was insbesondere die höfisch-ritterlichen Tanzfreuden betrifft, so kannte man zwei Hauptarten von Tänzen, Schreit- oder Schleiftänze und Springtänze. Bei jenen faßte der Tänzer eine oder zwei Tänzerinnen bei der Hand und hielt mit schleifenden Schritten einen Umgang im Sale, unter dem Getöne von Saiteninstrumenten und Tanzliedern, welche letztere von dem voranschreitenden Vortänzer oder der Vortänzerin angestimmt wurden. Die

Haltung der Tanzenden war eine sehr ruhige und gemessene, die Bewegung der Füße nur ein Treten und Schleifen[66]). Feierlichste Gestalt nahm diese Tanzweise in den „Fackeltänzen" an, welche bei vornehmen Hochzeiten üblich waren. Die Springtänze oder „Reihen" wurden mehr im Freien als im Hause getanzt und zwar nicht schreitend, sondern springend, wobei sich Tänzer und Tänzerinnen durch möglichst hohe und weite Sprünge hervorzuthun suchten. Wenn uns berichtet wird, daß Mädchen im Reihen klafterweite Sprünge gethan[67]) und daß die Tanzenden wie Kraniche, Bären und Böcke durcheinander gesprungen[68]), so können wir uns leicht vor-

---

66) Uf den zehen slichent's hin,
Nach dem niuwen hovesin
— — — — — — —
Swer niht trittel treten kan
Als zuo einer henne ein han,
Der bedarf sich vragen in daz göu
Oder er wirt gekapfet an,
Als er si ein wilder man.
Zippelzehen, schokken dar,
Strichen mit den versen,
Swer daz kan, des nimnt man war,
Dem kann nieman gehersen. Minnesinger, III, 196, 283.

67) Sie sprank
Mer danne eines klafters lang
Unt noch hoher. Minnes. II, 122.

68) Wi si tanzen und ouch schwanzen
Mit ir glanzen swibelswanz;

stellen, daß diese Reihentänze weder schön noch auch der weiblichen Zucht sehr angemessen sein konnten. Aus den Reihen des früheren Mittelalters entwickelten sich die höchst anstößigen Tanzweisen des späteren. Wir werden dieselben im 16. Jahrhundert im höchsten Schwange finden und dort mehr darüber sagen. Daß der höfische Schleiftanz im 13. Jahrhundert auch unter der Dorflinde, dem Tanzplatze der Bauern, daheim war, bezeugen uns die zahlreichen Tanzlieder des Minnesängers Nithart. Freilich scheinen die lustigen „Törper" (Dorfbewohner) die gemessenen Bewegungen des Schleifers gerne mit den lebhafteren und ausgelasseneren des Hopsers vertauscht zu haben, wie schon die Namen der bäuerischen Tänze — Hoppaldei, Heierlei, Firleifei[69]) — andeuten.

Die Tugend der Gastlichkeit war tief in den Verhältnissen einer Zeit begründet, wo öffentliche Herbergen, welche leibliches Unterkommen und erträgliche Bewirthung erwarten ließen, zumal auf dem Lande noch sehr selten waren und, abgesehen von der Fluß- und Seeschifffahrt, von den vermöglicheren Ständen nur zu Pferde gereist wurde. Da es noch keine Posten gab, waren die Reisen-

---

Da die klingent, so sie springent
Und ouch singet vor ze tanz:
Sam die kranche swebent sie enbor
Und ahtent niemans umb ein hor;
Z'war si gebent niht enpfor
Und limment sam die beren. Minnes. III, 196.

69) Minnes. III, 215, 252, 283.

den auf ihre eigenen Pferde angewiesen, konnten demnach nur kleine Tagemärsche machen und sahen sich um so öfter im Falle, die Gastfreiheit der Burgen und Klöster an ihrem Wege anzusprechen. In den armen „Burgställen" mag die Erquickung und Verpflegung einsprechender Gäste freilich kärglich genug ausgefallen sein. Dagegen waren in den fürstlichen Pfalzen und den Burgen der gesammten höheren Aristokratie alle Vorkehrungen getroffen, den Bedürfnissen der Gäste, besonders der vornehmen, Genüge zu thun. Gastempfang und Gastbewirthung gehörten wesentlich zu den Pflichten der Damen, in deren Erfüllung sie ihre Höfischkeit oder, mit Meister Gottfried zu reden, ihre „Moralitas" leuchten lassen konnten.

Das Nibelungenlied bietet ein sorgsam ausgemaltes Bild von der Art und Weise höfisch-ritterlichen Gastverkehrs. Als der edle Markgraf Rüdeger von Bechelaren vernommen, daß die drei Burgunderkönige mit ihren Mannen sich seiner Pfalz näherten, meldete er es voll Freude seiner Frau und seiner Tochter, sprechend: „Vielliebe Traute, Ihr sollt die drei hehren Könige freundlich empfangen und sollt sie und ihre drei Mannen Hagen, Dankwart und Volker küssen, Ihr und unsere Tochter, und sollt die Helden in Züchten verpflegen." Die beiden Markgräfinnen gingen von sechsunddreißig Frauen und Jungfrauen gefolgt, in Staatskleidern den Gästen vor das Burgthor entgegen und boten ihnen Gruß und Kuß[70]).

---

70) Den Gast mit einem Kuß zu bewillkommen, war eine allgemeine frauliche Sitte. Als Gawan auf der Burg Schamfanzon

Dann nahm die Mutter den Gunther, die Tochter den Giselher bei der Hand und so schritten sie den Uebrigen voran in die Pfalz, wo in einem weiten Sale Ritter und Frauen platznahmen, während man den Gästen Wein kredenzte. Als aber in dem Sale die Tafel gedeckt wurde, schieden sich die beiden Geschlechter „nâch gewohnheite“; denn es war ein höfischer Brauch, daß Herren und Damen abgesondert speis'ten. Nur die Markgräfin selbst blieb bei den Gästen, um bei Tische die Honneurs zu machen, während das Fräulein vom Hause mit den Frauen in einem anderen Gemache den Imbiß einnahm. Nach aufgehobener Tafel kehren die Schönen in den Herrensal zurück, wo sich Volker, der kühne Held und Fidelspieler, in allerhand Scherzreden („gämelichen sprüchen“) ergeht. Die Unterhaltung nimmt jedoch bald eine ernste Wendung, indem an das Lob, welches der galante Spielmann der schönen Tochter Rüdegers zollt, Hagen seinerseits mit diplomatischer Klugheit den Vorschlag knüpft, Herr Giselher sollte die junge Markgräfin freien. Sofort wird die Werbung förmlich angebracht und von dem Markgrafen und seiner Gemahlin wohl aufgenommen. Mitgift und Morgengabe wird zwischen den beiden

---

einsprach, erhielt er von der Prinzessin Antikonie den Willkommskuß. Parzival, 405, 15. In dem Gedicht „der blôze ritter“ (Gesammtabenteuer, III, 129) heißt es:

„Ouch was der wirt des gastes vrô,
Daz liez er in wol schouwen:
Sin tohter und sin vrouwen
Hiez er in küssen ze hant.“



Parteien festgesetzt. Dann heißt man die minnigliche Jungfrau herbeikommen, die ganze Versammlung bildet einen Kreis und mitten in demselben stehen die zu Verlobenden einander gegenüber. Nun fragt man die wonnigliche Magd, ob sie den Helden nehmen wolle, und da sie verschämt schweigt, raunt ihr der Vater zu, sie solle getrost und freudig ja sagen, worauf Giselher die Braut zärtlich in seine Arme schließt. Am vierten Morgen darauf, als die Gäste ihre Weiterfahrt gen Ungarn antreten, erfahren sie noch so recht ihres Wirthes Freigebigkeit („milte“). Rüdeger spendet nämlich, wie die höfische Gastlichkeit es wollte, an die Abziehenden reiche Geschenke. So gibt er dem Gunther einen Waffenrock, dem Gernot ein bewährtes Schwert. Die Markgräfin beschenkt den Hagen mit einem Schild, ihre Tochter den Dankwart mit einem Staatskleid. Der wohlgezogene Volker kommt nun mit seiner Fidel herbei, stellt sich vor die Markgräfin, singt ihr ein Lied zum Abschied und begleitet die Melodie mit süßen Geigentönen. Die Dame aber heißt eine Lade bringen, nimmt daraus sechs Goldringe und steckt dieselben zum Dank dem Sänger an die Hand[71]).

Weil im Vorstehenden einer höfischen Verlobung Erwähnung geschah, mag hier bemerkt werden, daß während des Mittelalters die Ansicht der germanischen Vorzeit, die Mädchen sollen mit Eingehung des Ehebundes nicht „übereilt“ werden, nicht mehr maßgebend gewesen zu sein

---

71) Nibelungen, Ausg. v. Lachm. Str. 1590 fg., A. v. Holtzmann, Str. 1690 fg., A. v. Zarncke, S. 252 fg.

scheint. Wenigstens stoßen wir bei verschiedenen deutschen Völkerschaften — z. B. bei den Langobarden, Sachsen und Friesen — auf gesetzliche Bestimmungen, welche als die Periode jungfräulicher Reife und Ehefähigkeit das 15., 14., ja sogar das 12. Jahr festsetzten, und es mangelt auch nicht an geschichtlichen Beispielen so frühzeitiger Vermählungen: — als Beatrix von Schwaben mit Kaiser Otto dem Vierten und Hedwig von Meran mit Herzog Heinrich dem Bärtigen von Schlesien Hochzeit machten, war jede der beiden Bräute erst zwölfjährig... An diese Bemerkung mag sich gerade noch die Schilderung einer höfischen Vermählung anschließen, wie Heinrichs von Freiberg Fortsetzung des Tristan sie gibt. Es ist die Vermählung Tristans mit der weißhändigen Isold, der Tochter des Herzogs Jovelin von Arundel. Sie fand vier Wochen nach geschehenem Verlöbniß statt und begann die eigentliche Feier zur Vesperzeit bei sinkender Sonne. Da wurden in dem Palas, d. h. in dem großen Sale der Herzogsburg, die Tafeln zum Festmahl gerichtet und geschmückt, und nachdem zuerst der Braut, dann den Gästen nach ihrem Range das Handwasser gereicht worden, hob das Bankett an, wobei auserlesener Wein aus goldenen Schalen getrunken wurde. Nach gesättigter Eß- und Trinklust wurden die Tische fortgerückt und die Spielleute begannen zum Tanz aufzugeigen. Tristan nahm Isold bei der Hand, um sie zum Tanze zu führen, und Herren und Damen thaten es dem Brautpaare nach. Man hat sich die Bewegungen der Tanzenden als sachte und etwas steife vorzustellen, weil die langnachwallenden Ober-

kleider („swanz“, „swänzelin“) der Damen ein rascheres Schreiten und Drehen verboten[72]). Während sie nun, fährt unser Dichter fort, fröhlich tanzten und „in Freuden herumschwanzten“, trat ein Bischof in den Sal, mit seinem priesterlichen Ornat angethan. Der Tanz ruhte, die Gäste stellten sich in einen Kreis und die Braut wurde durch ihren Vater und ihren Bruder mitten in den Ring geführt. Der Bräutigam trat ihr zur Seite und der Bischof gab das Paar zusammen[73]), wobei Tristan und Isold, das Gelübde der Treue tauschten und die Ringe wechselten. Darauf wurden die Kerzen angezündet und ging der Weinbecher in die Runde. Aber bald zeigte man dem Bräutigam an, daß es Zeit sei, nach der Brautkammer zu gehen, und als er sich daselbst zu Bette gelegt, wurde die Braut von ihrer Mutter und einer ganzen Schar von Frauen zu ihm geleitet. Die Herzogin legte ihre Tochter dem Bräutigam in die Arme, sprach Segensworte, in welche die Frauen einstimmten, und dann ließ man das Paar allein[74]).

Werfen wir noch einen Rückblick auf die fraulichen Pflichten gegen Gäste, so stoßen wir auf Einzelnheiten,

---

72) . . . . Manik richlich swanz
Von schoenen frouwen wart gesehen
An dem tanze.

73) Der bischof im ze rehter ê
Gap Isoten die maget
Und gap in ir.

74) Hagens Ausg. d. Tristan, II, 13 f.

welche nach heutigen Begriffen wunderlich oder gar bedenklich genug waren. Der Gast wurde von der Frau oder Tochter des Hauses in eine Kemenate geführt, wo sie ihm das Reisegewand, d. h. die Rüstung abnahm und ihm ein frisches Kleid reichte, worin er sichs bequem machen konnte. Bei Tische setzte sich die Dame, welcher die Repräsentation des Hauses oblag, neben ihn, legte ihm die Speisen vor und kredenzte ihm den Becher[75] Aber damit nicht genug. Die Damen begleiteten den Gast auch in die Badestube und Schlafkammer, welche etwas seltsame Art von „Moralitas“ Wolfram im Parzival hübsch ausgemalt hat. Als der junge Held in Gurnemans' Burg übernachtet hat, wird ihm am Morgen ein Bad bereitet, und während er in der Kufe sitzt, kommen die Burgfräulein herein und streicheln mit „blanken linden Händen“ den Leib des Jünglings, welcher in seiner Unerfahrenheit diese gastfreundlichen Manipulationen ziemlich verdutzt hinnimmt. Die Mädchen reichen ihm dann ein Laken zum Abtrocknen, aber er ist zu schamhaft, das vor ihren Augen zu thun, und so müssen sich die Jungfrauen, wenn auch ungern und zögernd, zum Weggehen entschließen. Gawan kehrt auf einem seiner Züge bei dem ritterlichen Fährmann Plippalinot ein und wird von diesem und seiner Tochter Bene auf's beste bewirthet. Zuletzt geleitet der Wirth den Gast in das Schlafgemach und läßt ihn dort mit der Magd, d. i. mit seiner jung-

---

75) Parzival, 33, 10 fg. 549, 7 fg. Hartmanns Iwein, Ausg. von Benecke, 313 fg.

fräulichen Tochter allein. Mit den Worten: „Hätt' er mehr von ihr begehrt, sie hätt' es ihm vielleicht gewährt" — deutet der Dichter schalkhaft an, daß eine so weit gehende Gastlichkeit nicht immer gefahrlos war. Am Morgen darauf schleicht sich die Jungfrau in aller Frühe wieder zu dem schlafenden Gast, um ihm beim Erwachen ihre Dienste anzubieten[76]). Haben wir in solcher Naivetät vielleicht den Nachhall einer noch größeren älteren zu erkennen? Von einer Naivetät, die, so wir einem Autor, welcher in den drei ersten Decennien des 16. Jahrhunderts schrieb, glauben dürfen, noch zu seiner Zeit in einem deutschen Reichslande daheim war[77]). Aus Frankreich ist uns bezeugt, daß dort die weibliche Bedienung der Gäste in ihren Schlafzimmern einen sehr weitgehenden Sinn hatte, und, alles in allem betrachtet, dürfte anzunehmen sein, daß mit anderem Zubehör der ritterlichen Courtoisie auch dieses da und dort in Deutschland Eingang gefunden[78])

---

76) Parzival, 166, 20 fg. 552, 25 fg. 553, 26 fg.

77) „Es ist in dem Niderlandt auch der bruch, so der wyrt ein lieben gast hat, daz er jm syn frow zulegt uff guten glouben." Murner in der „Geuchmatt."

78) Ein französisches Rittergedicht erzählt, ein Ritter sei in einem Grafenschloß eingekehrt, und fährt dann fort: „Der höfischen Gräfin war es angenehm, einen solchen Gast bei sich zu sehen. Sie ließ ihm daher eine große Gans zubereiten und ein kostbares Bett in ein Zimmer setzen, worin man gut ruhte. Als die Gräfin schlafen ging, rief sie das schönste und artigste von ihren Mädchen zu sich und sagte ihm heimlich: Liebes Kind, gehe jetzt hin, lege dich zu



Bei einem Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern, wie er im Vorstehenden treulich geschildert worden, läßt sich leicht errathen, daß die höfische Minne eine keineswegs so durchweg idealische sein konnte, wie Unkenntniß oder parteisüchtige Romantik sie darstellen möchten. Der Frauendienst hatte allerdings eine idealische Seite — in der Theorie, in der Praxis dagegen war er auf so reale Ziele gerichtet, daß es mehr nur eine Ausnahme als die Regel war, wenn er jungfräuliche Zucht oder eheliche Treue gewissenhaft berücksichtigte. Die ganze ritterliche Liebeskunst, wie sie von den Provençalen ausgebildet worden und auch in Deutschland geübt wurde, lief am Ende doch auf den geschlechtlichen Genuß hinaus und der ritterliche Liebhaber betete in der Geliebten eine Göttin nur deßhalb an, um in ihr das Weib zu genießen. Mochten die Formen des höfischen Liebesverkehrs in noch so spirituell-romantischen Farben schillern, der Zweck war und blieb ein sehr materieller. Mochte sich der höfisch gebarende Ritter noch so sehr den Launen und Grillen seiner „Herrin" fügen, immer hatte er doch die Auszahlung des „Minnesoldes" im Auge und stand nicht an, bei Gelegenheit sehr nachdrücklich auf Entrichtung desselben, auf den „süssen umbevank" zu dringen. Das Schlimmste dabei war, daß die französisch-frivole Meinung, die Ehe dürfe in

---

diesem Ritter ins Bett und bediene ihn, wie sich's gebührt. Ich thäte es gerne selber, wenn ich es nicht aus Schamhaftigkeit unterließe, und zwar um des Grafen, meines Herrn, willen, welcher noch nicht eingeschlafen ist." St. Pelaye a. a. O. II, 270.

keinem Falle ein Hinderniß der freien Liebe sein, auch in der höfischen Welt Deutschlands bedeutender Geltung sich erfreute. Und die Frauen? Theilten auch sie die mehr oder weniger leichtfertigen Ansichten, welche die Männer aus dem Regelnbuch der höfischen Liebeskunst schöpfen? Leider muß diese Frage bejaht werden, wenigstens in Betreff einer großen Zahl, wenn nicht der Mehrzahl. Hatte doch schon ein Dichter des 12. Jahrhunderts Veranlassung, zu klagen, daß die Keuschheit von den Frauen gewichen sei und daß diese wenig Ursache hätten, die Ritter um ihrer Zuchtlosigkeit willen zu tadeln[79]).

Wie noch heute, spielten auch vor Alters in Liebessachen die Liebesbriefe eine große Rolle und es sind zahlreiche Proben von solchen „Büchlein“ auf uns gekommen, in welchen das alte und ewigjunge Thema von der Minne-Lust und Leid in allen Tonarten variirt ist[80]). Andere Zeugnisse reden von einer sinnigen Farbensymbolik, welche der deutsche Minnedienst ausbildete. Ein recht höfischer

---

79) Heinrich in der „Rede von des Todes Gehügede“ (Erinnerung), mitgeth. in Gödeke's „Mittalter“, S. 87: —

„Die phaffen die sint geitic,
Die gebour die sint neitic,
Die choufliut habent triwen nicht,
Der weibe chiusche ist entwicht,
Frowen unt riter
Dine durfen nimmer gefristen
Weder ir leben bezzer si.“

80) Eine artige Sammlung höfischer Liebesbriefe s. bei Laßberg, „Liedersaal“, I, 3—109.

Mann wollte schon durch die vorherrschende Färbung seines Anzugs aller Welt kundgeben, wie es mit seinen Herzensangelegenheiten bestellt sei. Trug er sich grün, so bedeutete das, daß sein Herz frei vom Zwange der Minne. Hatte er ein blaues Kleid an, so sollte das die Stätigkeit seiner Neigung anzeigen. Roth bedeutete, daß er in voller Liebesglut brenne; Weiß, daß ihm die Geliebte Hoffnung auf Erhörung gemacht; Gelb, daß die Hoffnung erfüllt und das „minnigliche Gold des Minnesoldes" vollwichtig ihm ausbezahlt worden sei[81]). Gewöhnlicher aber war, daß der Liebhaber die Farbe seiner Erwählten trug, denn er war ja ihr Minnedienstmann und stand zu seiner Herrin in demselben Verhältniß wie der Vasall zu seinem Lehnsherrn. Die Geminnte gab ihrem Minner ein Liebespfand, einen Gürtel oder Schleier, ein Gebände oder auch einen Aermel von ihrem Kleide; dieses Pfand befestigte er an seinem Helm oder Schild und groß war der Stolz der Dame, wenn er es ihr recht zerhauen oder zerstochen aus dem Kampfe zurückbrachte. So hatte

---

81) S. d. Gedicht „Von den Farben", Liedersaal, I, 153 fg. Die Dame, welche sich hier die Farbensymbolik auslegen läßt, meint mit Recht, es sei schändlich, wenn ein Ritter sich gelb kleide: —

„Sy sprach: dem sitten trag' ich hasz; er solt ez wol verswigen baz
Wan ain minnikliches wib ir zarten minniklichen lib
Ir diener git für aigen; daz solt er nieman zaigen,
Er sollt ez jn sins hertzen grunt tragen, daz ez nymer würd kunt
Weder manen noch wiben."

Gawan einen Aermel der schönen Obilot auf seinem Schilde befestigt, und als er ihr denselben durchstochen und durchschlagen wieder brachte, „da ward des Mägdleins Freude groß; ihr blanker Arm war noch bloß, darüber schob sie ihn zuhand“[82]). Liebende tauschten auch gegenseitig ihre Hemden, namentlich liebende Eheleute. So Gahmuret und Herzeleid. Wenn der König zum Turnier oder zur Schlacht zog, trug er über seinem Halsberg immer ein Hemd, welches seine Frau zuvor angehabt. Kehrte er zurück, so trug Herzeleid die durchstochenen Hemden wieder „auf bloßer Haut.“ Als Gahmuret erschlagen worden, legte die Königin das zerfetzte blutige Hemd des Todten an, zu liebevollem Gedenken[83]).

Es ist lehrreich, mitanzusehen, wie sehr in der besten Zeit des Mittelalters das geschlechtliche Verhältniß zwischen Naivetät und Raffinement schwankte. Den Maßstab hausbackener Moral darf man freilich da nirgends anlegen. Wenn im Titurel des Albrecht von Scharfenberg (?) die junge Sigune dem geliebten Schionatulander den Anblick ihrer hüllelosen Schönheit gönnt, um ihn dadurch gleichsam gegen den Liebreiz anderer Frauen zu feien, so können wir das naiv, poetisch, sogar erhaben finden. Ganz eigen muthet es uns jedoch an, wenn wir im Parzival die jungfräuliche Königin Kondwiramur auf ihrem nächtlichen Schleichgange nach der Schlaffemenate ihres Gastes begleiten. Von Minne ist da zwar zunächst keine

82) Parzival, 390, 20 fg.
83) Parzival, 101, 9 fg. 111, 14 fg.

Rede: die königliche Jungfrau denkt nicht an „solcher Lust Gewinn, die aus Mädchen Frauen macht unversehns in Einer Nacht", sondern sie will den schlafenden Parzival anflehen, ihr ein Helfer gegen die sie bedrängenden Feinde zu werden. So schleicht sie denn, angethan mit „einem Hemd von weißer Seide", in die Kammer des Jünglings, kniet an seinem Bette nieder und erweckt ihn durch ihr Schluchzen. Als er sie knieen sieht, bittet er sie, doch lieber neben ihm platzzunehmen. Worauf sie: „Wollt Ihr Euch selber ehren und mir solche Zucht bewähren, daß Ihr nicht rührt an meine Glieder, so leg' ich hier bei Euch mich nieder." Er gelobt ihr den verlangten „Frieden" und „da barg sie in das Bette sich", wo sie bis zum Morgenroth verweilte[84]). Wir wollen indessen auch dieses Abenteuer für das nehmen, für was es der Erzähler gibt, für eine pure Naivetät; aber in die Kategorie erotischen Raffinements gehören sicher jene „Probenächte", welche der höfische und, wie wir später sehen werden, auch der dörfliche Minnedienst kannte. Die Geliebte gewährte dem Liebhaber eine Nacht in ihren Armen, unter der Bedingung, daß es zwischen ihnen nicht weiter kommen sollte als bis zum Kuß. Gegenüber dem Zweifel, ob das eine Möglichkeit sei, behauptet Hartmann von Aue, ein biderber Mann könne sich alles dessen enthalten, wessen er sich enthalten wolle; aber er fühlt sich doch gedrungen, beizufügen, solcher Männer gebe es nicht eben viele[85]).

---

84) Parzival, 192, 3 fg.

85) . . . . Ein biderbe man
Sich allez dez enthalten kan,

Daß es Damen gegeben, welche die Leistung und Haltung des erwähnten Gelübdes forderten, wird glaublich, wenn man die ans Unglaubliche streifenden Launen ansieht, welchen manche höfische Schöne ihren Anbeter zinsbar machte, in einem Grade, daß derselbe, wie sich der Minnesänger Steinmar ausdrückt, aus einem Minner zu einem Märtyrer wurde. Ein solcher war jener Ulrich von Lichtenstein, geboren um 1200 in der Steiermark, den ich anderwärts als den deutschen Don Quijote charakterisirt habe[86]). Ja, Spanien hat einen Don Quijote gedichtet, aber Deutschland hat wirklich einen gehabt und noch dazu einen, welcher uns seine blanke Narrheit selber mit einer Treuherzigkeit beschrieb, welche rührend wäre, wenn wir nur darob das Lachen verhalten könnten[87]). Vom Knabenalter an war Herrn Ulrichs Sinn auf Frauendienst gestellt und als Jüngling wählt er eine hochborene und, wohlverstanden, verheiratete Dame zu seiner „Herrin", in deren Dienst er seinen ritterlichen Wahnsinn so recht mit Methode treibt. Der Umstand, daß er sich zwischenhinein selber verheiratet, ist seiner Narrethei gar nicht hinderlich. Er trinkt mit Wollust das Wasser, womit die Herrin sich gewaschen; er läßt sich seine

---

Dez er sich enthalten wil —
Weiz got, dern ist aber niht vil. Iwein 6575 fg.

86) Deutsche Kultur- und Sittengeschichte, 5. Aufl. S. 110 fg.

87) Der vrowen dienest Ulrich's von Lichtenstein, mit Anmerkungen Th. v. Karajan hrsgegeb. von Lachmann 1841. Minnesinger, II, 32 fg. IV, 321 fg.

doppelwulstige Unterlippe operiren, weil die Herrin meint, dieselbe sei wenig zum Küssen einladend; er läßt sich einen beim Lanzenrennen steifgewordenen Finger abschlagen und sendet denselben der Herrin, zum Beweis, was alles er um sie zu dulden vermöge. Er fährt, als Frau Venus maskirt, durch die Lande und turnirt in diesem Aufzuge zu Ehren der Herrin; er mischt sich auf ihr Gebot unter die Aussätzigen und ißt mit ihnen aus einer Schüssel. Aber seine klar ausgesprochene Absicht bei allen diesen Ueberschwänglichkeiten ist doch, der Herrin „beizuliegen." Sie läßt sich nach mancherlei peinlichen Weiterungen endlich herbei, diese seine Absicht in Erfüllung zu bringen und ihm den Minnesold zubewilligen. Er gelangt glücklich in ihre Kemenate und das Lager ist gerüstet. Aber die Dame hat es, wie überhaupt, auch jetzt wieder nur auf eine sehr derbe Fopperei abgesehen, bei welcher das arme „Minnerlein" ums Haar den Hals bricht. Doch selbst dieses schmähliche Abenteuer heilt den Ritter nicht von seiner Minnetollheit. Das Merkwürdigste bei alledem ist, daß Ulrichs rechtmäßige Frau, derweil ihr Eheherr um seiner Geliebten willen ritterlich im Lande umherspektakelt, nebendraußen auf seiner Burg sitzt und daß von ihr nur dann die Rede, wann er ganz abgehetzt und zerschlagen heimkehrt, um sich von ihr pflegen zu lassen. Diese Geschichte zeigt, scheint mir, hinlänglich, daß der ritterliche Frauendienst als ein wahrer Krebsschaden das Familienleben und die häusliche Zucht und Sitte zerfraß. Es ist wahr, Ulrichs Herrin, d. i. Geliebte, bewahrte ihrem Gemahl materiell die Treue, aber ihre Weiblichkeit

erscheint dessenungeachtet in einem wenig löblichen Lichte. Denn Leidenschaft wäre noch eher zu entschuldigen als dieses kokette und mitunter geradezu grausame Spiel mit dem Gatten einer anderen Frau.

Im übrigen waren die höfischen Damen durchschnittlich keineswegs so spröde wie Ulrichs Herrin. Der Zeugnisse vom schrankenlosen Walten buhlerischer Neigungen gibt es eine Fülle. Man lausche nur auf die zahlreichen sogenannten „Tagelieder" der Minnesänger. Die stets wiederkehrende Situation dieser Lieder, welche zu den poetisch schönsten Früchten unserer mittelhochdeutschen Lyrik gehören, ist, daß nach durchschwelgten Liebesnächten die Geliebte den Liebhaber beim Morgengrauen weckt, damit er sich heimlich davonmache[88]). Man betrachte auch die mittelhochdeutsche Epik und Novellistik. Die Prinzessin Blanscheflur schleicht zu Riwalin in die Kammer und gibt dem Geliebten ihr Magdthum preis[89]). Gawan hat kaum die Burg Schamfanzon betreten, als er der jungfräulichen Antikonie schon mit handgreiflichen Liebeserklärungen zusetzt, und nur eine Störung von Außen verhindert, daß sich das Fräulein ihm sofort hingibt[90]). In dem Gedichte „das Häselein" betrügt ein Ritter eine der Minne ganz unkundige junge Schöne um ihre Unschuld und macht dann mit einer anderen Hochzeit.

88) Minnes. I, 101, 129, 157, 228, 286, 291, 317; II, 66, 128, 319.

89) Tristan, Ausg. v. Maßm. S. 33 fg.

90) Parzival, 405. 22.

Beim fröhlichen Mahl erzählt er sein Abenteuer mit der Betrogenen, woran die Braut nur auszusetzen weiß, daß das dumme Kind seiner Mutter den Schaden gebeichtet habe. „Das war eine große Dummheit! Eia, hat mir doch unser Kaplan wohl hundertmal so gethan, ohne daß ich mirs einfallen ließ, es meiner Mutter vorzuplaudern“[91]). In dem Gedichte „der Gürtel“ ist die Sache noch schlimmer, denn hier bricht eine Burgfrau die eheliche Treue nicht aus Liebe, sondern um schnöden Gewinnstes willen. Ein vorüberziehender Ritter wirbt bei ihr um Minnespiel, während er in Abwesenheit ihres Gatten mit ihr im Garten sitzt. Sie weis't ihn ab. Er bietet ihr seine Windhunde, sein Roß und endlich seinen kostbaren, mit Edelsteinen besetzten Gürtel. Diesem Geschenke kann sie nicht wiederstehen: „Diu vrouwe nider seik und der ritter nach neik, vil rosen uz dem grase gienk, do liep mit armen liep enpfienk, und do daz spil ergangen was, do lachten bluomen unde gras“[92]). In demselben Gedicht wird auch sehr deutlich auf im Schwange gehende widernatürliche Laster hingewiesen.

Die Beispiele von fraulicher Frivolität und Zuchtlosigkeit im höfischen Libesverkehr ließen sich sehr leicht häufen und von dem ungezwungenen, um nicht zu sagen frechen Ton, welcher in der ritterlichen Gesellschaft heimisch gewesen sein muß, zeugt die Unbefangenheit, womit unsere

91) Gesammtabenteuer, II, 5 fg.
92) Gesammtabenteuer, I, 455 fg.

mittelhochdeutschen Dichter den Frauen lüsterne Wünsche in den Mund legen. Allerdings fehlt es auch nicht an Zeugnissen für das Vorhandensein edler Weiblichkeit, reiner Sitte und standhafter Treue; aber sie bilden die Minderheit. Das rührendste von allen dürfte das Gedicht „Frauenliebe" bieten. Ein wackerer Ritter hatte eine sehr schöne Frau, welche ihn herzlich liebte, obgleich er unschön von Gestalt war. Bei einem Turnier wird ihm ein Auge ausgestoßen und er fürchtet, diese Entstellung möchte ihn um die Liebe seiner Gattin bringen, weßwegen er sich nicht vor ihr sehen lassen und nach dem heiligen Land fahren will. Sie aber, um ihn zurückzuhalten und ihm seinen Zweifel zu benehmen, entschließt sich kurzweg, sich ihm gleichzustellen, indem sie sich mittels einer Scheere ebenfalls ein Auge aussticht[93]). Man thäte übrigens den Frauen ein Unrecht an, wollte man ihnen den größeren Theil der sittlichen Verschuldungen des höfischen Lebens aufbürden. Sie folgten eben auch dem Zuge der Zeit, deren Rosen von Anfang an den Wurm in sich trugen. Und dann gaben ja die Männer den Frauen ein Beispiel von Unsitte, Rohheit und Liederlichkeit, welches nicht ohne Einfluß bleiben konnte. Schon im 13. Jahrhundert, sagt ein alter Chronist von dem Adel im Elsaß, galten die Ausschweifungen in der Buhlerei für keine Sünde mehr[94]). Zur selben Zeit rühmte

93) Liedersaal, I, 161 fg. Gesammtabenteuer, I, 249 fg.

94) Mitgeth. v. Stöber i. d. Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. 1858, S. 762.

sich ein Minnesänger, alle Schürzen seien gleich vor seinen Augen und er laufe allen Weibern nach, großen und kleinen, jungen und alten, klugen und einfältigen, blonden, braunen und schwarzen[95]). Kein Wunder, daß in einer so verwilderten Männerwelt ein Humpen Wein höher gewerthet wurde als ein Weib[96]).

Jede Zeit hat ihre grellen Gegensätze, aber kaum dürften sich dieselben jemals offener dargestellt haben als im Mittelalter, wo, wie die verschiedenen Stände, so auch die gegensätzlichen Lebenrichtungen viel unvermittelter neben einander standen als heute. Da tobte und ras'te eine kraftstrotzende Weltlust in zuchtlosen Orgien, dort kehrte eine bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte Himmelssehnsucht das schwärmerische Auge von allem Irdischen ab. Während im 13. und 14. Jahrhundert mancher deutsche Dynast seine Burg zu einem türkischen Harem machte[97]), ließen sich von höfischen Damen derselben Zeit

---

95) Ich acht itt uff ain klainen schaden,
Hett ich in ainem tunklen gaden
Ain brun, ain blaich, ain swartz bi mir, u. s. w.
Liedersaal, II, 165 fg.

96) Nu vült uns wol den maser!
Ein affe, ein narre was er,
Der ie gesente sînen lîp
Vür guoten wîn umb ein wîp. Helmbrecht, Gesammtabent. III, 309.

97) So z. B. ein Herr von Berneck, welcher sich ein Dutzend hübscher Hausmädchen hielt, zur Erleichterung seiner Wittwerschaft, wie er sagte. Vgl. Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen, VI, 480.

Züge erzählen, welche darthun, das sie die Liebeskunst nicht weniger sinnreich und skrupelfrei betrieben als jene berüchtigte Königin des 15. Jahrhunderts, Johanna die Zweite von Neapel[98]). Aber neben solchen Künstlerinnen

---

98) Von ihr erzählt Brantome, wie sinnreich sie es anzustellen wußte, einem ihrer zahllosen Liebhaber ihre Gefühle ohne Worte zu erklären. „Elle ayma sur tous ses amoureux Caraciol. Aussi le fit-elle grand et son grand Séneschal. Au commencement de sa jeunesse, encore qu'il fust bien Gentil-Homme, parce qu'il estoit pauvre, il se mesla de la plume et estoit fils d'un appellé Caraciolo. Le feu Prince de Melfe estoit venu de cet estoc, comme l'on m'a dit à Naples. La premiere occasion qu'eut jamais la Reyne de luy faire entendre qu'elle laimoit, fut qu'il craignoit fort les souris. Un jour qu'il joüoit aux eschets en la garderobe de la Reyne, elle-mesme luy fit mettre une souris devant luy; et luy, de peur, courant deçà delà et heurtant et puis l'un et puis l'autre, s'enfuit à la porte de la chambre de la Reyne et vint choir sur elle; et ainsi, par ce moyen, la Reyne luy decouvrit son amur et eurent tost fait leurs affaires ensemble.“ Oeuvres du Seigneur de Br. Londres 1779, II, 366. Die ritterliche Galanterie hatte überhaupt auf Italien so sittenverderblich eingewirkt als nur auf irgend ein anderes Land. Der derbe Dante nennt in seiner Kraftsprache Italien das Bordell der Völker: —

„Ahi serva Italia, di dolore ostello,
Nave senza nocchiero in gran tempesta,
Non donna di provincie, ma bordello!“ Purgat. VI, 76.

An einer andern Stelle (Purgat XXIII, 94—100) sagt er, selbst die Frauen der verrufenen Landschaft Barbagia auf Sardinien, wo Männer und Weiber fast nackt gingen und zügellosen Sitten huldigten, seien züchtiger als die üppigen Florentinerinnen, gegen deren schamlose Tracht gesetzlich eingeschritten werden sollte: —



in Sachen des Genusses stehen wieder Frauen, deren entsagungsvolle Tugend ans Uebermenschliche streift. Auf

---

„Tempo futuro m'é già nel cospetto,
Cui non sarà quest'ora molto antica,
Nel qua sarà in pergamo interdetto
Alle sfacciate donne Fiorentine
L'andar mostrando con le poppe il petto.“

Da gerade von Italien die Rede ist, so mögen zur Vergleichung mit dem deutschmittelalterlichen weiblichen Schönheitsideal, wie wir es durch unsere höfischen Dichter aufstellen sahen, die Strophen hier stehen, in welchen zu Anfang des 16. Jahrhunderts Ariosto eine der Heldinnen seines großen Gedichtes schilderte, die Alcina (Orlando furioso, VII, 11 fg. Uebers. v. Streckfuß): —

„Von höherm Reiz ist die Gestalt umfangen
Als je ersann des Malers Kunst und Fleiß.
Die langen blonden Lockenhaare prangen
Und rauben selbst dem Gold des Glanzes Preis.
Verbreitet ist auf ihren zarten Wangen
Der Rose Glut, vermischt mit Lilienweiß.
Die frohe Stirn, von Elfenbein gedrehet,
Ist nicht zu wenig, nicht zu viel erhöhet.

Man siehet unter schwarzen feinen Bögen
Zwei schwarze Augen, ja zwei Sonnen steh'n,
Huldvoll im Blicken, sparsam im Bewegen,
Um sie her kann man Amor flattern seh'n.
Hier prüft er scherzend jedes Pfeils Vermögen,
Und siehst du ihn, doch kannst du nicht entgeh'n.
Die Nase mitten durch das Antlitz steiget
So schön hernieder, daß der Neid auch schweiget.

Und drunter, zwischen zweien Grübchen stehet
Der Mund, dem Purpur ewig frisch entsprießt,

derselben Wartburg, wo zu Anfang des 13. Jahrhunderts höfische Sitte und Liederkunst glänzende Feste gefeiert

---

Wo ihr zwei Reihen gleicher Perlen sehet,
Die süß die Lippe öffnet und verschließt,
Woraus hervor die holde Rede gehet,
Bei der vor Lust das roh'ste Herz zerfließt.
Dort bildet sich das Lächeln, das der Erde
Nach Willkür heißt, daß sie zum Eden werde.

Schnee ist der Hals, die Kehle Milch, geründet
Der schöne Hals, der Busen voll und breit.
Und wie das Meer nun anwogt und verschwindet,
Wenn linder Hauch der Wellen Spiel erneut,
So wogt das Aepfelpaar — das Andr' ergründet,
Was noch verhüllet wird von dichtem Kleid,
Nicht Argus Blick; doch jeglicher erachtet,
Es sei so schön, als was man schon betrachtet.

Den schönen Arm, von rechtem Maße, endet
Die weiße Hand, von Elfenbein gedreht,
Länglich und schmal, an der, wie sie sich wendet,
Hervor kein Knöchel, keine Ader steht.
Der kurze, runde, nette Fuß vollendet
Die herrliche Gestalt voll Majestät;
Es stralet durch der Schleier dichte Hülle
Hervor der reichen Engelreize Fülle."

Es ist sehr beachtenswerth, daß wie in diesem von Ariost entworfenen Frauenporträt so bei den mittelalterlichen Dichtern überhaupt, auch bei unsern deutschen, der Hauptaccent vorwiegend auf die leiblichen Reize der Frauen gelegt wird. Fast alle derartigen Schilderungen sind rein materiell. Von der seelischen Schönheit, die sich in den Zügen ausprägt, ist kaum die Rede. Diese alten Romantiker waren viel sinnlicher, als die neueren uns glauben machen möchten.

hatte, lebte kurz darauf jene Landgräfin Elisabeth, welche nach ihrem Tode von der Kirche heilig gesprochen wurde. Sie war eine jener fraulichen Blumenseelen, die so voll sind vom Thau des Himmels, daß für irdische Leidenschaften und Wünsche kein Platz darin ist. Eine Tochter des Königs Andreas des Zweiten von Ungarn, wurde sie im J. 1218 mit dem Landgrafen Ludwig von Thüringen vermählt, nach dessen Hingang sie von seiten ihrer Schwäger die roheste Behandlung zu befahren hatte. Ueberhaupt schuf ihr die Gemeinheit und Undankbarkeit der Menschen viele Leiden und überdies quälte ihr Beichtvater, der marburger Mönch Konrad, ein Fanatiker, welcher nur dadurch, daß ihn ein paar Stegreifritter im Jahre 1233 todtschlugen, verhindert wurde, die Inquisition förmlich in Deutschland einzuführen, die fromme Frau mit seiner finsteren und unduldsamen Askese. Die Armen und Elenden zu schützen, zu speisen und zu pflegen hat sie als ihre Lebensaufgabe betrachtet. Sie nahm und erfüllte die Pflichten christlicher Milde im strengsten Sinne und begnügte sich daher nicht, Hospitäler zu stiften, sondern pflegte mit eigenen Händen die Miselsüchtigen (Aussätzigen), welche damals fernab von bewohnten Stätten in die Einöden verwiesen wurden. Erst vierundzwanzigjährig, starb sie 1231 und nachdem sie den Heiratsantrag, welchen Kaiser Friederich der Zweite an die Verwittwete gerichtet, abgelehnt und in den letzten Lebensjahren ihren Unterhalt durch Wollespinnen erworben hatte. Die dankbare Volkssage hat Elisabeths Gestalt mit dem rosigen Schimmer des Mythen- und Märchenhaften umwoben;

aber auch die Geschichte ist berechtigt, zu sagen, daß die fromme Landgräfin wie ein hilfereicher Engel durch ihre Zeit gegangen sei.

Wenn in dieser fürstlichen Frau die Gläubigkeit und Frommheit ihres Jahrhunderts in edler und liebenswürdiger Weise zur Erscheinung kam, so würden uns auch nicht frauliche Beispiele mangeln, welche das nahezu Thierisch-Stupide mittelalterlicher „Religiosität" widerlich aufzeigen. Aber lieber sei noch auf eine dritte Seite des Verhaltens deutscher Frauen von damals zum kirchlichen Köhler- und Afterglauben hingewiesen, indem wir rühmend betonen, daß an dem schon frühzeitig hervorgetretenen Ringen kühner Geister, das bleierne Joch der „Rechtgläubigkeit" abzuwerfen, auch Frauen und Mädchen theilgenommen und solche glorreiche Ketzerei mit einem heldischen Martyrium besiegelt haben. Ein merkwürdiges Beispiel findet sich auf einem von Alters her ganz und gar durchpfafften Boden, in dem „heiligen" Köln, dem deutschen Rom, von jeher ein Lieblingssitz der Dunkelmänner. Hier — so erzählt uns der vielkundige, zwischen 1230—40 verstorbene Cisterciensermönch Cäsarius, Prior des Klosters Heisterbach im rheinischen Siebengebirge — hier wurden zur Zeit des Erzbischofs Rainald (um die Mitte des 12. Jahrhunderts) mehrere Ketzer ergriffen, überführt und verurtheilt. Als man sie nach gefällter Sentenz zum Scheiterhaufen brachte, erbat sich einer, Namens Arnold, welchen die übrigen ihren Meister nannten, Brot und Wasser. Es ward ihm aber nach dem Rath verständiger Männer verweigert, weil der Meister

damit wahrscheinlich eine gotteslästerliche Kommunion bereiten wollte und der Teufel leicht etwas Aergerliches zuwegebringen konnte. Also wurden die Ketzer aus der Stadt geführt und beim Judenkrirchhof dem Feuer überliefert. Als sie schon von den Flammen ergriffen waren, sah man den Meister Arnold seine Hände auf die halbverbrannten Häupter seiner Schüler legen und hörte ihn sagen: „Bleibet standhaft in eurem Glauben!“ Es war aber unter den Ketzern auch eine schöne Jungfrau, und maßen diese das Mitleid von vielen erregte, nahm man sie vom Scheiterhaufen herab und versprach ihr, man wollte, so sie sich bekehrte, sie verheiraten oder in ein Kloster bringen. Sie jedoch: „Wo liegt der Meister?“ und als man ihr denselben gezeigt, entwand sie sich den Armen der sie Haltenden, stürzte, ihr Antlitz mit dem Gewande verhüllend, in das Feuer, warf sich über den Leichnam Arnolds und fuhr mit ihm zur Hölle[99]). Man dürfte kecklich die Namen der sämmtlichen Heiligen von Köln um den vom heisterbacher Mönch leider verschwiegenen dieser einen Ketzerin hingeben.

---

99) Caesarii Heisterbacensis dialogus miraculor., recogn. J. Strange (1851). V, 19.



Fünftes Kapitel.

Bürgerin und Bäuerin.

Das Städtewesen. — Patrizische und plebeische Kreise. — Die Höfe oder „Gesäße" der Geschlechter. — Städtische Zeitvertreibe oder „Fröhlichkeiten." — Ein phantastisches Turnier. — Eine Serenade. — Kaiser Sigismund und die Straßburgerinnen. — Eine würzburger Novelle. — Wiener Sittenzustände im 15. Jahrhundert. — Die Frauen und die mittelalterliche Strafrechtspflege. — Augsburger und frankfurter Hochzeiten. — Das bäuerliche Frauenleben. — Bedenkliche Idyllien. — Eine süddeutsche Bauernhochzeit.

Die Entwickelung des deutschen Städtewesens nahm diesen Gang: — zuerst bildeten nur die Abkömmlinge der ersten städtischen Ansiedler, der königlichen Ministerialen oder bischöflichen Vasallen, die ritterbürtigen Altburger oder Burgensen, die städtische Gemeinde oder Burgerschaft[100]). Sie hießen Stadtjunker oder von ihrer ritter-

100) Das Wort Burger oder Bürger wurde bekanntlich zuerst im 4. Jahrhundert durch den gothischen Bischof Ulfila (Wölfle), dessen Bibelübersetzung das älteste germanische Schriftdenkmal ist, in unsere Sprache eingeführt, indem er das griechische πολιτης mit

lichen Waffe, der Gleve (Lanze), Glevener oder schlechtweg „Geschlechter", d. i. adeligen Geschlechtern. Entsprossene; erst viel später wurde der altrömische Name Patrizier auf sie übergetragen. Die übrigen Stadtbewohner, gleichviel ob sie von gemeinfreien Bauern oder hörigen Ackerknechten und Handwerkern stammten, waren anfangs den Altburgern zinspflichtig, hatten keine politischen Rechte und hießen Schutzburger oder auch Pfahlburger, weil sie außerhalb der Umpfählung der eigentlichen Stadt wohnten, oder im Gegensatz zu den Glevenern Spießburger, weil sie als Waffe den Spieß führten. Die Städtebewohnerschaft theilte sich demnach in Adel und Volk. Im Vorschritt der Zeit gewann es aber das Volk über den Adel, und zwar weil die Wehrfähigkeit der Städte, was Wucht und Massenhaftigkeit betraf, auf den Korporationen oder Zünften oder Gilden der Handwerker beruhte. Die Zünfte erkämpften nach und nach nicht allein die Zulassung zum Burgerrecht, zur Mitnutznießung des Gemeindevermögens und zur theilweisen Amtsfähigkeit, sondern in den meisten, weitaus in den meisten Städten wurde an die Stelle des Geschlechterregiments das Zunftregiment gesetzt oder, mit anderen Worten, die aristokratische Verfassung, welche sich nur in sehr wenigen Städten, wie z. B. in Nürnberg, bis zum Untergange des deutschen Reiches erhielt, in eine demo-

---

Baurgja (d. i. der sich Bergende, Geborgene) übersetzte. Das Wort „Stadt" wurde erst durch den St. Galler Mönch Notker Labeo (st. 1022) aufgebracht.



kratische verwandelt. Erst damit gelangten die deutschen Städte zu jener industriellen, kaufmännischen und politischen Vollkraft, die sich in den großen Städtebündnissen manifestirte und welche zu charakterisiren man nur das Wort Hansa zu nennen braucht.

Allein die politische Gleichstellung der Stadtbürger war weit entfernt, zugleich auch eine soziale oder, genauer gesprochen, eine gesellige herbeizuführen, und das ganze Mittelalter hindurch hielten sich die patrizischen Kreise von den plebeischen streng geschieden. Beide Gesellschaftskreise hatten ihre eigenen Trink- und Tanzstuben und die adelige Ausschließlichkeit erstreckte sich sogar bis auf die Räume der Kirchen, in deren Mittelschiffen hölzerne Zellen aufgeschlagen waren, in welche sich die Geschlechterfrauen beim Gottesdienst einschlossen, während ihre nichtadeligen Mitbürgerinnen auf offenen Bänken saßen [101]. Allerdings hatten auch die Frauen und Töch-

101) Basel im 14. Jahrhundert, S. 11. In dieser vortrefflichen Festschrift hat Fechter S. 3—146 unter dem bescheidenen Titel einer Topographie ein sehr anziehendes Bild vom politischen, häuslichen und geselligen Leben einer deutschen Stadt im Mittelalter gezeichnet. Eine fleißige Zusammenstellung aus Chroniken, Urkunden u. s. w. über das mittelalterliche Stadtleben hat auch Reinöhl geliefert („Die gute alte Zeit" in Scheible's „Kloster", Bd. VI, S. 641 fg. und S. 1001 fg.). Vgl. über das mittelalterliche Stadtleben neben den zusammenfassenden Werken von Hüllmann und Barthold insbesondere P. v. Stettens Geschichte der Stadt Augsburg, Hormayrs Geschichte der Stadt Wien, Kirchners Geschichte der Stadt Frankfurt und Beckers Geschichte der Stadt Lübeck.

ter der Handwerker ihren Antheil an den mittelalterlichen Festfreuden, welche die deutschen Städte so häufig mit buntem Gewühl und lustigem Gelärm erfüllten. Auch sie hatten ihre „Familienanlässe", ihre Hochzeiten, ihre Wallfahrten, ihre Tänze und Fastnachtslustbarkeiten; aber für gewöhnlich waren sie doch, mit häuslichen Arbeiten und Sorgen beladen, in den krummen finstern Städtegassen in die engen, dunkeln Häuser eingeschlossen, welche nur die Unkenntniß für bequem hat ausgeben können, wenn man erwägt, daß noch im 13. Jahrhundert das Baumaterial für gewöhnliche Bürgerhäuser aus Holz, Lehm und Stroh bestand, daß erst sehr allmälig Bruch- und Backsteine an dessen Stelle traten, daß die Häuser nur wenige Fenster hatten, die statt mit Glas mit Papier oder Tuch bezogen waren — noch im 15. Jahrhundert hatten selbst die Rathhäuser in vielen Städten nur Tuchfenster — und daß Rauchfänge und Heizapparate nur sehr langsam aus ihren primitiven Formen zu solchen sich entwickelten, wie sie heutzutage keiner Tagelöhnerwohnung fehlen. Der Reichthum der Geschlechter und ihre höhere Bildung ermöglichte und verlangte es freilich, daß die patrizischen Wohnungen („Höfe", „Gesäße") nach Möglichkeit bequem und schön eingerichtet wurden; aber doch gelangten auch die adeligen Stadthäuser erst im späteren Mittelalter zu jenem stattlichen äußeren Ansehen und jener zierlichen und prächtigen inneren Einrichtung, auf welche der Landadel mit neidischen Augen blickte. Jahrhunderte haben daran gearbeitet, Nürnberg zu jenem Schatzkästlein mittelalterlicher Architektur zu machen, als welches wir

diese Stadt noch heute bewundern, und erst im 14. und mehr noch im 15. und 16. Jahrhundert entstanden in Augsburg, Ulm, Frankfurt, Mainz, Köln und anderen deutschen Städten jene stolzen Patrizierhöfe, welche der Handelsreichthum ihrer Bewohner mit kostbarem Getäfel und zierlicher Tapezerei, mit reichem Mobiliar, farbenbunten Teppichen und kostspieligen Kunstgegenständen, mit bemalten Glasfenstern und mit „Tresuren" ausschmückte, welche von einer Fülle silberner und goldener Geschirre funkelten. In diesen Stadthäusern begann nach den furchtbaren physischen und moralischen Heimsuchungen, von welchen Deutschland im 13. Jahrhundert betroffen wurde, dem Interregnum, der Pest („der große Sterbent" oder „der schwarze Tod"), den Geißlerfahrten und Judenschlächtereien, ein verschwenderisch-üppiges Leben sich zu entfalten, welches mit dem an den Fürstenhöfen wetteiferte oder dasselbe wohl gar überbot. „Darnach, sagt die Limburger Chronik, da das Sterben, die Geißelfahrt und Judenschlacht ein Ende hatten, da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein."

Dieses fröhliche Stadtleben war schon zur angegebenen Zeit nicht ohne eine starke Beimischung von Ueberspannung und Ueberfeinerung. Die ritterlichen Bräuche spielten da häufig in eine Phantasterei hinüber, welche der eines Ulrich von Lichtenstein wenig nachgab. So stoßen wir in der Geschichte von Magdeburg auf ein wunderliches Turnier, welches die Geschlechter dieser Stadt i. J. 1229 veranstalteten und wobei alle theatralischen Mittel aufgeboten wurden, über welche die Zeit zu ver-

fügen hatte. Die seltsamste dieser Veranstaltungen war, daß zum Turnierpreis ein schönes Mädchen bestimmt wurde, wahrscheinlich ein „lichtes Fröwlein", d. i. eine fahrende Dirne. Um diesen Preis mühten sich die magdeburger, goslarer, hildesheimer, braunschweiger und quedlinburger Patrizier im Speergesteche und ein alter Kaufherr aus Goslar gewann die Schöne[102]). An Zeitvertreib fehlte es den Städterinnen überhaupt viel weniger als den adeligen Damen auf dem Lande. Täglich gab es etwas zu schauen, zu hören, zu lachen, denn das ganze Volk der „Fahrenden", d. h. alle die Spielleute, Gaukler, Marktschreier suchten und fanden in den Städten die reichste Weide. Auch waren die Stadtjunker keineswegs weniger galant als die Landjunker, im Gegentheil! Sie gaben sich alle erdenkliche Mühe, Mädchen und Frauen gegenüber ihre Höfischkeit im vollsten Glanze zu zeigen. Hatten sie ihren Schönen bei Hochzeiten und Geschlechtertänzen, bei Schlittenfahrten und Fastnachtsmummereien gedient, so zogen sie Nachts wohl noch „mit einer Lautten" vor die Kammerfenster der Angebeteten, um ihnen galante Serenaden zu bringen[103]). Dann die zahllosen kirchlichen Feste, wie viel Nahrung mußten sie der weiblichen Schau-

---

102) Rathmann, Geschichte der Stadt Magdeburg II, 143 fg. Hüllmann, Städtewesen, II, 184 fg.

103) Aus einer von Bernhard Rohrbach, einem Mitglied der berühmten adeligen Stubengenossenschaft zum Limburg in Frankfurt a. M., verfaßten Handschrift des 15. Jahrhunderts hat Römer-Büchner so ein Ständchen mitgetheilt (Zeitschr. für die Kulturgesch. 1856, S. 62). Wir erfahren daraus, welche gemüthlichen und

lust bieten, wie viel Gelegenheit gaben sie modischen Stadtdamen, sich im besten Staate sehen und bewundern zu lassen! Hatte doch die Kirche dafür gesorgt, den ganzen Kultus sinnlich-anziehend, ja künstlerisch zu gestalten, und wußte sie doch sogar das Vergnügen der Menschen an theatralischen Darstellungen in den kirchlichen Schauspielen, in den aus der altchristlichen Liturgie herausgebildeten „Mysterien", zu einem Kultakt zu machen[104]).

---

leiblichen Vorzüge ein Frankfurter von damals an seinem Liebchen preiswürdig fand; denn das Ständchen sagt von der angesungenen Jungfrau: —

„Sie ist gar ohn Argelist,
An Zucht und Ehren ihr nit gebrist;
Sie ist auch aller Tugend voll,
Was sie thut, das ziembt ihr wohl.
Sie ist so tugendhaft und fein
Und leucht recht als der Sonnenschein;
Sie gleicht auch wohl dem hellen Tag,
Kein Mensch ihr Lob schön preisen mag.
Sie hat ein rosenfarben Mund,
Zwei Wängelein fein zu aller Stund;
Sie hat ein schönes goldfarb Haar,
Zwei Aeugelein lauter und klar.
Ihr Zähn sind weiß als Helfenbein,
Ihre Brüstlein die sind rund und klein,
Ihre Seiten die sind dünn und lang,
Ihre Händlein schmal und dazu blank,
Ihre Füßlein schlecht und nit zu breit, —
Der Ehren Kron sie billich freit."

104) Manchmal gestalteten sich diese kirchlichen Schauspiele, welche insbesondere zur Weihnachts- und Osterzeit aufgeführt wur-

Wenn vollends ein so munterer Herr und entschiedener Frauenverehrer, wie Kaiser Sigismund einer war, in

---

den und jetzt noch in den „Passionsspiel" von Oberammergau in Baiern fortleben, durch ihre monströs lange Dauer auch zu einer Art Bußakt, mit welchem dann ein förmlicher Ablaß verknüpft war. So wurde in England während der Regierung Heinrichs des Vierten ein Mysterium von der Weltschöpfung und dem Weltende zu Chester agirt, welches volle acht Tage spielte und wobei den Zuschauern, welche dem frommen Spiele vom Anfang bis zum Ende anwohnen würden, ein tausendjähriger Ablaß zugesichert wurde (Collier, history of English dramat. poetry, II, 173). Noch mehr vertrug in Frankreich ein frommes Publikum im 15. und 16. Jahrhundert; denn wir erfahren von Mysterienaktionen zu Valenciennes und Bourges, welche 25, ja sogar 40 Tage währten (Didron, Annales archéologiques, XIII, 16). Bemerkenswerth ist, daß, wie in Spanien, so auch in Deutschland die Mysterien eine Haltung bewahrten, welche den religiösen Gegenständen, die sie behandelten, angemessen war, während die italischen und französischen Mysterien häufig in einen obscönen und mitunter geradezu gotteslästerlichen Ton verfielen. In Italien mußte Papst Innocenz der Dritte schon im J. 1210 die Betheiligung der Geistlichen an den ausgearteten Mysterienspielen, sowie die Aufführung derselben in den Kirchen untersagen. Auch in unsern deutschen Mysterien geht es nicht ganz ohne mittelalterliche Naivetäten und Plumpheiten ab; aber meines Wissens ist noch keines aufgefunden worden, welches auch nur entfernt so freche Situationen und Auslassungen enthielte, wie manche der französischen sie enthalten. In einem der letzteren hilft die Jungfrau Maria einer von ihrem Beichtvater schwangeren Aebtissin aus der Patsche, beraubt dann ein vorwitziges Weibsbild ihrer Hände, welche sich überzeugen wollten, ob die Mutter Gottes wirklich eine Jungfrau sei, und reicht ferner einem Bischof Milch aus ihren eigenen Brüsten. In einem andern französischen Mysterium

einer Stadt des Reiches einsprach, da ging es außerordentlich hoch und hellauf her und trieben die schönen Städterinnen mit der kaiserlichen Majestät so ausgelassene Scherze, daß selbst die muthwilligsten Damen unserer heutigen steifleinenen Gesellschaftskreise schon vor dem bloßen Gedanken daran zurückschrecken würden. In Wahrheit, die Unbefangenheit unserer Ahnmütter war groß. Als Sigismund im J. 1414 zu Straßburg Hoflager hielt, brach eines Morgens „zur Primenzeit" eine Bande munterer Damen in das kaiserliche Quartier, um den noch schlafenden Kaiser herauszuholen. Sie ließen ihm nur Zeit, einen Mantel umzuwerfen, und zogen den Barfüßigen mit sich fort. So tanzte er mit ihnen durch die

---

wird die heilige Barbara an den Beinen aufgehangen und bleibt in dieser anstößigen Stellung zum Ergötzen des Publikums eine gute Weile hängen. In einem dritten schläft Gott der Vater droben im Himmel auf seinem Thron, während drunten auf der Erde Christus am Kreuze stirbt. Ein Engel weckt den Schlafenden mit den Worten: „Père éternel, vous avez tort et devriez avoir vergogne. Votre fils bien aimé est mort et vous dormez comme un ivrogne. Gottvater: Il est mort? Engel: D'homme de bien. Gottvater: Diable m'emporte, qui en savais rien!" (Gebrüder Parfaiet, Histoire du théatre François [1745 fg.], I, 227. Beauchamps, Recherches sur les théatres de France [1735], I, 235.) Man müßte die Vorführung solcher Scenen für durchaus unglaulich halten, wüßte man nicht, daß in demselben Frankreich, wo derartiges agirt wurde, die Kirche es duldete, daß bei den Narren- und Eselsfesten (s. darüber meine Geschichte der Religion III, 274 fg.) ihre Altäre und Kulthandlungen aufs schnödeste verunehrt und travestirt wurden.

Gassen, und als der singende, tanzende, lärmende Zug in die Korbergasse gekommen, kauften die Frauen dem lustigen Reichsoberhaupt ein Paar Schuhe „umb 7 Kreuzer" und zogen ihm dieselben an. Und „maßen der König ein weiser schimpflicher (gutgelaunter, humoristischer) Herr, hat er zugelassen, wie die Weiber mit ihm gehandelt, kam zum Hohenstege, tanzte und fügte sich wieder in seine Herberg und rugte. Hernach am Freytag und Samstag da was groß Kurzweil von Hoffieren und Tantzen in Straßburg"[105]).

Weniger harmlos ist folgende würzburger Novelle, welche uns Meister Konrad von Würzburg, der vielseitigste, fruchtbarste und zierlichste Poet der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, erzählt hat. In der guten Stadt Würzburg lebte eine Fügerin (vuegerinne, Kupplerin), welche manche stille, aber wenig ehrenhafte Hochzeit schuf und fügte. Eines Tages, da es ihr an Brot und Beschäftigung mangelte, ging sie zur Messe, um sich nach Kundschaft umzusehen. (Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß im frommen Mittelalter auch in Deutschland die Kirchen häufig dazu dienen mußten, wozu sie in Italien, Spanien und Frankreich noch jetzt dienen, zur Einfädelung von Liebesintriken nämlich.) Einer der Chorherren am Münster, der Domprobst Heinrich von Rothenstein, ging durch den Dom und die Fügeren machte sich alsbald an ihn, ihm ins Ohr wispernd: „Es entbietet Euch Freundschaft, Huld und Gruß eine schöne Frau, die

105) Lehmanns Speierische Chronik, S. 797.

ihre Sinne und ihr Herz Euch zugewandt hat.“ Dem geistlichen Herrn däuchte das mächtig gut. Er griff in seinen Geldsäkel, gab der „lieben Mutter“, wie er die Kupplerin nannte, eine Handvoll Münze und bat sie, das weitere zu besorgen. Als er weggegangen, sah die Fügerin ein „schön minniglich Weib“ in die Kirche treten und alsbald trat sie dasselbe an, der Schönen vertrauend, der „tugendlichste“ Mann sei von ihrer Minne todwund und nur sie könne ihn heilen. Die Frau wurde roth, sagte aber doch mit Lachen, die Fügerin sollte ihr nach beendigter Messe mehr sagen. Sofort ging die Kupplerin und kaufte einen seidenen Gürtel, welchen sie der aus der Messe kommenden Frau als ein angebliches Geschenk des Minners anbot. Die Schöne nahm das Geschenk und erklärte ihre Bereitwilligkeit, Nachmittags in dem Häuschen der Fügerin zum Stelldichein mit ihrem Liebhaber zu erscheinen. Sie kam auch wirklich, angethan mit einem „behaglichen Kleid.“ Die Fügerin eilte, den Domprobst herbeizuholen, allein unglücklicher Weise war dieser durch ein dringliches Geschäft zu erscheinen verhindert. In dieser Verlegenheit begegnete die Kupplerin einem stattlichen Mann von etwa dreißig Jahren, der ihr alsbald zum Stellvertreter des Domprobstes ganz passend schien. „Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch zum Genuß eines schönen Weibes helfe?“ redte sie ihn an und der Angesprochene versprach ihr guten Lohn, folgte ihr auch sogleich, das Liebesabenteuer zu bestehen. Die im Häuschen der Fügerin harrende Schöne erkannte jedoch in dem Daherkommenden mit Schrecken ihren eigenen Mann,

faßte sich aber schnell und überfiel den Eintretenden mit Scheltreden über seine Treulosigkeit und mit Backenstreichen, nach welcher Krisis das leichtfertige Ehepaar sich versöhnte[106]). Wie hier ein Domprobst, so spielen in den Sittenschilderungen unserer mittelalterlichen Dichter die Geistlichen und Mönche überhaupt eine vortretende Rolle und es konnte auch gar nicht ausbleiben, daß zu einer Zeit, wo die Städte von geistlichen Cölibatären ordentlich wimmelten[107]), ein großer Theil der herrschenden Zuchtlosigkeit auf ihre Rechnung kam. Mitunter wurden die minnesüchtigen Kuttenträger freilich garstig abgeführt. So z. B. in der Erzählung von den drei Mönchen zu Kolmar, wo zuerst ein Predigermönch, dann ein Barfüßermönch, endlich ein Augustinermönch eine beichtende Frau im Beichtstuhle zum Ehebruch verführen will, aber alle drei an der Tugend der Schönen schmählich scheitern[108]). Ein sehr schönes Zeugniß von bürgerlicher Frauentreue bringt auch die Erzählung „Von den ledîgen wiben", wo eine züchtige Kaufmannsfrau

---

106) Gesammtabenteuer, I, 193 fg. Das Gewerbe der Kuppelei scheint sehr in Flor gestanden zu haben (vgl. d. Ged. „Der Spalt in der Wand", Liedersaal III, 539 fg.); obgleich man überwiesene Kupplerinnen („drivende meghede, de andere vrowen verschündet") da und dort, z. B. in Braunschweig lebendig begrub. Rechtsalterth. 694.

107) Dieser Ausdruck erscheint gewiß nicht übertrieben, wenn man erwägt, daß die Pest des schwarzen Todes im Minoriten-Orden allein 124,434 Mönche wegraffte.

108) Liedersaal, I, 309 fg.

durch ihre bescheidene Tugend den leichtsinnigen Eheherrn aus den Schlingen habsüchtiger Buhlerinnen losmacht und zu seiner Pflicht zurückführt[109]).

Wenn ein Kenner des deutschen Stadtlebens im Mittelalter, welcher von romantischen Neigungen keineswegs ganz frei ist, sich gedrungen fühlt, zu sagen, daß man sich gegen die völlig haltlose Annahme eines züchtigen oder gar sentimentalen Mittelalters fortwährend verwahren müsse[110]), so bieten unsere mittelalterlichen Städtegeschichten zahllose Motive zu einer Verwahrung dieser Art. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts entwarf Aeneas Silvius Piccolomini, nachmals Papst Pius der Zweite eine Beschreibung von Wien, in welcher die glänzenden Farben so wenig gespart sind, daß man stark versucht ist, manches von dem, was der Italiener über die Pracht der genannten Stadt beibringt, für Uebertreibung einer südlichen Einbildungskraft zu halten. Wie die aufgesetzten Lichter mögen dann auch die Schlagschatten in diesem Gemälde zu grell sein. Aber im Ganzen trägt Piccolomini's Schilderung der wiener Sitten von damals doch den Charakter der Wahrheit, und zwar mehr noch als in dem lateinischen Original in der treuherzigen Ausdrucksweise der deutschen Uebersetzung, welche Albrecht von Bonstetten um 1490 gefertigt hat. Wir treten da mitten in eine in voller Zersetzung begriffene Gesellschaft. Schier alle

109) Gesammtabenteuer, II, 219 fg.

110) Roth von Schreckenstein, d. Patriziat in d. d. Städten, S. 86.

Bürger, heißt es, halten Weinhäuser und Tavernen, laden gute Trinker und „lichte Frölein" (Freudenmädchen) herein und geben ihnen umsonst zu essen, damit sie desto mehr trinken mögen. Das Volk ist ganz dem Bauch ergeben und verthut am Sonntag, was es die Woche über erworben hat. Oeffentlicher Dirnen gibt es eine große Zahl, aber auch die wenigsten Ehefrauen sind mit einem Manne zufrieden. Die Edelleute machen daher häufige Besuche in Bürgerhäusern, wo dann der Hausherr Wein aufträgt und beiseite geht, um den Gast mit der Hausfrau allein zu lassen. Viele Mädchen nehmen Männer ohne Vorwissen ihrer Väter und die Wittwen warten den Verlauf des Trauerjahres nicht ab, um sich wieder zu verheiraten. Reiche Kaufleute, wenn sie alt geworden, nehmen blutjunge Mädchen zur Ehe, welche dann, bald zu Wittwen geworden, ihre Hausknechte heiraten, junge Kerle, mit denen sie zuvor „den Brauch des Ehbruchs oft gehept hand." Man sagt auch, daß viele Frauen ihre Männer, deren sie überdrüssig, mittels Giftes aus dem Wege räumen. Ganz offenkundig aber ist, daß Bürger, welche sich herausnehmen, in den vertrauten Umgang ihrer Frauen und Töchter mit den Edelleuten störend einzugreifen, von den letzteren ohne weiteres umgebracht werden[111]). Das ist gewiß kein schmeichelhaftes Sittenbild. Allein anderwärts ging es gerade so oder wenigstens nicht viel besser zu, wie denn im

111) Aen. Sylvii opera, p. 718 seq. Das Kloster, VI, 658 fg.

Mittelalter rücksichtlich fleischlicher Ausschritungen eine unverhältnißmäßig laxere Ansicht gäng und gäbe war als heutzutage, wenigstens in den bürgerlichen Kreisen. Es konnte auch der deutsche Norden dem deutschen Süden durchaus nichts vorwerfen: Völlerei und zügellose Geschlechtslust grassirten in den norddeutschen Städten gerade wie in den süddeutschen. So huldigten um 1476 zu Lübeck die partrizischen Damen der Mode, sehr dichtgewobene Gesichtsschleier zu tragen, und sie wußten wohl, warum. Denn unter dem Schutze solcher Schleier vermochten sie unerkannt Abends in die Weinkeller zu gehen, um an diesen Stätten der Prostitution Matrosenorgien mitzufeiern [112]).

Dem Laster tritt das Verbrechen nach, wie der Ursache die Wirkung. Welche verbrecherischen Folgen die geschlechtlichen Ausschweifungen im Mittelalter hatten, läßt schon die angelegentliche Fürsorge errathen, womit die Strafjustiz Vorkehrungen dagegen zu treffen suchte. Wenn die Grausamkeit der Strafrechtspflege jemals eine Förderin der Sittlichkeit sein könnte, so hätte sie das zu jener Zeit sein müssen. Sie war es aber keineswegs, wie die fortwährende Erneuerung und Verschärfung der Strafansätze für an und von Frauen begangene Verbrechen klärlich darthut. An Jungfrauen oder Frauen verübte Nothzucht („Noth", „Nothnumft,) wurde mit dem Tode bestraft; in einigen Städten, wie z. B. in Augsburg, selbst dann, wann öffentliche Dirnen die Opfer solcher Brutalität waren. Die gewöhnliche Hinrichtungsweise

112) Becker, Gesch. d. Stadt Lübeck, I, 281.

des Nothzüchtigers war die Enthauptung[113]). Allein an manchen Orten, z. B. in Hessen und Schwaben, wurde der Verbrecher, falls die Geschändete eine Jungfrau gewesen, lebendig begraben, und zwar so, daß dem in die Grube Gestoßenen ein spitzer Pfahl auf die Brust gesetzt und durch das Herz getrieben ward, nachdem die Genothzüchtigte den ersten Schlag darauf gethan hatte. Um jedoch den Verbrecher der Strafe zu überliefern, durfte das Opfer nicht schamhaft mit der Anzeige zögern. Das altbaierische Recht bestimmte: „Es soll ein ehlich Frau, die genothzogt wird, wenn sie aus seinen (des Thäters) Händen und aus seiner Gewalt kommt, mit zerbrochenem Leib, flatterndem Haar und zerrissenem Gebänd zuhand hingehend laufen, das Gericht suchen und ihr Laster (d. h. ihr Unglück, ihre Schmach) weinend und schreiend klagen." Das melrichstadter Weisthum schrieb vor: „Wo Eine genothzucht würde, so soll sie laufen mit gesträubtem Haar, ihren Schleier an der Hand tragend, allermänniglich wer ihr begegnet um Hülfe anschreien über den Thäter; schweigt sie aber diesmal still, soll sie hinfür auch stillschweigen." Aehnlich andere Statute, oft mit für moderne Ohren zu derben Einzelnheiten. Die im Ehebruch Ergriffenen wurden enthauptet, manchen Ortsrechten zufolge aber auch lebendig mitsammen begraben. Auf Blutschande stand Einziehung des Vermögens, auf Bigamie die Todesstrafe. Kindermör-

---

113) Wer ain Junkfrawen oder ander Frawen nothzogt, dem sol man den Hals abschlahn. Salzburger Stadtr. v. 1420.

derinnen wurden enthauptet oder „gesäckt", d. h. in einen Sack vernäht und so ins Wasser geworfen, wie denn das Ertränken überhaupt eine gangbare Hinrichtungsart für Frauen war. Mitunter wurde dieselbe noch dadurch verschärft, daß man Nattern und andere Thiere zu der Verurtheilten in den Sack that, eine Barbarei, welche da und dort bis ins 18. Jahrhundert hinein aufrecht erhalten wurde: noch im J. 1734 ward in Sachsen eine Kindsmörderin ertränkt, zu welcher man einen Hund, eine Katze und eine Schlange in den Sack gethan. Das häufig vorkommende Aussetzen von Kindern machte den mittelalterlichen Magistraten vor Einrichtung der Findelhäuser — (Nürnberg hatte schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts ein solches, in Mailand war aber bereits i. J. 787 eins gestiftet worden) — viel zu schaffen. In Basel muß dieses Verbrechen während des 14. Jahrhunderts häufig vorgekommen sein, denn der Rath verschritt zu der Strafandrohung, daß die Aussetzerinnen von Kindern in den Rhein geworfen werden sollten[114]. Neben ihrer Härte zeigte die Strafjustiz des Mittelalters zuweilen auch einen rohen Humor auf. So, wenn böse Weiber, welche ihre Männer geschlagen hatten, rücklings auf einen Esel gesetzt und in einer Prozession, bei welcher es sicherlich an Scherzen, die nicht zu den feinsten gehörten, nicht fehlte,

---

114) Sachsenspiegel, II, 13; III, 46. Schwabenspiegel, 174, 201, 254, 311. Grimm, Rechtsalterth. 633, 691, 694, 697. Reyscher u. Wilda, Zeitschr. f. d. R. V, 1 fg. IX, 330 fg. Basel im 14. Jahrh. S. 33.

durch den ganzen Ort geführt wurden. In St. Goar am Rheine bestand dieser alte Brauch bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts[115]).

Von dieser Ausbeugung in das Gebiet der Strafrechtspflege kehren wir auf das ansprechendere städtischer „Fröhlichkeiten" zurück, wo wir gegen das Ende des Mittelalters hin einen Reichthum und Aufwand entfaltet sehen, der nicht selten in Pralerei und Prasserei ausschlug und auf die Sitten einen schlimmen Einfluß übte. Wohl kann und muß angenommen werden, daß selbst jetzt noch eine große Anzahl auch der reicheren Stadtfrauen ihre Befriedigung darin fand, rechte Hausfrauen vorzustellen, und daß sie ihre Zeit darauf verwandten, die Kinder zu pflegen und zu erziehen, für Küche und Keller zu sorgen und mit den Mägden zu spinnen und zu weben; allein viele Patrizierinnen hatten doch schon die Stellung einer emsigen Hauswirthin mit der einer vergnügungssüchtigen Modedame vertauscht. Es mußte so kommen, wenn sogar Handwerker, welche das Glück begünstigt hatte, in den Städten auf fürstlichem Fuße lebten und ihren Töchtern Hochzeiten ausrichteten wie im J. 1493 jener augsburger Bäckermeister Veit Gundlinger. Die Braut hatte ein blaues Seidenkleid an, dessen einzelne Stücke mittels schmaler Tressen zusammengenäht waren, und darüber ein Oberkleid, dessen Saum eine breite Goldspange bildete. Eine zweite schwere Goldspange diente ihr als Gürtel und ihre Armbänder waren mit Edelsteinen besetzt. Sie trug

115) Zeitsch. f. d. Kulturgesch. 1857, S. 96.

Schuhe, welche reich mit Silber „beblecht“ waren, und der Chronist vergißt auch nicht, der aus Goldfäden gewirkten Strumpfbänder zu erwähnen. Kurz, die schöne Bäckerstochter war an ihrem Ehrentage so prächtig herausgeputzt, daß „die Leut' uff der Gassen am Anblick des köstlichen Brütleins sich nit ersättigen konnten.“ Nach geschehener Trauung speis'ten die Hochzeitgäste an sechzig Tafeln und zwar so, daß je an einem Tische zwölf Junggesellen und Ehemänner, Mädchen und Frauen zusammen saßen, woraus erhellt, daß der früher berührte „höfische“ Brauch, Herren und Damen abgesondert speisen zu lassen, wenigstens in den Städten zu dieser Zeit schon völlig beseitigt war. Die Hochzeit währte acht Tage lang, und wenn man bedenkt, daß zur Speisung seiner Gäste Meister Gundlinger 20 Ochsen, 30 Hirsche, 40 Zicklein, 46 Kälber, 95 Schweine, 25 Pfauen, 1006 Gänse, 515 Wildvögel, 15,000 Fische und Krebse angeschafft und verbraucht hat, so wird man es erklärlich finden, daß schon am siebenten Tage des Festes von den 270 Gästen viele „wie todt hinfielen“, weil sie einer sochen Gastfreiheit allzu viel Ehre erwiesen hatten[116]). Feiner und zierlicher ging es zu jener Zeit bei den patrizischen Hochzeiten in Frankfurt a. M. her. Wenn die Verlobung eines Paares im Kreise der Familie stattgehabt, schenkte der Bräutigam seiner Braut einen Ring und ein Paar goldener Armspangen, wogegen sie ihn mit einem „stattlich verneheten Fatznetlein“ begabte. Am Hochzeittag gingen

116) Kuriositäten, I, 214 fg.

die Brautleute, von ihren Verwandten und Freunden beiderlei Geschlechts in feierlichem Zuge begleitet, zum Münster, Spielleute mit Geigen und Lauten, Pfeifen Trompeten und Pauken vorauf. Waren Bräutigam und Braut Junggesell und Jungfrau, schritten sie beim Kirchgang zwischen ledigen Ehrengespielen und Ehrengespielinnen einher. Wittwer und Wittwe hatten verheiratete Personen zu Ehrengeleitern und zogen „ganz still und ohne einige Musika" nach der Kirche. Nach beendigtem Festmahl, welches „nit länger als drei Stunden verzoge", fügte sich jedermann zum Tanz und „dorfften über fünf Paar nit dantzen, wegen der langen Schleif- oder Schweif, so die Frauwen an den Röcken trugen, etlich Ehlen lang" — eine Mode, welche, beiläufig bemerkt, schon im 13. Jahrhundert einen Prediger zu der Aeußerung veranlaßt hatte, dieser „Pfauenschweif sei der Tanzplatz der Teufelchen und Gott würde, falls die Frauen solcher Schwänze bedurft hätten, sie wohl mit etwas der Art versehen haben"[117]). Wenn es dunkel geworden, wurde der Fackeltanz gehalten und zwar so, daß ein Junggesell mit einer brennenden Fackel dem Vortänzer voranschritt und ein zweiter Fackelträger den Reihen beschloß.

---

117) Cäsarius von Heisterbach (Dialogus, V, 7) spricht seinerseits von einer Mainzerin, welche pomphaft und pfauenbunt („pompatice et ad similitudinem pavonis variis ornamentis picta") zur Kirche ging. Auf ihrer übermäßig langen Schleppe („cauda vestimentorum, quam habebat post se longissimam") sah man, wie der gute Mönch ernsthaft hinzufügt, „eine Menge von Teufelchen tanzen."

Frauendienstes zur Veredelung des Verhaltens der beiden Geschlechter unter einander thatsächlich doch blutwenig beigetragen habe und daß wir daher früheren Ortes mit gutem Grund den Unterschied betonten, welcher zwischen der romantischen Minnetheorie und Minnepraxis statthatte, in Deutschland wie allenthalben.

Die Ausüberinnen der gewerbsmäßigen Unzucht zerfielen im Mittelalter in zwei, freilich nicht streng geschiedene Klassen, in fahrende und in seßhafte Dirnen. Die ersteren zogen den Jahrmärkten, Kaiserkrönungen, Reichstagen, Turnieren, Kirchenfesten, Koncilien und anderen Versammlungen der mittelalterlichen Gesellschaft nach und zwar oft so massenhaft, daß z. B. die Angaben über die Zahl der Lustdirnen, welche sich während des Koncils von Konstanz daselbst aufhielten, zwischen 700 und 1500 schwanken. Eine dieser Dirnen soll während der Kirchenversammlung 800 Goldgulden an Sündensold eingenommen haben, eine für jene Zeit außerordentlich bedeutende Summe. Den Kriegsheeren folgte ebenfalls eine große Anzahl fahrender Frauen, und weil sie sammt dem übrigen Lagertroß unter dem Befehl des Generalprofoß's standen, so führte dieser noch in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges den amtlichen Titel „Hurenweibel.“ Die seßhaften Dirnen, die „Frauenhäuserinnen“, hausten in den „Frauenhäusern“, deren größere Städte mehrere hatten, während selbst kleinere und kleinste gewöhnlich wenigstens eine solche Anstalt aufweisen konnten. Die Frauenhäuser oder „Töchterhäuser“ oder „offene Häuser“ oder — lucus a non lucendo — „Jungfernhöfe“ lei-

teten ihre Benennung von den abgesonderten Räumen her, worin im früheren Mittelalter die Frauen den häuslichen Arbeiten obgelegen hatten. So drückte also das Wort Frauenhaus ursprünglich einen ganz ehrbaren Begriff aus, gerade wie das entsprechende Wort „Bordell," welches vom angelsächsischen Borda (ein kleines Haus) gebildet ist. Eine Bordmaget hieß im altfriesischen Gesetze nicht etwa eine öffentliche Dirne, sondern eine simple Hausmagd. Die Frauenhäuser, zu „besserer Bewahrung der jungfräulichen und fraulichen Ehre", nämlich der Bürgerinnen, geduldet und unterhalten, waren Eigenthum der Städte und wurden an „Frauenwirthe" (Ruffiane, Riffiane) gegen einen bestimmten Wochenzins verpachtet. Nicht selten war auch der Ertrag dieser Institute ein landesherrliches Regal oder ein Lehen geistlicher und weltlicher Dynasten. Das Frauenhauswesen war so zu sagen mit deutscher Gründlichkeit geordnet. Allgemeine Geltung scheinen die zwei Grundsätze gehabt zu haben, daß eine städtische Frauenhausbande nicht aus der Stadt selbst, sondern aus der Fremde sich rekrutiren mußte und daß nur ledige, keine verheirateten Weibspersonen in die Frauenhäuser aufgenommen werden sollten. Ehemännern, Geistlichen und Juden sollte der Zutritt von dem Wirth verweigert werden, allein nur in Betreff der Juden wurde diese Vorschrift mit einiger Strenge durchgeführt. Wissen wir doch, daß vornehmen Gästen erwiesene städtische Gastfreiheit auch das Freihalten derselben in den Frauenhäusern in sich begriff. So wurde Kaiser Sigismund mit seinem Gefolge i. J. 1413 im

Frauenhaus zu Bern und i. J. 1434 im Frauenhaus zu Ulm freigehalten. Das Verhältniß des Frauenwirths zur Stadt und das der feilen Frauen zum Wirth war des genauesten geregelt und die Bestimmungen über Kostgebung, Vertheilung des Gewinnstes u. s. f. gingen bis ins einzelnste. An den Vorabenden und Vormittagen von Sonn- und Festtagen waren die Jungfernhöfe geschlossen. Die Behandlung der Frauenhäuserinnen von Seiten der Magistrate war in den verschiedenen Städten verschieden. In einigen waren sie hart gehalten, dem Henker zur Aufsicht übergeben und wurden auf dem Schindanger begraben; in anderen genossen sie gewisser Vorrechte, durften bei städtischen Fröhlichkeiten mit Blumensträußen geschmückt erscheinen und in Leipzig sogar alljährlich beim Beginn der Fastenzeit eine solenne Prozession durch und um die Stadt halten. Sie erfreuten sich auch der Vortheile des Zunftzwangs, und wie die Handwerker jeden unzünftigen Konkurrenten als „Bönhasen" verfolgten, so bekriegten die Insassinnen der privilegirten Frauenhäuser die Priesterinnen der Winkelprostitution als nichtzünftige und also unberechtigte Bönhäsinnen Im Jahr 1462 reichten die Bewohnerinnen des nürnberger Frauenhauses bei dem Rath eine Vorstellung ein, „daß auch andere Wirthe Frauen halten, die Nachts auf die Gassen gehen und Ehemänner und andere Männer beherbergen und solches (d. i. ihr Gewerbe) inmaßen und viel gröber denn sie es halten in dem gemeinen (d. i. privilegirten) Tochterhaus, daß solches zum Erbarmen sei, daß solches in dieser löblichen Stadt also gehalten

werde." Der Bescheid des Rathes ist nicht bekannt, läßt sich aber errathen, wenn man erfährt, daß bei einer späteren ähnlichen Veranlassung, i. J. 1508, der Magistrat den Frauenhäuserinnen erlaubte, ein unprivilegirtes Prostitutionshaus förmlich zu stürmen. Da und dort ging die Toleranz gegen die gelüstigen Fräulein so weit, daß man ihnen „um ihrer Aufopferung für das gemeine Beste willen" das Stadtbürgerrecht schenkte. Anderwärts bestanden Stiftungen, aus welchen an leichte Fräulein, denen es gelungen war, zu einer ehrlichen Heirat zu kommen, eine Mitgift verabreicht wurde.

Daß feile Frauen sich durch möglichst glänzenden Putz auszeichnen, liegt noch heute in der Natur ihrer Stellung. Das Mittelalter hielt aber darauf, daß die Aushängeschilde weiblicher Feilheit recht kenntlich seien, und schrieb daher den Lustdirnen besondere Abzeichen vor, ein auffallendes Kleidungsstück oder auch eine uniforme Farbe der Röcke oder Mäntel. Grün scheint die am häufigsten vorgeschriebene Farbe gewesen zu sein. In Augsburg mußten die gelüstigen Fräulein einen zwei Finger breiten grünen Streifen am Schleier tragen, in Leipzig kurze gelbe Mäntel, die mit blauen Schnüren benäht waren, in Bern und Zürich rothe Mützen. Zuweilen brauchte eine Stadtobrigkeit auch den Kunstgriff, ausschweifende oder luxuriöse Kleidermoden, welche sie ehrbaren Frauen untersagte, den Buhldirnen zu erlauben und solche Moden dadurch anstößig und verächtlich zu machen, was freilich keineswegs immer gelang. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin hatte die Prostitution

in deutschen Landen erschreckende Dimensionen angenommen und das Hinzutreten der Lustseuche steigerte das Unwesen zu einer öffentlichen Kalamität, welche entsetzliche Verheerungen anrichtete. Es mußte auf Abhilfe Bedacht genommen werden, und da sich mit dem zur Reformationszeit eingetretenen Kulturaufschwung auch das sittliche Gefühl wiederum für eine Weile mehr belebte, so wurden vom 16. Jahrhundert an in den meisten Städten die Frauenhäuser geschlossen, um — später unter anderem Anstrich abermals geöffnet zu werden. Uebrigens hatte schon der Katholicismus ernstgemeinte Versuche gemacht, die Prostitution zu beschränken und den leichten Fräulein einen Ausweg aus dem Lasterleben zu eröffnen. Zu diesem Zwecke waren in Nürnberg, Regensburg und an vielen andern Orten klösterliche Zufluchtsstätten für solche Frauenspersonen gestiftet worden, welche aus Lustdirnen zu „Reuerinnen“ werden wollten. So hieß man diese Büßerinnen, welche oft, aber grundloser Weise mit den Beguinen (Begeinen, Beginen) verwechselt worden sind. Was die frommen Stiftungen zu Gunsten der Reuerinnen bezweckten, sagt klar der Steuerbefreiungsbrief, welchen Herzog Albrecht dem 1384 in der Singerstraße zu Wien durch mehrere fromme Rathsglieder gegründeten Kloster verlieh. Es heißt darin, daß dieses Haus und Stift bestimmt sei für „die armen freien Frauen, die sich aus den offenen Frauenhäusern oder sonst vom sündigen Unleben zur Buße und zu Gott wenden“ [135]). Es hat sich dem-

135) Stumpf, des gr. gem. Konciliums zu Konstanz Beschreibung (1541), wieder abgedr. in Scheible's Kloster VI, 333 fg.

nach jene werkthätige Milde und Barmherzigkeit, welche neben den vielen Schattenseiten des Mittelalters eine seiner hellsten Lichtseiten bildet, auch den Opfern der Prostitution gegenüber rettend erwiesen. Freilich wurde das Erbarmen, welches reuige Sünderinnen fanden, nicht selten der weiblichen Tugend versagt. Ich erinnere nur an den grausamen Mord, welchen i. J. 1436 der Herzog Ernst von Baiern-München an der vielbesungenen Agnes Bernauer verüben ließ. Dieses engelhaft schöne Mädchen war die Tochter eines Baders zu Augsburg, wo Ernsts Sohn Albrecht sie kennen und lieben gelernt hatte. Der Prinz ehrte die Geliebte und noch mehr sich selbst indem er die züchtige Jungfrau nicht zu seiner Kebse erniedrigte, sondern in aller Form zu seiner Ehefrau erhob. Aber der Kastenstolz des herzoglichen Vaters anerkannte die Ehe nicht. Agnes wurde in Abwesenheit ihres Gatten auf des Herzogs Befehl in der Burg zu Straubing gewaltsam ergriffen, auf die Donaubrücke geschleppt und in

---

Münster, Kosmographie, S. 800. Lehmann, Speiersche Chronik, S. 721. Fronsperger, Kriegsbuch, I, 87; III, 65 fg. Siebenkees, Materialien zur Geschichte Nürnbergs, IV, 578 fg. 581, 386, 591, 599. Vulpius, die Vorzeit I, 151, 258. Kuriositäten, II, 575; IX, 397 fg. 407. Fischer, Geschichte d. d. Handels, I, 6 fg. Paul v. Stetten, Kunstgesch. d. St. Augsburg, II, 85. Meister, Gesch. d. St. Zürich, S. 102, 107, 151. Tillier, Gesch. d. Freist. Bern, II, 565. Jäger, Schwäb. Städtewesen im Mittelalter, I, 544 fg. Kirchner, Gesch. d. St. Frankfurt, I, 232 fg. Hormayr, Gesch. Wiens, IX, 33. Malblanc, Gesch. der peinl. Halsgerichtsordn. Karls V. S. 50. Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1858, S. 737.

den Strom hinabgestürzt. Die Flut wollte die schöne Unglückliche rettend ans Ufer tragen, da faßte sie einer der Schergen mit einer Hackenstange bei ihrem langen goldfarbenen Haar und stieß sie in die Tiefe....

Wir haben soeben der Frauenklöster als der Zufluchtsstätten für bereuende Magdalenen erwähnt: sie waren aber überhaupt Asyle für Mädchen, denen die Erreichung hausmütterlicher Bestimmung durch die Umstände versagt wurde. Wie im früheren Mittelalter, bewog auch jetzt noch religiöse Inbrunst manche Tochter vornehmer und geringer Familien, frühzeitig den Schleier zu nehmen; aber viele Mädchen traten auch erst dann ins Kloster, wann ihnen ihr Spiegel die bedenklichen Altjungfernzüge um Mundwinkel und Augen verrathen hatte. Die meisten vielleicht wurden Nonnen in Folge elterlicher Berechnung, denn die Klöster waren rechte Versorgungsanstalten für die mitgiftslosen Töchter des ärmeren Adels. Sie waren zugleich, wie früher bemerkt worden, weibliche Erziehungsanstalten, wenigstens viele. Die Novizen und die Klosterschülerinnen standen unter einer „Schulmeisterin", von welcher sie im Singen, Lesen und Schreiben und in den gottesdienstlichen Uebungen unterrichtet wurden. Das Bücherabschreiben machte eine Hauptbeschäftigung wie der männlichen so auch der weiblichen Klostergemeinden aus. Daneben lagen die Nonnen Handarbeiten ob, dem Nähen, Weben, Bortenwirken[136]),

136) Da waren vrouwen inne, die dienten Got mit sinne:
Die alten und die jungen lasen und sungen

Unter solchen Beschäftigungen, andächtigen Uebungen und harmlosen Zerstreuungen mag vielen sanftgearteten und anspruchslosen Nonnen in klösterlicher Stille und bei der nicht zu verachtenden Klosterkost das Leben sorglos und behaglich hingegangen sein. Aber es gab in den Frauenklöstern hinwieder andere Naturen, die, auch abgesehen von den giftigen Zwisten, welche die frommen Schwestern so häufig unter einander ausfochten, das Kloster nicht für eine Heimat, sondern für eine Hölle ansahen, weil sie entweder überhaupt nur gezwungener Weise den Schleier genommen oder weil sie erst nach der Einkleidung die leidige Erfahrung gemacht, daß ihnen unter dem Skapulier ein Herz schlug, dessen Glut an dem Spiel mit der Nonnen- oder Jesus-Puppe („Jeserl") kein Genüge fand[137]). Solche arme Nönnlein mochten in der Ein-

---

Ze ieslicher ir tage zit, si dienten Gote ze wider strît,
So si aller beste kunden, und muosen under stunden,
So si niht solden singen, naen oder borten dringen
Oder würken an der ram; ieglichiu wold' des haben scham,
Diu da muezik waere beliben; si entwurfen oder schriben.
Ez lert' diu schuole meisterin
Die jungen singen und lesen, wie si mit zühten solden wesen,
Beide, sprechen unde gên, ze kore nîgen unde stên.
Gesammtabenteuer, II, 23 fg.

137) Diese Puppen sollten den Seelenbräutigam der Nonnen vorstellen. Sie spielten damit wie die kleinen Mädchen mit ihren Tokken, putzten sie phantastisch heraus, hielten Zwiesprache mit ihnen und nahmen sie mit zu Bette. Vgl. Beichten, wie sie gebeichtet worden und vielleicht noch oft gebeichtet werden (1789), S. 40. Eine ältere und bessere Autorität ist Luther, welcher, einen Freund

samkeit ihrer Zellen manchesmal jenen Nonnenseufzer vor sich hinsummen, welcher im 14. Jahrh. in Form eines Liedchens sicherlich zuerst aus einer Nonnenbrust aufgestiegen ist[138]). Wäre es erwiesen, daß, wie wohl ohne Grund

vor einer unpassenden Heirat warnend, demselben schrieb: „Es wird dir gehen wie den Nonnen, zu den man geschnitzte Jesus legte. Sie sahen sich aber nach andern umb, die da lebeten und jnen besser gefielen." Tischreden Dr. M. L. Frankf. 1576, Fol. 307.

138) Got geb im ein verdorben jar,
Der mich macht zu einer nunnen
Und mir den schwarzen Mantel gab,
Den weißen rock darunten!

Soll ich ein nunn gewerden
Dann wider meinen willen,
So will ich auch einem knaben jung
Seinen Kummer stillen.

Die Limburger Chronik (Wetzlar. Ausg. 1720, S. 37) bemerkt dazu: „In derselbigen Zeit (d. i. 1359) sung und pfiffe man diß Lied." In einem andern, kaum weniger alten Volkslied (Uhland, Alte hoch- und niederd. Volksl. I, 855) singt ein Nönnlein:

Und wenn es komt um mitternacht
Das glöcklein das schlecht (schlägt) an,
So hab' ich armes mägdlein
Noch keinen schlaf gethan.
Gott geb dem kläffer unglück vil,
Der mich armes mägdlein
Ins Kloster haben wil!

Und wenn ich vor die alten kom,
So sehn sie mich sauer an,
So denk ich armes mägdlein:

vermuthet wurde, jene Klara Hätzlerin, welche um 1470 zu Augsburg eine Abschrift von mehr als zweihundert geistlichen und weltlichen Gedichten gefertigt hat, wirklich eine Nonne gewesen, so müßten wir annehmen, das die Phantasie der Klosterschwestern damaliger Zeit häufig mit Bildern sich beschäftigt hätte, welche sehr wenig zu dem Gelübde der Keuschheit stimmten. Denn die Feder der Hätzlerin hat keinen Anstand genommen, auch höchst anstößig-erotische Sachen, ja geradezu Unflätiges in ihre Sammlung mitaufzunehmen. Im übrigen haben wir vollwichtige historische Zeugnisse, besonders aus dem 15. Jahrhundert, daß viele Nonnen bei unerlaubten Phantasiebildern nicht stehen geblieben sind. In Wahrheit, es ging in manchen Nonnenklöster sehr unheilig, ja skandalvoll her, wie das nicht anders zu erwarten ist von einer Zeit, wo die Rathsprotokolle der deutschen Städte von Klagen über und Maßregeln gegen die freche Sitten- und Schamlosigkeit der Geistlichkeit und der Klostergeistlichkeit insbesondere voll waren. Es ist hier nicht der Ort, dieses unerquickliche Thema weiter auszuführen, und begnügen wir uns daher zur Erhärtung des Gesagten mit Anziehung etlicher Beispiele.

Schon aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts können aus der Geschichte der deutschen Nonnerei Aben-

---

Hett ich einen jungen man
Und der mein steter bule sei,
So wär ich armes mägdlein
Des fasten und betens frei.



teuer angezogen werden, welche in Boccaccio's Dekameron oder in Louvets Chevalier Faublas sehr an ihrem Platze wären. So das des Gauklers Heinrich Fiker, welcher sich als Mädchen verkleidet in ein Frauenkloster aufnehmen ließ und unter der heiligen Schwesterschaft viel Unheil und Schaden anrichtete [139]). Später geschah noch Aergeres und Aergerlicheres. Das Kloster Gnadenzell an den Quellen der Lauter auf der schwäbischen Alp wäre besser nach dem nahegelegenen Offenhausen benannt worden, denn es war in der That ein „offenes Haus" im mittelalterlichen Sinne. Die benachbarten Edelleute feierten hier Gelage, Tänze und Orgien, deren Folgen die armen Klosterschwestern zu tragen hatten. Einer der Wohlthäter und zugleich Mitverderber dieser Schwesternschaft, der Graf Hanns von Lupfen, sah sich veranlaßt, i. J. 1428 einen Brief an die Priorin zu richten, worin er diese Würdenträgerin ausschalt, daß sie „ettlich arme Junkfrawen" nicht bei Zeiten aus dem Kloster entfernt und durch diese Unterlassung den Nachbarn Grund gegeben habe, zu sagen, „die Klosterwände würden von Kindern beschrieen." Graf Eberhard im Bart, nachmals der erste Herzog von Wirtemberg, setzte 1480 nach mehreren fehlgeschlagenen Versuchen eine strenge Reform des gänzlich verwilderten Klosters durch. Im nämlichen schlechten Rufe wie Gnadenzell stand das Frauenkloster zu Kirchheim unter Teck. Hier ging der Wüstling Eberhard der Jüngere von Wirtemberg aus und ein, und wie er es da trieb, erfahren wir aus dem

139) Caesarius Heisterbac., Dial. IV, 91,

kummervollen Mahnbrief, worin sein Vater Ulrich an ihn schrieb: „Vor kurzem bist du gen Kirchheim kommen und hast einen Tanz angefangen in dem Kloster zwo Stunden nach Mitternacht. Läßst auch deine Buben und andere in das Kloster steigen bei Nacht, mit deinem Wissen und Willen. Und hat dein sündlichs, schändlichs Wesen, das du und die Deinen getrieben, dir nicht genügt, du hast auch deinen Bruder mit dir hinein genommen und habt ein solch Tanzen darinnen gehabt und ein Schreien, das, wenns in offnem Frauenhaus geschehen wär', so wär's doch zu viel"[140]. Um das Kleeblatt voll zu machen, sei noch das Frauenkloster Söflingen bei Ulm genannt. Als das Geschrei über das Lotterleben daselbst gar zu arg wurde und man demnach i. J. 1484 zu einer Untersuchung und Reformation verschritt, fand man, wie der Bischof Gaimbus von Kastell unterm 20. Juni des genannten Jahres an den Papst berichtete, in den Zellen Liebesbriefe höchst unzüchtigen Inhalts, Nachschlüssel, üppige weltliche Kleider und — die meisten Nonnen in gesegneten Leibesumständen[141]).

Die Lebensformen großer Epochen der Geschichte schleppen sich auch dann noch lange fort, wann der Geist, welcher sie schuf und beseelte, schon abgestorben oder wenigstens im Absterben begriffen ist. Sie unterliegen aber dabei stets der Verzerrung, indem sie ihre innere Hohlheit durch

140) Hormayr, Taschenb. f. vaterl. Gesch. 1842, S. 86 fg. Pfaff, Gesch. von Wirtemberg, I, 147.

141) Jäger, Schwäb. Städtewesen, I, 501.

Uebertreibungen nach außen vor der Welt und sich selbst zu verbergen suchen. Die Typen der Zeit werden dann zu Karikaturen und so wurde vom 14. Jahrhundert an die mittelalterliche Romantik zu ihrem eigenen Zerrbilde, welches gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin zu so schamloser Aufgedunsenheit gelangt war, daß alle Verständigen und Wohlmeinenden vor dem Popanz sich entsetzten und alle Wortführer der öffentlichen Meinung: Prediger, Poeten und Chronikschreiber, in Entrüstung gegen die allgemeine Entartung ausbrachen. Man muß die ins Gewand moralisirender Didaktik gehüllten Sittenschildereien kennen, womit ein Sebastian Brant sein berühmtes, im J. 1494 zu Basel vom Stapel gelaufenes „Narrenschiff„ befrachtete, man muß die satirischen Streiflichter und Schlagschatten betrachten, welche ein Thomas Murner in seiner achtzehn Jahre später erschienenen „Narrenbeschwörung" über seine Zeit hingeworfen hat, um so recht zu erfahren, was aus den mittelalterlichen Idealen in der Wirklichkeit allmälig geworden war. Wir haben jedoch im Vorstehenden ausreichende Gelegenheit gehabt, zu sehen, wie sehr die Empörung der genannten Männer und vieler ihrer Mitstrebenden über das Thun und Lassen ihrer Zeitgenossen gerechtfertigt war, und es erübrigt nur noch, einen Streifzug auf das Gebiet der Frauenmoden zu machen, um auch hier die Entartung des Mittelalters nachzuweisen.

Der Kleiderluxus ging unter Männern und Frauen im 15. Jahrhundert ins Maßlose, im adeligen wie im bürgerlichen Stand. Ein einfacher schwäbischer Ritter,

der am Hofe von Oestreich gedient hatte, brachte von dort in seine Heimat eine Garderobe zurück, deren überflüssige Stücke er nach Frankfurt sandte und dort zu theuren Preisen verkaufen ließ[142]). Eine Nürnbergerin, Frau Winter, hinterließ i. J. 1485 vier Mäntel aus Tuch von Arras und Mecheln, mit Seide gefüttert, ferner an Oberkleidern sechs Röcke, eine Schaube (Juppe) und drei sogenannte Trapperte; drei Unterkleider, sechs weiße Schürzhemden und ein schwarzes, zwei weiße Badröcke, fünf Unterhemden, zwei Halshemden, sieben Paar Aermel und neunzehn Schleier[143]). Wie weit der Luxus mit weiblichen Schmucksachen getrieben wurde, erhellt daraus, daß im J. 1470 eine Breslauerin, Jungfer Margarethe Brige, von ihrer Mutter 36 goldene Ringe erbte nebst einer entsprechenden Anzahl von Ketten, Hefteln (Brochen) und Gürteln. Sebastian Brant rügte es, daß auch die Frauen der unteren Stände in sinnloser Kleiderpracht denen der oberen nacheiferten. „Was eine Gans an der andern

---

142) Er (Wolf von Ehingen) bracht och ain kostlichen hab von Oesterrych heruff, von kleinaten, gefillen und fuotern; und nab dem aber der zyt im land Schwaben nit sitte oder gewon war, sich sollicher kostlichkait zuo gebrauchen schickt er solliche hab ains dails gen Frankfurt liesz es da verkauffen und löset bis in die 1500 gulden (eine Summe, welche den heutigen Geldwerth natürlich sehr weit überstieg). Bibliothek der literar. Vereins in Stuttgart, 2. Publikat. S. 3.

143) Nach einem im germanischen Museum zu Nürnberg befindlichen Aktenstück, mitgeth. v. Falke, d. d. Trachten- und Modenwelt, I. 291.

sieht — drückte er sich ungalant aus — daß muß auch s i e haben; es thut sonst weh." Er schilt ferner: „Sie schmieren sich mit Affenschmalz, sie büffen das Haar mit Schwefel und Harz und steifen es in feste Formen durch eingeschlagenes Eiweiß; sie stecken den Kopf zum Fenster hinaus, um das Haar an der Sonne zu bleichen." Noch schlimmer war, daß um diese Zeit auch die Sitte einriß, sich mit fremden Haaren zu schmücken[114]), was um so überflüssiger erscheint, als nicht nur die verheirateten sondern auch die ledigen Damen dem Brauche, das Haar in freien Locken und Flechten zu tragen, entsagt hatten, um ihre schönste Zierde unter Hauben zu bergen, deren Unform oft ganz ins Abenteuerliche ging.

Aber nicht allein Unschönes und Barockes, sondern auch Zuchtloses verlangte die Mode. Es ist fast unglaublich, bis zu welchem Grade Männer und Frauen in ihrem Auftreten aller Scham und Sitte Hohn sprachen. Mußte doch noch im Jahre 1503 der Rath von St. Gallen verbieten, daß man völlig nackt in der Stadt und ihrem

---

114) Die Frauen nehmen todtes Haar und binden es ein und tragen es mit ihnen zu Bett. Das guldin Spil (1472), Fol. 39. Der Gebrauch falschen Haares war übrigens auch außerhalb Deutschlands Mode. Ein deutscher Reisender, welcher i. J. 1491 Venedig besuchte, schrieb: „Der Kopfputz der Frauenzimmer besteht bloß in der Schönheit fremder Haare, die sie ihren natürlichen vorziehen. Sie schmücken und zieren solche gemeiniglich gelb und kraus und binden sie auf dem Kopf zusammen, wie man in deutschen Ländern einem Pferde den Schwanz aufbindet." Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1858, S. 61.

Weichbild umhergehe[145]). „Schande über die deutsche Nation! — rief Brant aus. Was die Natur verdeckt und versteckt haben will, das blößt und läßt man sehen.“ Johann Geiler von Kaisersberg, seit 1478 Prediger am Münster zu Straßburg, sagte in einer seiner Predigten über Brants Narrenschiff „Ganz eine Schande ists, daß die Weiber jetzt Barette tragen mit Ohren, gestickt mit Seide und Gold. Hinten aber an den Köpfen ein Diadem, sehen aus wie die Heiligen; vorn um den Mund herum geht ein Tüchlein, kaum zwei Finger breit. Da schauen sie umher, als ob ihnen ihr Gesicht in einem Hafenring hinge. Dazu tragen sie gelbe Schleier, die sie jede Woche wieder färben müssen; darum ist der Saffran so theuer! Man macht aber keinen gelben Pfeffer an frisches Fleisch, sondern an übriggebliebene Stückchen. So sehen denn die Weiber, die nicht schön sind, aus wie ein Stück geräuchertes Fleisch in einer gelben Brühe. Nun schaue man ihre Leibzier, die ist voll Narrheit oberhalb und unterhalb des Gürtels. Voll von Falten sind die Hemden und die Oberkleider so weit ausgeschnitten, daß man die Ballen sieht[146]). Sie ziehen weite Aermel an

145) Rathsprotokoll der Stadt. St. Gallen vom Zinstag vor Corpus Christi 1503.

146) Diese schamlose Mode wird durch Bilder, Lieder und „Kleiderordnungen“ aus dem 15. und schon aus dem Ende des 14. Jahrhunderts bestätigt. In dem Gedicht „der Kittel“ heißt es derb, die Hauptlöcher der Frauenröcke seien so weit, daß die nackten Schultern weit hervorstünden und man die Armhöhlen sähe; die Brüste würden so hinauf- und herausgepreßt, daß man „einen

wie die der Mönchskutten und so kurze Röcke, daß sie weder vorn noch hinten etwas bedecken. An den Gürteln aber, die der Goldschmied fein und herrlich machen muß, tragen die Frauen klingende Schellen. Dann tragen sie auch lange Schwänze, die auf dem Boden nachschleifen, und spitzige Schuhe"[147]).

Ohne Zweifel hat Geiler unter den spitzigen Schuhen die geschnäbelten verstanden und so sehen wir denn auch die Frauen an den närrischen Männermoden der Schellentracht und der Schnabelschuhe betheiligt. Im früheren Mittelalter waren Schellen ein ritterlicher Pferdeschmuck gewesen. An der Stelle des Nibelungenliedes, wo Gunther mit seinen Gefährten in Island zur Burg Brunhilds reitet, werden goldene Schellen erwähnt, welche an den

---

Lichtstock" darauf setzen könnte. In einer straßburger Kleiderordnung, welche sich mit der „schandbaren" Tracht dieser Zeit beschäftigte, wird den Frauen verboten, sich übermäßig zusammenzupressen, weder mit Hemden, Röcken oder Schnürleiben noch „mit einem andern Gefängniß." Sie sollten sich auch weder färben noch schminken noch „Locken von todten Haaren anhängen." Sie sollten keinen Rock tragen, der über 30 Gulden zu stehen käme. „Item daz keine frowe, were die ist, hinnanfür me sich nit me schürtzen sol mit iren brüsten, weder mit hemeden noch gebrisen röcken noch mit keinre ander gevengnüsse, und daz ouch kein frowe sich nit me verwe oder locke von totten har anhencken sülle. Und sunderliche, daz houptloch sol sin daz man ir die brüste nit gesehen müge, wenne die houptlöcher süllent sin untz an die ahsseln." Zeitschr. f. d. Kulturgesch. 1856, S. 367.

147) Geiler von Kaisersberg, Predigten, 1574, Fol. 25.



Brustriemen der Rosse hängen. Später ging dieser klingelnde Schmuck vom Sattelzeug auf die Kleidung der Ritter selbst über und es scheint fast, diese Narrethei sei eine einheimische Mode gewesen, welche im 14. und mehr noch im 15. Jahrhundert bedeutenden Lärm machte[148]). Zuerst scheint die Verzierung des Anzugs mit Glöcklein und Schellen ein Vorrecht der höfischen Kreise gewesen zu sein, später ging die Freude an dieser kindischen Klingelei auch auf die bürgerlichen über. Die göttinger Chronik „dat olde Book" erzählt, daß 1370 und 1376 in Göttingen große Festlichkeiten stattfanden, wobei Ritter und Frauen in langen Röcken und mit goldenen und silbernen Schellengürteln erschienen, die „gingen alle schurr schurr, kling kling." Beim Einzuge des Herzogs Friedrich von Sachsen in Konstanz i. J. 1417 hatten seine Ritter und Knappen glockenbesetzte Gürtel an. Auf solches Geschelle der Vornehmen ist das Sprüchwort zurückzuführen: „Wo die Herren sind, da klingeln die Schellen." Daß auch die Frauen gern so einherschellten, beweisen die städtischen Kleiderordnungen des 14. und 15. Jahrhunderts. Die

148) Falke (a. a. O. I, 237) zieht aus einer alten schwedischen Reimchronik vom Jahr 1360 die Verse an:

Käm' Einer auch noch so arm aus deutschem Land,
So hat er doch ein Schwert in seiner Hand;
Er kann tanzen, hüpfen, springen
Und müssen seine vergoldeten Glöcklein klingen —

welche andeuten, daß man im Auslande die Schellentracht für eine deutsche Mode gehalten habe.

nürnberger vom Jahr 1343 bestimmte: „Kein Mann noch Frau soll keinerlei Glocken oder Schellen, noch keinerlei von Silber gemacht hangend Ding an einer Kette noch an Gürteln tragen“ — und die ulmer v. J. 1411: „Damit die Frauen und Jungfrauen durch ein ziemlich ehrbares Gewand gewinnen mögen, so sollen sie einen silbernen oder vergoldeten Gürtel tragen, doch ohne Glocken und Schellen —“ also keinen „Dusing“, wie man die Schellengürtel nannte. Eine ulmer Kleiderordnung vom Ende des 14. Jahrhunderts eiferte auch schon heftig gegen die tolle Mode der Schnabelschuhe, welche ebensosehr die Füße verunstaltete als sie dem Gehen hinderlich war. Frankreich hatte diese Narrethei zuerst im großen Stile getrieben; dort trugen schon um 1280 Ritter und Damen Schnäbel an den Schuhen von zwei Fuß Länge. Waren diese Schnäbel straff, so trugen sie auf ihren Spitzen kleine Glocken; waren sie schlaff, so wurden die Spitzen unterhalb des Knies an das Bein gehäkelt. Die Luxusgesetze der deutschen Obrigkeiten suchten diesen, wie noch so manchen andern modischen Unsinn abzustellen; aber ihre häufige Erneuerung zeigt deutlich genug, wie wenig sie ausrichteten. Die Narrheiten wollen sich ausleben und es ist ihnen zu allen Zeiten mit Verboten mehr nur scheinbar als wirklich beizukommen. Als i. J. 1461 der strenge Sittenprediger Bruder Johann de Capistrano in Ulm gegen die unsinnigen und unzüchtigen Frauenmoden von damals predigte, hatte er zwar die öffentliche Meinung so für sich, daß, wie eine alte Chronik wissen will, drei Frauen, welche seiner Predigt

spotteten, vom Volk auf der Straße zerrissen wurden; allein der Rath fand doch für gut, denn strengen Eiferer aus der Stadt zu jagen[149]). Die Mode war eben schon damals, wie sie es noch heute ist, mächtiger als Vernunft, Sitte und Gesetz.

---

149) Vgl. Jäger a. a. O. I, 509.

Siebentes Kapitel.

Die Frauen im Dichtermund [150]).

Dichter und Frauen. — Der Minnegesang. — Walthers von der Vogelweide Lob der deutschen Frauen. — Der Winsbecke. — Das Frauenideal Wolframs und Gottfrieds. — Was Minne sei. — Erwachende sehnende und beglückte Liebe. — Heinrich Frauenlob. — Die mittelalterlichen Humoristen und die Frauen. – Reinmar von Zweter. — Der Marner. — Eine Klage und Anklage von Sebastian Brant. — Albrecht von Eyb über die Ehe.

Die Poesie verklärt und bestraft. Sie verklärt, indem sie die Gestalt und die Züge ihrer Zeit, im Feuer des Ideals geläutert, der Nachwelt überliefert; sie bestraft, indem sie der Wirklichkeit das Ideal als einen

150) Die Stellen, welche in diesem Kapitel aus unseren mittelalterlichen Lyrikern und Epikern angezogen werden, sind nachstehenden Neuhochdeutschungen entnommen. Die Gedichte Walthers von der Vogelweide, übers. von K. Simrock (1833). Die Gedichte W. v. d. V. vollstdg. übers. von Fr. Koch (1848). Parzival und Titurel von Wolfram v. Eschenbach, übers. v. K. Simrock (1842). Tristan und Isolde v. Gottfried von Straßburg, übertr. von

Medusenschild entgegenhält. Die nüchterne Prüfung wird der Dichtung unschwer nach beiden Seiten hin Uebertreibungen nachweisen können, aber im Ganzen und Großen wird sie doch ihre Wahrhaftigkeit anerkennen müssen. Diese Wahrhaftigkeit der Poesie — von der bloß mechanischen Dichterei sprechen wir natürlich nicht — liegt in ihrem Wesen. Sie muß wahrhaftig sein, sie kann gar nicht anders; denn sie geht von dem ewigen Sittengesetz, von den unwandelbaren Urbildern des Wahren und Schönen aus, von denen geschrieben ist: „Nur die Götter bleiben stät."

In Anwendung von diesem Axiom auf unsern Gegenstand ergibt sich, daß wir die Licht- und Schattenbilder, welche unsere mittelalterlichen Dichter von dem deutschen Frauenleben ihrer Zeit entworfen haben, für treue halten müssen. Dichter und Frauen haben von jeher gut zusammengestimmt. Nur dichterische Hellsicht vermag die zarte Besaitung einer Frauenseele ganz zu erkennen, nur ein Dichterohr vermag die Harmonie oder Disharmonie dieses wunderbaren Instrumentes recht zu hören und recht zu verstehen. Das wissen auch die Frauen, sie, die statt objektiv zu denken, zumeist nur subjektiv fühlen, und aus angeborener Sympathie bringen sie dem Dichter das feinste Verständniß entgegen. Göthe's Gretchen und Schillers

---

H. Kurtz (2. A. 1847). Lieder und Sprüche der Minnesänger von Fr. Rückert (Gesammelte Gedichte, 1837, Bd. 4, S. 345 fg.), Einiges habe ich selbst aus dem Mittelhochdeutschen ins Neuhochdeutsche umgesetzt.

Thekla sind hundertfach kommentirt worden, aber die Frauen bedürfen dieser Kommentare gar nicht: jede könnte und würde unter Umständen selbst so ein Gretchen, selbst so eine Thekla sein. Die Frauen leben die Poesie; wir Männer begnügen uns, sie zu bewundern. Wir lassen uns von dem Dichter läutern, erheben, begeistern; aber die Frauen lieben ihn: denn die ganze Musik der Poesie nur in Frauenseelen klingt sie wider.

Unsere mittelalterlichen Dichter haben das wohl gefühlt und haben sich deßhalb auch vorzugsweise an die Frauen gewandt. Frauenleben ist Liebeleben und daher ist die Minne der stets wiederkehrende Grundton der ritterlich-romantischen Dichtung, welche ihr Liebesideal nach Möglichkeit selbst in die uralt-nationale Heldensage hineintrug, wie die Nibelungen und die Gudrun in ihrer auf uns gekommenen Gestalt beweisen. Von den beiden größten Schöpfungen der höfischen Kunstepik gesellt die eine, Wolframs Parzival, dem Thema der Frauenminne das der Gottesminne, d. h. den Versuch, die Frage nach des Menschenlebens Sinn und Ziel zu lösen, während die andere, Gottfrieds Tristan, ein Hoheslied der Liebe und Leidenschaft ist. Der Gegenstand der eigentlichen Minnesänger, der mittelhochdeutschen Lyriker, war die Minne und wieder die Minne. Ihr Singen war recht eigentlich ein frauliches. Solche männlich-stolzen Töne, wie die provençalischen Troubadours sie liebten, sucht man bei ihnen vergebens. Der Kreis ihrer Anschauungen ist ein engbegränzter, auf Naturfreude und Frauenliebe beschränkter, und darum konnte eine gewisse Eintönigkeit in

ihren Liedern nicht ausbleiben. In dieser Hinsicht ist Schillers Urtheil, obzwar zu allgemein gehalten und zu herb ausgedrückt, nicht unbegründet[151]). Ein Minnesänger und zwar der bedeutendste, Walther von der Vogelweide, macht jedoch eine Ausnahme, indem sich in seinen Gedichten zu der Minnelyrik die Aeußerungen eines charaktervollen und patriotischen Denkers gesellen. Aber seine innigsten Herzenslaute hat doch auch Walther da gefunden, wo er von Frauen und Liebe redet. Wie hoch und schön hat er sie gepriesen: —

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen!
So Wonnigliches gab es niemals anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden noch in allen grünen Auen.
Lilien oder Rosen, wenn sie blicken
Im Maien durch bethautes Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen solche Wonnen farblos, ohne Klang.

151) „Wenn die Sperlinge auf dem Dache je auf den Einfall kommen sollten, zu schreiben oder einen Almanach für Liebe und Freundschaft herauszugeben, so läßt sich zehn gegen eins wetten, er würde ungefähr ebenso beschaffen sein (nämlich wie die von Tieck veröffentlichten mittelalterlichen Minnelieder). Welch eine Armuth von Ideen, die diesen Minneliedern zu Grunde liegt! Ein Garten ein Baum, eine Hecke, ein Wald und ein Liebchen, das sind ungefähr die Gegenstände alle, die in dem Kopfe eines Sperlings Platz haben. Und die Blumen, die duften, und die Früchte, die reifen, und ein Zweig, worauf ein Vogel im Sonnenschein sitzt und singt, und der Frühling, der kommt, und der Winter, der geht, und nichts was dableibt als — die Langeweile." Falks Elysium und Tartarus (1806), S. 3. Falk behauptete, die angeführte Aeußerung wörtlich aus Schillers Munde zu haben. Weimarisches Jahrb. II, 225.

Wenn man ein schönes Weib erschaut, das kann den Sinn erquicken!
Und wer an Kummer litt, wird augenblicks gesund,
Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer rother Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile schießt tief in des Mannes Herzensgrund[152]).

Gott, fährt er fort, hat die Frauen so gehöhet und gehehret, daß aller Erdenfreuden Hort in ihnen liegt; denn, sagt er in einem dritten Liede: —

Was hat die Welt zu geben
Wohl Beff'res als ein Weib,
Das eines Herzens Sehnsucht eher könnte stillen?
Was bringt mehr Lust im Leben
Als ihr vielsüßer Leib?

Aber Treue fordert er von den Frauen, die sei ihre schönste Krone, und mit der Treu verbinde sich züchtiger Froh-

152) Der in den letzten Zeilen ausgesprochene Gedanke kehrt in einem Liede des „tugendhaften Schreibers" wieder: —

O, ihr wohlgemuthen Frauen,
Lasset uns ein Grüssen schauen,
Lachet guten Freunden so,
Daß sie mit euch lachen müssen.
Euer lachendliches Grüssen
Machet kranke Herzen froh.
Wie die Aue lachet,
Wann der Mai erwachet,
Also mag ein sel'ger Mann
Lachen, den ihr lachet an.

sinn: dann stehe bei der Lilie die Rose. Ganz richtig bemerkt er auch, daß die Frauen es seien, welche in der Gesellschaft den Ton angeben, und daß daher an den Unsitten der Männer die Frauen ganz oder größentheils schuld. Er läßt da und dort durchblicken, daß das Gebaren der Frauen seiner Zeit keineswegs durchweg so gewesen, wie es hätte sein sollen; aber dagegen bricht er wieder mit starker Bruststimme in das berühmte Lob der deutschen Weiblichkeit aus: —

Lande hab' ich viel gesehn,
Nach den Besten blickt' ich allerwärts;
Uebel möge mir geschehn,
Wenn sich je bereden ließ mein Herz,
Das ihm wohlgefalle
Fremder Lande Brauch.
Wenn ich lügen wollte, lohnte mir es auch?
Deutsche Zucht geht über alle!

Von der Elbe bis zum Rhein
Und zurück bis an der Ungarn Land
Da mögen wohl die Besten sein,
Die ich irgend auf der Erde fand.
Weiß ich recht zu schauen
Schönheit, Huld und Zier,
Hilf mir Gott, so schwör' ich, sie sind besser hier
Als der andern Länder Frauen.

Züchtig ist der deutsche Mann,
Deutsche Frau'n sind engelschön und rein;



Thöricht, wer sie schelten kann,
Anders wahrlich mag es nimmer sein:
Zucht und reine Minne,
Wer die sucht und liebt,
Komm' in unser Land, wo es noch beide gibt —
Lebt' ich lange nur darinne!

Diese patriotische Huldigung steht auch nicht allein. Die „Höfischkeit" hatte die deutsche Frauentugend, wie wir gesehen, vielfach bemakelt und in Folge dessen auch die Reinheit der Ansicht vom Weibe bedenklich getrübt. Aber wo immer gute Sitte sich behauptete, war auch die altgermanische Frauenverehrung noch daheim, wie wir sie in des Tacitus Germania vorgefunden. So läßt der unter dem Namen des Winsbecken bekannte mittelhochdeutsche Lehrdichter den Vater zum Sohne sagen: —

Sohn, willst du zieren deinen Leib,
So daß er sei dem Unfug gram,
So lieb' und ehre gute Weib'!
Alle Sorgen scheuchen sie tugendsam.
Sie sind der wonnigliche Stamm,
Von dem wir alle sind geboren.
Der hat nicht Zucht noch rechte Scham,
Der solches nicht an ihnen preist;
Er ist zu rechnen zu den Thoren,
Und hätt' er Salomonis Geist.

Schamhaftigkeit, Treue und Maß forderten unsere alten Dichter von ihrem Frauenideal. Diese Dreiheit sollte ein Weib besitzen, wollte sie ein gutes heißen. Wolf-

ram hat das im Parzival mit besonderem Nachdruck ausgesprochen: —

> Ich stecke dieses Ziel den Frauen:
> Die meinem Rathe will vertrauen,
> Die wisse wohl, wohin sie kehre
> Ihren Preis und ihre Ehre
> Und welchem Manne sie bereit
> Mit ihrer Lieb' und Würdigkeit,
> Auf daß sie nimmermehr gereue
> Ihrer Keuschheit, ihrer Treue.
> Von Gott erfleh' ich gutem Weibe,
> Daß sie dem Maß getreu verbleibe.
> Scham ist ein Schloß vor aller Sitte:
> Dies Heil ist's, das ich ihr erbitte.
> Die Falsche lohnt nur falscher Preis.
> Wie lange währt ein dünnes Eis,
> Wenn des Augustmonds Sonne schien?
> So fährt auch bald ihr Lob dahin.

An einer andern Stelle sagt er: „Weibheit, dein Brauch ist Treue!" — sieht sich aber veranlaßt, dabei zu bemerken, es betrübe ihm die Seele, daß so manche Weib heiße, die es nicht verdiene; denn viele seien zur Falschheit geneigt und bereit. Auch als keusch kannte Wolfram nicht alle Frauen und ihre Begehrlichkeit und Heuchelei entlockte ihm das strafende Wort: —

> Daß sie doch an Lüsternheit
> Zucht und Sitte so verlieren
> Und sich gleichwohl gerne zieren!



Sie zeigen Gästen keusche Sitte,
Doch wohnt in ihres Herzens Mitte
Das Widerspiel der Geberde.
Dem Freunde heimliche Beschwerde
Schaffet ihre Zärtlichkeit.

Es ist sehr beachtenswerth, daß auch Wolframs großer Antagonist Gottfried, der welt- und lebensfreudige Meister, da, wo er sein Frauenideal aufstellt, vor allem das Maß („die maze“) betont. In Lust und Leid, wie immer das Loos der Frauen falle, mit aller Anstrengung sollen sie nach dieser Tugend streben und sollen —

Ans goldne Maß ihr Leben
Befehlen und ergeben,
Die Sinne damit regieren
Und Leib und Sitte zieren;
Denn Maß, das goldne, hehre,
Das hehret Leib und Ehre.
Von allen Dingen auf dieser Welt
Die je der Sonne Licht erhellt,
Ist keins so selig wie das Weib,
Das stets ihr Leben und ihren Leib
Und ihre Sitten dem Maß ergibt.

Maß ist aber im Sinne dieser Dichter nicht nur die Mäßigung, das Maßhalten: es ist die harmonische Entfaltung edler Weiblichkeit, das Ebenmaß der Physis und der Psyche, die Harmonie in sich selbst, wie die Harmonie mit der Welt. Eine Frau dieser Art soll die Welt preisen und ehren, denn wohin sie tritt, verbreitet sie Frie-

den und Freude, und selig der Mann, dem ihre Liebe zutheil wird: —

Zu wem sie sich mag neigen,
Wem sie gar wird zu eigen
Mit Leib und Herz und Sinne,
Mit Liebe und mit Minne,
Der ward zum Heil geboren,
Ja, der ist auserkoren
Zu lebendem Heil je mehr und mehr!
Das lebende Paradies hat der
In seinem Herzen begraben;
Der darf keine Sorge haben,
Daß ihn der Hagbusch fange,
So er nach Blumen lange,
Daß ihn der Dorn je steche
So er die Rosen breche.
Da ist kein Hagbusch und kein Dorn,
Da ist dem Kind der Distel, Zorn,
Kein Leben zubeschieden;
Da hat der rosige Frieden
Alles, was Herbe und Zorn bedeutet,
Dorn, Distel, Hagbusch ausgereutet.
In diesem Paradiese
Ist nichts, was giftig sprieße;
Da grünt noch wächst kein ander Kraut
Als was das Auge gerne schaut.
Es steht gar in der Blüthe
Weiblicher Huld und Güte,

Da ist kein Obst darinne
Als Treue nur und Minne.

Man muß gestehen, rein, schön und hoch haben unsere alten Dichter die weibliche Vollkommenheit hingestellt. Und die Sonne der romantischen Weltanschauung, die Liebe, wie lauter leuchtet sie im Minnegesang, wo dieser seinen höchsten Flug nimmt! Walther hat gesungen: —

Die Minn' ist weder Mann noch Weib,
Sie hat nicht Seele, hat nicht Leib,
Irdisch Bildniß ward ihr nicht beschieden;
Ihr Nam' ist kund, sie selber fremd hienieden,
Und es kann doch Niemand ohne sie
Des Himmels Gnad' und Gunst gewinnen —
Vertraue denen, die da minnen! —
In falsche Herzen kam sie nie.

Hier erscheint die Liebe als das göttliche Feuer, welches das Irdische verklärt und verzehrt, ganz ähnlich wie bei dem persischen Mystiker Dschelaleddin, welcher gesagt hat: „Da, wo die Lieb' erwachet, stirbt das Ich, der finstere Despot." Die Allgewalt echter Liebe, die von Zweifel und Unstäte nichts weiß, kennzeichnete Wolfram in einer Strophe, die wie triumphirendes Glockengeläute tönt: —

Der Minne Macht bewältigt die Nähe wie die Weite;
Minne hat auf Erden Haus, in den Himmel gibt sie
gut Geleite.
Minn' ist allwärts, außer in der Hölle.
Der starken Minne lahmt die Kraft, wird Wankelmuth
und Zweifel ihr Geselle.

In der „Eneit" des Heinrich von Veldeck fragt Lavinia



ihre Mutter: „Um Gott, was ist Minne?“ und die Gefragte antwortet: „Sie hatte vom Anbeginn Gewalt über das Weltall und wird, obschon man sie weder hört noch sieht, bis zum jüngsten Tag so gewaltig sein, daß niemand ihr zu widerstehen vermag.“ Wunderbar zart und wahr hat Wolfram in den Fragmenten seines Titurel das erste Erwachen der Liebe in jungen Herzen geschildert. „Herrin, ich suche Gnade bei dir“, sagt der junge Schionatulander zu seiner Gespielin Sigune. „Ich weiß wohl, daß Land und Leute dir gehorchen, ihrer Gebieterin. Doch das alles begehr' ich nicht; aber laß dein Herz durch deine Augen auf mich schauen, damit deiner Minne Flut mir die Seele nicht ertränke.“ — „Süßer Freund, was ist Minne? Ist sie ein Er? Ist sie eine Sie? Fliegt sie uns auf die Hand? Ist sie zahm oder wild?“ — „Herrin, von Frauen und Männern hört' ich, Minne wisse auf Jung und Alt den Bogen so meisterlich zu spannen, daß sie mit Gedanken tödtlich trifft. Ich kannte bisher Minne nur aus Mären, nun aber erfahr' ich sie an mir selber.“ — „Schionatulander, auch mich zwingen Gedanken, Kommst du mir aus den Augen, so bin ich traurig, bis ich dich wieder erblicke.“ — „Dann brauchst du, süße Magd, mich nicht nach Minne zu fragen, denn an dir selber erfährst du ihre Wonne und ihr Weh.“ So lange die Erde sich um die Sonne schwingt, ward Herzigeres nicht gedichtet als die Stelle, wo Sigune, nachdem Schionatulander in den Krieg gezogen, ihre Sehnsucht nach dem fernen Geliebten gegen ihre mütterliche Pflegerin, die Königin Herzeleide, ergießt: —

Nach dem lieben Freunde ist all mein Schauen
Aus den Fenstern auf die Straße, über Haid' und nach
den lichten Auen
Vergebens, ich erspäh' ihn allzu selten.
Drum müssen meine Augen des Freundes Minne weinend
theu'r entgelten.

So geh' ich von dem Fenster hinauf an die Zinnen
Und schaue ostwärts, westwärts, ob ich sein nicht Kunde
mag gewinnen,
Der mein Herz schon lange hat bezwungen;
Man mag mich zu den alten Liebenden zählen, nicht zu
den jungen.

Wenn ich dann auf wilder Flut im Nachen gleite,
So spähen meine Blicke wohl über dreißig Meilen in die
Weite,
Ob ich solche Kunde möge finden,
Die des Leids um meinen jungen klaren Freund mich
könnt' entbinden.

Wo blieb meine Freude? Warum ist geschieden
Aus meinem Herzen hoher Muth? Ach und Weh vertrieb
unsern Frieden.
Ich wollt' es gern allein für ihn leiden,
Doch weiß ich, daß auch ihn zu mir Verlangen zieht,
muß er gleich mich meiden.

Weh mir! Wie könnt' er kommen? Zu fern ist mein
Getreuer!

Um den ich bald erkalte, bald lod're wie im knisternden
Feuer.
So erglüht mich Schionatulander,
Seine Minne gibt mir Hitze wie Agremontin dem Wurm
Salamander.

Mit derselben Innigkeit, womit die mittelhochdeutschen Dichter das Weh der Sehnsucht schildern, malen sie auch die Wonne der Erfüllung. Wie schwelgt Walther in einem seiner schönsten Lieder in der Erinnerung an die Schäferstunde, die er „unter der linden, an der heide“ mit der Geliebten gefeiert! Aber zugleich ist ein Schleier keuscher Grazie über die Situation gebreitet. Auch Wolfram hat da, wo er von echter Liebe redet, das geschlechtliche Verhältniß mit züchtigem Zartsinn, wenn auch nicht prüde behandelt. So sagt er von der Hochzeit Parzivals mit Kondwiramur: —

Sie waren bei einander so
In unschuldiger Liebe froh,
Zwei Tage bis zur dritten Nacht.
An's Umfangen hatt' er oft gedacht,
Zumal es seine Mutter rieth;
Gurnemans ihn auch beschied,
Daß Mann und Frau untrennbar sein:
Sie verflochten Arm und Bein.
Wenn ich euch berichten soll,
Ihm gefiel die Nähe wohl:
Den alten, immer neuen Brauch
Uebten da die beiden auch.

Ein Idyll von unvergleichlicher Anmuth hat Gottfried

von Straßburg gedichtet, wo er, nachdem er die Verweisung Tristans und Isolde's von Marke's Hof erzählt hat, das stillbegnügte Mitsammensein der Liebenden in der Wildniß schildert. Wie gerne verzeiht man dem schuldigen Paare, wenn man dieses vom frischesten Zauber der Unschuld angehauchte Gemälde betrachtet. Es ist wie ein Traum aus Eden: —

Das Paar, das treue, holde,
Tristan und seine Isolde,
Sie hatten in der Wilde
Zu Wald und zu Gefilde
Ihre Muße und Unmüßigkeit
Gar süß bestellet und bereit:
Sie waren zu allen Zeiten
Einander an der Seiten.
Des Morgens in dem Thaue
So schwebten sie zur Aue,
Da Blumen und Gras zuhanden
Vom Thau erkühlet standen.
Die kühle Prairie im Morgenschein
Die mußte dann ihr Vergnügen sein.
Da wandelten sie her und hin,
Sprachen zusammen mit holdem Sinn
Und lauschten unterm Gange
Dem süßen Vogelsange.
Und alsdann nahmen sie einen Schwang
Hin, da der kühle Brunne klang,
Und lauschten seinem Klange,
Seinem Gleiten umd seinem Gange

Zur Planie mit stillen Fluten;
Da saßen sie und ruhten
Und lauscheten dem Gießen
Und schauten auf das Fließen
Und war das ihre Wonne . . . .

Mit welchen einfachen Mitteln ist hier die Weltvergessenheit beglückter Liebe zur Anschauung gebracht! Aber Gottfrieds Werth beruht nicht allein auf solchen Schildereien von vollendeter Lieblichkeit, sondern auch und in noch höherem Grade auf seiner Kenntniß des menschlichen Herzens und des weiblichen insbesondere. An Umfang und Schärfe der Frauenpsychologie hat ihn nur noch ein deutscher Dichter erreicht, Göthe, aber kaum übertroffen. Man verfolge nur die Zeichnung der beiden Frauengestalten, in deren einer, Isolde's, Gottfried die Naturgewalt weiblicher Leidenschaft, in deren anderer, Brangäne's, er den Heroismus weiblicher Resignation zum vollsten Ausdruck gebracht hat, und man wird den divinatorischen Blick dieses Seelenkündigers bewundern lernen. Wie schade, daß wir von den Lebensumständen des Meisters noch weniger wissen als von denen seiner großen Zeitgenossen Walther und Wolfram, von deren Verhältnissen doch auch nur ein paar dürftige Notizen auf uns gekommen sind. Als feststehend (?) kann nur gelten, daß Gottfried bürgerlichen Standes gewesen und eine für seine Zeit ungewöhnlich vielseitige Bildung besaß. Aus letzterem Umstand, zusammengehalten mit der wiederholten Andeutung von seiten des Dichters, daß er Minnelust nie genossen, hat man gefolgert, daß er ein Geistlicher ge-

wesen. War er ein solcher, so war er jedenfalls kein Asket, welcher Welt und Weiber floh; denn es ist schlechterdings unmöglich, daß man vom bloßen Hörensagen so welt- und frauenkundig wird, wie Gottfried durchweg sich erweis't. Ist doch überhaupt kein großer Dichter aufgestanden, an dessen Entwickelung die Frauen nicht sehr vieles, oft das meiste und beste gethan hätten, und wir müssen schlechterdings annehmen, daß auch ein Walther, ein Wolfram und ein Gottfried im Umgang mit edlen Frauen gelernt haben, „was sich ziemt." Daß zur Blüthezeit des Mittelalters die Frauen ihrerseits für die Poesie eine große Empfänglichkeit bethätigten, dafür gibt die ganze Art und Weise des Minnegesangs und der Ritterepik unwiderlegbares Zeugniß. Es ist auch eine schöne Ueberlieferung von fraulicher Dankbarkeit gegen Dichter auf uns herabgekommen. Als der Minnesänger Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob, der so viele Lieder zum Preise der Frauen gedichtet, i. J. 1317 zu Mainz gestorben, ward er in dem Kreuzgange der Hauptkirche ehrenvoll bestattet. Die mainzer Frauen trugen die Bahre, worauf der hingegangene Sänger lag, unter großem Weinen und Klagen zur Gruft und gossen auf dieselbe eine solche Fülle des Weines, daß er in dem ganzen Umgange der Kirche umherfloß[153]).

Bei alledem darf nicht verschwiegen werden, daß unsere alten Dichter, wie zu sehen wir häufig genug Ge-

153) So erzählt der glaubwürdige Chronist Albert von Straßburg, welcher die Periode von 1270—1378 theilweise als Zeitge-



legenheit hatten, bei den Frauen nicht nur was sich ziemt, sondern auch was sich nicht ziemt, lernen konnten. Daher sangen und sagten denn auch nicht alle in dem Ton eines Frauenlob. Die Didaktiker des 13. Jahrhunderts werfen mitunter sehr mißfällige Blicke auf die Frauenwelt und schon beim Freidank, unter welchem Namen einige den Walthers verborgen glauben, findet sich die bedenkliche Stelle:

Die Frauen haben langes Haar
Und kurze Sinne, das ist wahr.

Noch weit bedenklicheres wissen uns die deutschen Novellisten in Versen, welche vom 12. bis zum 15. Jahrhundert schrieben, von den Frauen zu erzählen und das augenscheinliche Behagen, womit sie es thun, verräth sattsam, wie populär in vielen Kreisen ihre vorwiegend sehr geringe Meinung von dem schönen Geschlechte gewesen sein muß. Es ist wahr, der Humor spielt in dieser Novellistik und Schwankdichtung eine bedeutende Rolle; aber der Pinsel, womit er seine lustigen oder grotesken Bilder gemalt hat, war ohne Zweifel mehr als wünschbar in den Farbentopf der Wirklichkeit getaucht. In Geschichten wie „der Sperber" — „das Gänselein" — „das warme Almosen" — „Weiberlist" — „der Ritter und die Nüsse" — „die Meierin mit der Geiß" — „der Ritter unterm Zuber" schlägt der Humor schon in eine herbe Kritik der Frauensitten um. In anderen, wie „Irregang und Girregar" oder „das Rädlein" steigert er sich zur tollsten Ausge-

nosse beschrieb. Die lat. Originalstelle s. bei v. d. Hagen, Minnesinger, IV, 738, Anm. 4.

lassenheit[154]). In solchen endlich, wie „die halbe Birne", „die Teufelsacht" und „der weiße Rosendorn", sinkt er ins

154) Welcher es aber da und dort nicht an Silberblicken der Poesie fehlt. Einen solchen wird der unbefangene Geschmack z. B. in der folgenden Stelle aus dem „Rädlein' erkennen: —

„Dô spilt' er der junkvrouwen mit lieplich nach der werlde sit',
Ane haz und ane nît, als man in der werlde pflît
Ze spilen mit der minne. Dô si des wart inne,
Daz ez was so sueze, diu junkvrou sprach: „Ich mueze
Mit liebe nimmer tak geleben, ich wollte allez daz darumbe geben,
Daz ich ûff erden geleisten mak, daz daz spil het' gewert biz an den tak.
Solde ich leben als Elyas in dem Roemischen palas,
Immer inne gewaltik sîn, daz liez ich ûff durch daz spil mîn."
Er sprach: „Liebe, wie ist dir gewesen?" — „Daz kan nie man vol lesen,
Noch vol schrîben dieser minne trîben,
Und waere daz mer tinte und der himel perminte
Und alle sterne daran, beide, sunne und mân',
Graz, griez unde loup, darzuo der kleine sunnen stoup,
Daz daz waeren phaffen und schrîbaere, den waer' ez allen ze schwaere,
Daz sie vol schrîben und vol lesen künden, wie sanft mir ist gewesen.
Diu zît endûhte mich niht lank; vor minen ôren was ein gesank,
Als kleiniu voglin sungen und tûsent rotten klungen;
Mîn ougen vuoren mir schozzen, als sie sachen entsprozzen
Rôte rôsen in dem touwe in einer gruenen ouwe.
Unser vröude nie man vol sagen mak; mich dunkent tûsend jâr ein tak.
Zuo derselben stunde was mir in mînem munde
Honik unde zukkermel, daz vloz mir ze tal in die kel."
Dô sprach aber die guote: „Mirewas in mînem muote,

Derbzotige herab. In allen diesen Erzählungen[155]). kommen die Frauen schlecht weg: sie erscheinen da entweder als einfältig oder als zuchtlos und ehrvergessen.. Es ist aber tröstlich, zu sehen, daß dieser an die Stelle der Frauenverehrung leichtfertige Toleranz und muthwilligen Spott setzenden Humoristik doch immer eine edlere und würdigere Auffassung von dem Wesen und der Bestimmung der Frauen zur Seite ging. Zwar hat sogar der ernste Walther das zur Idealität sublimirte Verhältniß von Mann und Weib keineswegs immer festgehalten, auch seine Lieder werben nicht selten um vollen Liebesgenuß und mit Wohlgefallen blickt er auf die Stunde zurück, wo er seine Herrin im Bade belauschte („dô ich si nakket sach“); aber doch haben er sowohl als andere den Minnegesang vor dem Absinken ins Gemeine energisch zu bewahren gesucht. Wenn die mittelalterlichen Humoristen mit frivolem Lachen erzählen, wie Jungfrauen ihre Ehre preisgeben und den Männern wohl gar noch entgegenkommen, so hat dagegen Reinmar von Zweter den Mädchen mahnend zugerufen:

Ein ledig Weib soll um den Mann
Nicht werben, es steht ihr nicht an,

Die wîle ich in den vröuden lebte, wie ich in den lüften swebte.
Ich hât niergen ein gilt so kleine . . . .
Geloube mir der maere, da ensaeze ûff ein videlaere
Unt videlten alle den albleich, daz mir diu sinne gar entweich,
Daz ich enhôrte noch ensach, so wunderliche mir geschach.“

155) Gesammtabenteuer, I, 211 fg. II, 23 fg. 41 fg. 127 fg. 245 fg. 265 fg. 278 fg. 287 fg. 297 fg. III, 21 fg. 43 fg. 111 fg.

Die Liebe will's nicht leiden.
Doch daß sie sich bescheiden
In Tugend kleid', in Zucht und Sitt',
In Huld und Anmuth und damit
Des Mannes Herz gewinne,
Das steht wohl an der Minne.

Wenn der Tanhuser, Ulrich von Winterstetten und mehr noch Nithart faunisch schmunzelnd damit pralen, wie sie da und dort leichtsinnige Dirnen bethörten, so hat hinwieder derselbe Reinmar gegenüber solcher Gassenliebe nachdrücklich ausgesprochen, daß das Naturmysterium der Geschlechtsliebe, wenn es mehr sein sollte als Befriedigung eines thierischen Gelüstes, durch geistige Harmonie geadelt sein, daß über Mann und Weib in Umarmung ein Abglanz von Göttlichem schweben müsse: —

Ein Herz, Ein Leib, Ein Mund, Ein Muth
Und Eine Treu' und Eine Liebe wohlbehut,
Wo Furcht entschleicht und Scham entweicht und Zwei sind Eins geworden ganz,
Wo Lieb' mit Lieb ist im Verein:
Da denk' ich nicht, daß Silber, Gold und Edelstein
Die Freuden übergolde, die da bietet lichter Augen Glanz.
Da, wo zwei Herzen, die die Minne bindet,
Man unter Einer Decke findet
Und wo sich Eins ans And're schließet,
Da mag wohl sein des Glückes Dach.
Wohl ihm, dem je ward solch Gemach!
Ich weiß gewiß, daß Gott das nicht verdrießet.

So lange die höfisch-ritterliche Bildung nicht allzu sehr

entartete, wurden inmitten der ausgelassenen Zotenreißerei und des tobenden Gelächters auf Kosten der Frauen immer wieder Stimmen laut wie jene des unter dem Namen „der Marner“ bekannten Poeten, der seinen Zeitgenossen zurief:

Wer will nach meiner Lehre
Erstreben Liebesziel,
Der soll der Frauen Ehre
Nicht haben für ein Spiel.
Von Frauen soll man sagen
Nur Gutes immerdar,
Weil nur bei ihnen gar
Ist Freude zu erjagen.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin da hatten freilich die lachenden Spötter wie die sauerblickenden Moralisten freie Hand und wenig Widerspruch zu besorgen. Es ist nichts davon bekannt, daß Sebastian Brants Klage und Anklage:

O, frauliche Scham, was soll ich sagen,
Daß du jetzt treibst in unsern Tagen!
Auch magdliche Zucht ist ganz dahin —

eine Widerlegung oder auch nur eine Bestreitung gefunden. Die mittelalterliche Gesellschaft war jetzt in einer Phase der Auflösung angelangt, wo sie weder die Mittel noch auch nur den Willen mehr besaß, den von ihr ausgehenden Fäulnißgeruch zu verbergen. Es ist, glaube ich, im Verlauf unserer Ausführungen überzeugend nachgewiesen worden, daß, wenn man den Sachen auf den Grund sieht, das höfisch-romantische Liebesideal und die dadurch bedingte idealisirte Stellung des Weibes durchschnittlich in

der Wirklichkeit keineswegs vorhielt und daß der ritterliche Minnedienst, auf seiten der Werbenden sowohl als der Umworbenen, in der Regel nur ein verfeinerter Egoismus gewesen. Aber bei alledem ist anzuerkennen, daß die Höfischkeit in ihrer guten Zeit einen gewissen poetischen Schimmer, Ton und Duft über das Dasein hergebreitet hatte. Dieser Nimbus zerriß beim Ausklingen des Mittelalters und in der klaffenden Spalte erschien mit frecher Gebärde die nackte Gemeinheit, ihre plumpe Flegelei und den zotigen Kynismus, welche mitsammen in den aus Mummenschanz und Maskensprüchen hervorgegangenen, zuerst durch Hanns Rosenplüt (um 1450) literarisch gestalteten „Fastnachtsspielen" der Zeit rumorten, in den geselligen Verkehr einführend oder vielmehr mit hausbackenem Realismus aus demselben herausgreifend.

In solchen Zeiten sittlicher Zerrüttung schauen edlere Gemüther und denkende Köpfe nach Mitteln aus, dem kranken Gesellschaftskörper neue Lebenssäfte zuzuführen, und in dieser Richtung sehen wir in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Deutschland einen Kreis von Männern literarisch thätig, in welchen wir die Vorläufer der Humanisten des 16. Jahrhunderts zu erkennen haben. Zu diesem Kreise gehörte ein Niklas von Wyle, ein Steinhövel, ein Albrecht von Eyb und andere. Sie fühlten, daß es mit den romantischen Idealen vorbei, daß damit nichts mehr auszurichten sei, und wandten sich in die Gedankenwelt des klassischen Alterthums zurück, um von dorther die Mittel zu holen, reinigend, klärend und bessernd auf ihre Zeitgenossen zu wirken. In Verbindung

mit volksthümlichen Kanzelrednern, welche ihr Amt im Sinne eines Geiler von Kaisersberg faßten und führten, richteten diese Literaten ihr Augenmerk besonders auch darauf, die ehelichen Verhältnisse aus ihrem tiefen Verfalle wieder aufzurichten und der Ehe, dem Grund- und Eckstein der sozialen Ordnung, ihr geheiligtes Ansehen zurückzugeben, welches die Romantik so sehr untergraben hatte.

Diese edle Absicht diktirte dem Albrecht von Eyb sein Ehestandsbuch („Ob einem manne sey ze nemen ein eelich weib oder nit“), welches er 1472 dem Rathe von Nürnberg als Neujahrsgeschenk überreichte. Der wackere, lebenserfahrene und gelehrte Mann hat darin der Ehe ein ebenso wohlbegründetes als begeistertes Lob gespendet, welches, ins Neuhochdeutsche umgesetzt, also lautet: — „Der allmächtige Gott hat das Amt eines rechten Vaters geübt, indem er wollte, daß das menschliche Geschlecht ewig sei, und er hat zuerst den Mann erschaffen nach seiner göttlichen Bildung, hernach die Frau nach Gestalt des Mannes, damit zwei Geschlechter seien, Männer und Frauen, um Kinder zu zeugen und das Erdreich mit Menschen zu erfüllen. Das sollte geschehen in Form der heiligen Ehe und hat Gott der Vater die Ehe selbst eingesetzt und geordnet im wonnereichen Paradies und zur Zeit der Unschuld. Hernach hat Gott der Herr, als er in menschlicher Gestalt gewohnt, die Hochzeit persönlich geehrt, gesegnet und gewürdigt mit seinen göttlichen Zeichen, da er dabei das Wasser in Wein gewandelt. Die Ehe wird auch gelobt und gepriesen von der Natur, die den Menschen den Trieb eingegeben, Kinder zu haben, die

ihnen gleich seien. Es haben auch die Rechtssatzungen bestimmt, daß die Ehe mit beider, des Mannes und der Frau, freiem Willen soll geschlossen werden, zum Zeichen, daß zwischen ihnen ein ewiger einiger Friede walten soll und getreue Liebe und Freundschaft. So ist die Ehe ein ehrbar Ding, ist die Mutter und Meisterin der Keuschheit, denn mittels ihrer werden vermieden unlautere Begierden und andere schwere Ausschreitungen der Unkeuschheit. Die Ehe ist ein nützlich, heilsam Ding: durch sie werden Häuser, Städte und Länder gebauet, gemehret und im Frieden erhalten, durch sie wird mancher Streit und Krieg gestillet, Sippschaft und gute Freundschaft unter Fremden hergestellt und das ganze Menschengeschlecht geewigt. Die Ehe ist auch ein fröhlich, lustbar und süß Ding. Was mag fröhlicher und süßer sein als der Name des Vaters, der Mutter und der Kinder, so da hangen an der Eltern Hals? Wenn Eheleute die rechte Liebe und den rechten Willen für einander haben, dann ist ihnen Freud' und Leid gemein und genießen sie des Guten desto fröhlicher und tragen sie das Widerwärtige desto leichter.“.... Man hört aus diesen Worten schon den reinmenschlichen, vollen, gegen die romantische Minnetiftelei so schön abstechenden Herzenston der Natur, des gesunden Menschenverstandes und der guten Sitte heraus, welchen im 16. Jahrhundert die Leiter der reformatorischen Bewegung inbetreff der Ehe anstimmten, und so sei denn damit das Buch vom Mittelalter beschlossen.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Alterthum.

Erstes Kapitel: **In den germanischen Wäldern.**

Zweites Kapitel: **Zur Völkerwanderungszeit.**

Drittes Kapitel: **Göttinnen und Heldinnen.**

Zweites Buch.

Mittelalter.

Erstes Kapitel: **Karlingische Zeit.**

Zweites Kapitel: **Unter den sächsischen und fränkischen Kaisern.**



Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.


Stanford University Libraries
3 6105 015 108 983

